NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08221467 1

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Schroeder

Digitized by Google

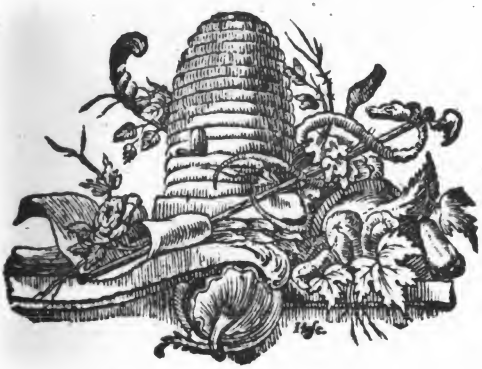
PHILIPP IACOB SPENER.

Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Sechster Theil.

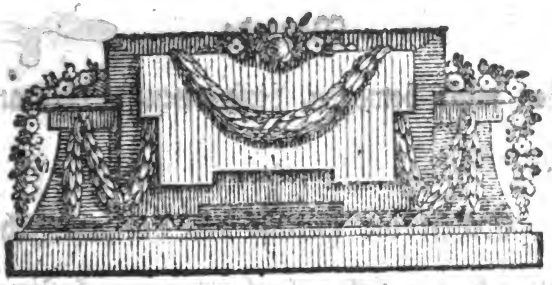


Berlin,
verlegts August Mylius
1787.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google



Vorrede.

Das Verſprechen, welches ich in der Vorrede zum fünften Theil dieſes Werks gethan hatte; die Aufforderungen und Aufmunterungen zur Fortſezung deßelben, welche von nicht wenigen Orten her an mich ergangen ſind; und, ich darf es wohl hinzuſezen, ſelbſt die Ausſicht einiger Erholung von der mehrere Jahre hindurch ununterbrochenen Arbeit an der chriſtlichen Kirchengeſchichte,

haben mich bewogen, diesen neuen Theil auszufertigen.

Schon im Herbste des vorigen Jahres hatte ich die Lebensbeschreibungen bestimmt, welche in demselben Platz finden sollten. Als ich aber im Februar dieses Jahrs die erste Nachricht von des Hrn. **Herchenhahn Geschichte der Regierung Kaiser Josephs des Ersten, Erster Band**, Leipzig, 1786. 8. aus den Helmstädtischen Commentariis erhielt, war ich beinahe Willens, das Leben dieses Kaisers wegzulaßen. Doch beym Empfange des Buchs selbst, sah ich bald, daß dieser Gelehrte nicht ganz einerley Weg mit dem mir vorgezeichneten gegangen sey. Er hat eine vollständige **Regierungsgeschichte Josephs**, und gewißermaaßen auch die **gleichzeitige Europäische** damit verbundene Geschich-

schichte, zu schreiben angefangen; ich bleibe bloß bey dem eigentlichen Leben dieses Kaisers stehen. Dieser Unterschied ließ mich hoffen, daß meine Arbeit auch neben der seinigen erscheinen könnte: und ich glaubte diese Erläuterung meinen Lesern schuldig zu seyn, damit keiner unter ihnen sich wundern dürfe, gerade diese Lebensbeschreibung hier anzutreffen.

Speners Leben hatte ich in der Vorrede des vorhergehenden Theils gewißermaaßen versprochen; es sollte, wie man leicht sieht, ein Gegenbild vom Thomasius werden. Aber eben wegen dieser besondern Absicht, auch wegen der eigenen Bestimmung dieses Werks, kann man nicht erwarten, daß jenes Leben in aller Vollständigkeit beschrieben werde; daß darinne alle von ihm vorgetragene

Meinun-

Meinungen, eine genaue Nachricht von allen seinen Schriften, und alle seine Streitigkeiten vorkommen. Dieses insgesammt ist zum Dienste der Religions-, kirchlichen und theologischen Geschichte allerdings nothwendig. Hier war es nur hauptsächlich Spener, der Reformator, den ich abzuschildern gesucht habe: einer der ehrwürdigsten Deutschen, der auf allgemeinere Bekanntschaft und Hochschätzung der Nation so vieles Recht hat. Wittenberg, am 15. Sept. des Jahrs 1787.

Leben

Leben
des
Königs von Ungarn,
Matthias Corvinus.

Unter denjenigen Europäischen Nationen, welche im Besize der herrlichsten Länder und wichtigsten natürlichen Vortheile, auch nicht ohne häuffige Aufmunterungen von mancherley Art, selbst durch ihre eigenthümliche Gaben und Triebe zu großen Dingen aufgefordert, gleichwohl bis auf unsere Zeiten alle ihre Kräfte noch nicht hinlänglich gekannt, und die edelsten derselben zu wenig gebraucht haben, oder nicht haben kennen und brauchen dürfen, nehmen die Ungarn eine vorzügliche Stelle ein. Wenn man sie eine Europäische Nation nennt: so heißt dieses freylich nur so viel, daß sie seit ohngefähr achthundert Jahren ihren Siz in einem der schönsten Län-

der unsers Welttheils aufgeschlagen haben, mit andern Europäischen Völkern in vielfache Verbindungen getreten, und von denselben, oder in ihrer Nachahmung, durch Religion, Sitten, Gesetze, Künste und Wißenschaften, zu ihrem jezigen Zustande ausgebildet worden sind. Aber eigentlich sind jene unermeßliche Gegenden des nördlichen Asiens, aus welchen so viele kühne Krieger und Weltverwüster, so viele furchtbare Eroberer, in Europa eingedrungen sind, auch ihr Vaterland. Ihre asiatische Sprache, welche unter allen Europäischen nur mit der Finnischen in einiger Verwandtschaft steht, ihre Kleidung, und selbst manche Ueberreste ihrer alten Sitten, erhalten ihnen noch das Unterscheidende ihres Ursprungs. Nachdem sie gegen das Ende des neunten Jahrhunderts Pannonien eingenommen, auch demselben bald ihren Nahmen ertheilt hatten, fiengen sie hundert Jahre darauf an, Christen zu werden; erlangten in kurzem, näher bekannt mit den Deutschen, deren Vaterland sie vorher so oft und so grausam verwüsteten, noch andere bessere Kenntnisse, nüzliche Einrichtungen und mildere Sitten; konnten aber dennoch, ob sie gleich nachher einige treffliche Fürsten, nicht wenige ruhmwürdige Patrioten und viele lebhafte Köpfe hatten, sich mehrere Jahrhunderte nach einander nicht höher als zu dem Ruhm einer sehr tapfern, für ihre Freyheit und ungeprüfte Religion überaus eifrigen Nation emporschwingen. Endlich bekamen sie zu einer Zeit, da in einem großen Theil von Europa, durch Erfindungen, Hülfsmittel und Reizungen von einer neuen Gattung, der Saame zu feinern Einsichten, erhabnern Denkungsarten und gemeinnüzlichern Thätigkeiten ausgestreuet wurde, der im folgenden Jahrhunderte so unbeschreiblich fruchtbar ward, einen König, welcher durch die Geschäftigkeit, mit der er diesen Saamen für seinen vaterländischen

Boden

Boden zu nüzen suchte, die lebhaftesten Hoffnungen erweckte, daß die Ungarn nicht nur die übrigen Europäischen Nationen, so weit sie vor ihnen einen Vorsprung gewonnen hatten, einholen, sondern auch künftig mit ihnen gleiche Schritte thun würden. Und dieser König ist es, dessen Leben hier beschrieben werden soll. Wenn seine Thaten und Verdienste ihn würdig gemacht haben, daß sein Andencken bey der Nachwelt erneuert werde: so ist er ihr auch bey der Untersuchung wichtig, warum seine Nation, nach einer solchen Anlage, als sie von ihm empfieng, nicht sogleich viel höher steigen konnte.

Matthias Corvinus kam, nach der wahrscheinlichsten Bestimmung am sieben und zwanzigsten März des Jahrs 1443. zu Koloschvár, von den Deutschen Clausemburg genannt, einer der ansehnlichsten Städte in Siebenbürgen, zur Welt. Seinen Vater Johannes Corvinus, der neben den größten Kriegshelden seiner Zeit hervorragt, kennt man mehr unter dem berühmten Nahmen Johann von Hunyad. Dieser hatte sich von einer niedrigen ausländischen Herkunft, (denn es ist glaublich, daß er der Sohn eines Walachischen Edelmanns, dem das Dorf Hollos an der Siebenbürgischen Gränze gehörte, gewesen sey,) zur nächsten Stufe nach dem Könige selbst empor geschwungen. Hollos hieß auch von den vielen Raben, welche sich daselbst aufhielten, Corvinus. Daher wurde dieses sein Familiennahme; aber auch ein Theil seines Wapens, indem man auf den Dukaten, welche er und sein Sohn Matthias prägen ließen, neben dem Ungrischen Reichswapen auch einen Raben sieht, der einen Ring im Schnabel trägt. Doch eine so natürliche Ableitung gefiel weder den Verehrern noch den Feinden dieses mächtig gewordenen Hauses. Jene,

und darunter scheint ein Geschichtschreiber dieser Zeiten von ansehnlichem Range, Bonfinius, das erste Beispiel davon gegeben zu haben, bildeten sich ein, den Ruhm und das Ansehen des Königs Matthias dadurch sehr zu erheben, daß sie ihn zu einem Nachkommen jenes edeln und tapfern Römers, Marcus Valerius, mit dem Beinahmen Corvus, (weil ihm ein Rabe in seinem Gefechte mit einem Gallier beigestanden hatte,) machten, deßen Geschlecht daher den Nahmen Corvinus bekam. Allein da sie bey dieser Behauptung gar keinen historischen Spuren nachgehen konnten: so musten sie die Geschichte jenes Geschlechts willkührlich verdrehen und ergänzen. Sie mögen es freylich auch vor nöthig gehalten haben, ihrem Helden eine desto glänzendere Abstammung zu verschaffen, je tiefer ihn andere von dieser Seite herabsetzten. Der Graf von Cilley, ein Gegner des Hauses Hunyad, und mit ihm andere Deutsche, von welchen Bonfinius, irrig schreibt, daß sie von Natur den Ungarn abgeneigt wären, breiteten darüber folgende Erzählung aus. Siegmund, sagten sie, König von Ungarn, und nachmals Kaiser, jüngerer Sohn des Kaisers Karls des vierten, unterhielt ein Liebesverständniß mit einem Walachischen Frauenzimmer. Da sie von ihm schwanger geworden war, gab er ihr einen Ring, mit dem Befehl, das Kind, welches sie zur Welt bringen würde, wenn sie es groß gezogen hätte, mit diesem Merkmal zu ihm zu schicken. Die reichlichen Geschenke, mit welchen er sie überhäufte, machten einen Walachischen Edelmann, ob er gleich ihren Zustand erfahren hatte, geneigt, sie zu heyrathen: und nicht lange darauf gebahr sie einen sehr schönen Knaben, den sie Johannes nannte. Einst hatte sie demselben in ihrem Schooße liegen; da kam ein Rabe herbeygeflogen, und trug den Ring weg, auf welchem das ganze künf-

tige Glück des Kindes beruhte. Voll Angst und Verzweifelung darüber, rief die Mutter ihrem Manne zu, dem Raben seinen Raub wieder abzujagen; er war auch so glücklich, denselben mit einem Pfeil zu erlegen. Der Knabe wurde nachher als Jüngling mit dem Ringe an den König gesandt, der ihn beym Anblicke dieses Unterpfandes vor seinen Sohn erkannte, und ihm viele Landgüter schenkte. Es ist wahr, daß Bonfinius diese Fabel, wie er sie nennt, nicht eben am treffendsten widerlegt. Denn außerdem, daß er sich zuversichtlich auf die Römischen Vorfahren des Johannes Corvinus und vermeinte Denkmäler derselben in Ungarn beruft, wobey er sogar Adler in Raben verwandelt, behauptet er noch, daß Siegmund, wenn er den jungen Johannes vor seinen Sohn gehalten hätte, ihm gewiß, weil er keinen ehelichen Sohn hatte, das Königreich Ungarn geschenkt haben würde; gerade als wenn dieses leztere nicht die allergeringsten Schwierigkeiten gelitten hätte. Unterdessen hat doch jene ganze Erzählung keinen andern Grund, als eine ausgestreuete Sage. Wollte man muthmaaßen, daß in derselben doch eine wahre Anlage verborgen liege, die man zur Ehre dieses Hauses zu unterdrücken gesucht habe: so ist doch wenigstens soviel erwiesen worden, daß Siegmund, seinem Alter nach, der Vater des Johannes Corvinus nicht habe seyn können.

Allein frühe Belohnungen seiner kriegerischen Tapferkeit ertheilte er demselben gewiß, indem er ihm nicht nur das Siebenbürgische Bergschloß Hunyad, einige Tagereisen von Belgrad gelegen, von welchem er in der Folge und eine um daßelbe gebauete Stadt den Nahmen führte, sondern auch die Woiwodschaft oder Statthalterschaft der Walachey gab. Ungarn und die benachbarten christlichen Länder, brauchten da-

mals, gegen den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, mehr als jemals sehr geübte Vertheidiger mit den Waffen in der Hand. Die Türken hatten nach langen und wiederholten Angriffen auf das griechische Kaiserthum zu Constantinopel, in Asia und Europa, dasselbe, wenige Besizungen ausgenommen, fast nur auf seine Hauptstadt heruntergebracht. Schon wurde auch diese von ihnen bedroht: und wenn sie in ihre Hände gefallen war, schienen sie nicht viele Hinderniße mehr zu finden, um mit einer durch ihre Eroberungen immer verstärkten Macht, in Ungarn ebenfals einzudringen, deßen Gränzländer, wie Siebenbürgen, Servien, und andere mehr, ihren Verwüstungen bereits offen standen. In dieser Gefahr wurde Johann von Hunyad der glücklichste Beschüzer des Reichs. Es gerieth ohnedieß auch durch die häuffige und lange Abwesenheit Siegmunds, der Kaiser und zulezt noch König von Böhmen geworden war, ingleichen durch die verheerenden Einfälle der Böhmischen Hußiten in Ungarn, bis an seinen Todt im Jahr 1437. in eine ziemliche Zerrüttung. Aus derselben konnte es sein tapferer Schwiegersohn und Nachfolger, sowohl in beiden Reichen, als auf dem kaiserlichen Throne, Albrecht der zweyte, gebohrner Herzog von Oesterreich, während einer Regierung, die nur bis zum Jahr 1439. dauerte, nicht herausziehen. Ungarn sank vielmehr noch tiefer in dieselbe, als sich die Reichsstände zwischen deßen nach seinem Tode gebohrnen Prinzen Ladislaus, und dem Pohlnischen Könige Wladislav theilten. Der leztere, auf deßen Seite sich auch Hunyad schlug, behielt endlich die Oberhand; verlor aber, nachdem er den mit den Türken kaum geschloßenen und beschwornen Frieden gebrochen, in der vom Hunyad beinahe schon gewonnenen Schlacht bey Varna, im Jahr 1444. durch seine Uebereilung das

Leben.

leben. Nunmehr wurde Ladislaus als König von Ungarn erkannt, und während seiner Minderjährigkeit, Hunyad von den Ständen zum Regenten des Reichs gewählt. Er erfüllte das Vertrauen, welches man in ihn sezte, noch ferner; auch da die Türken, nach der Eroberung von Constantinopel im Jahr 1453, offenbar den Entwurf machten, sich Ungarn zu unterwerfen. Ob er gleich bey dem Regierungsantritte des Königs im Jahr 1452. seine Statthalterschaft niedergelegt hatte; so blieb er doch immer die Stüze des Reichs und sein größter Feldherr, auch mit andern hohen Würden bekleidet. Er starb im Jahr 1456. und hinterließ von seiner Gemahlinn Elisabeth, aus dem Geschlechte Szilágyi, die bis gegen das Jahr 1484. hin gelebt hat, zween Söhne, Ladislaus und Matthias.

Matthias, bey dem sich frühzeitig sehr viel versprechende Gaben des Geistes mit der angenehmsten Bildung verbunden, äußerten, genoß einer Erziehung, welche damals in den Familien der ansehnlichsten Ungrischen Großen noch eine Seltenheit war. Die Jünglinge von vornehmen Stande wurden bloß zu muthigen Kriegern vorbereitet, und man vernachläßigte an ihnen die nothwendigsten Fähigkeiten des Verstandes so sehr, daß sich noch vom Jahr 1491. Urkunden finden, in welchen ein Statthalter von Siebenbürgen, ein Oberstallmeister und Oberkammerherr des Königs, gestehen, sie könnten nicht schreiben, und müßten daher andere für sich unterschreiben laßen. Gründlicher Unterricht in den Wißenschaften und feinen Künsten war überhaupt zu dieser Zeit in Ungarn überaus schwer zu erlangen; wer sich dort nach denselben sehnte, mußte nach Deutschland oder Italien reisen. Denn die Bischöfe, Pfarrer und Mönche, welche sich das Ansehen

gaben, die einzigen Gelehrten des Landes zu seyn, waren fast alle höchstens nur mit den Anfangsgründen der Gelehrsamkeit bekannt. Doch eben um die Zeit, da Matthias auf die Welt kam, fiengen die beiden Wite'z an, sich weit über die andern Ungrischen Geistlichen hervorzuthun. Der ältere von ihnen, Johannes Wite'z, hatte das neue Licht, welches in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts durch die gelehrten griechischen Ankömmlinge in Italien angezündet worden war, bey seinem Aufenthalte daselbst, zu seiner Aufklärung genüzt; suchte es aber auch nachmals in Ungarn zu verbreiten, und war würklich der erste, der einigen Geschmack an der Gelehrsamkeit des alten Griechenlands und Roms in diesem Lande rege machte. Johannes von Hunyad, der ihn sehr hoch schäzte, ertheilte ihm nach andern geistlichen Aemtern, im Jahr 1443. das Bißthum Groß-Wardein in Ober-Ungarn. Durch sein Beispiel angefeuert, betrat seiner Schwester Sohn, Johann Cessinge, der aber auch den Nahmen Johann Wite'z bekam, eben denselben Weg mit so vielem Eifer und so vorzüglichen Gaben, daß er ihn weit hinter sich zurück ließ. Eilf Jahre hindurch hatte er in Italien, wohin ihn sein Oheim schickte, einen Schüler des berühmten Guarini von Verona abgegeben, der ihn allen seinen Italiänischen und ausländischen Zuhörern vorzog. Er war in der Sprache, den Wißenschaften und Künsten der Griechen und Römer sehr geübt, einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, und eigentlich der erste Ungar, der in solchen feinern Kenntnißen und Fertigkeiten ein Muster für sein Vaterland wurde. Daher gab er sich aus Liebe zu dem gelehrten Alterthum, den Nahmen Janus Pannonius, unter welchem ihn die Nachwelt am meisten kennt; er sagte auch von sich selbst nicht zu ruhmredig in den lateinischen

Versen

Versen, die er zu seiner Grabschrift bestimmte, daß er zuerst die mit Lorbeern gekrönten Göttinnen vom Helikon an den vaterländischen Ister geführt habe.

Der ältere dieser beiden würdigen Männer hat an der Erziehung und ersten Unterweisung des Matthias einen Hauptantheil gehabt. Johannes von Hunyad vertrauete ihm seine Söhne zu dieser Absicht, und empfohl sie noch sterbend seiner Fürsorge. Da er jedoch bereits Bischof war, als Matthias gebohren wurde: so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er ihm auch durch andere Lehrer habe Unterricht geben laßen. Die Muthmaassung hingegen, die man vorgebracht hat, daß dieses hauptsächlich durch den jüngern Vitez geschehen sey, läßt sich mit dem vieljährigen Aufenthalte desselben in Italien nicht wohl vereinigen; wenn er gleich nachmals jene eifrige Neigung zu dem gelehrten Alterthum, die Matthias stets beybehielt, sehr verstärkt haben mag. Matthias lernte nicht nur zeitig schreiben; sondern gewöhnte sich auch eine so leserliche schöne Handschrift an, daß er sich von der bis dahin gewöhnlichen sogenannten Mönchsschrift merklich entfernte. Daher unterschrieb er auch, welches die Fürsten älterer Zeiten nicht thaten, und auch oft nicht einmal thun konnten, seine Urkunden und Briefe unter allen Ungrischen Königen zuerst eigenhändig; worinne ihm seine nächsten Nachfolger öfters, die spätern aber immer nachahmten. Er lernte zeitig die lateinische Sprache, und konnte sie nicht allein fertig und ziemlich rein sprechen, sondern auch schreiben: wiederum eine Eigenschaft, die man damals außerhalb des geistlichen Standes anzutreffen nicht gewohnt war. Sein Vater, der diese Sprache nicht verstand, bediente sich daher seiner, zumal da er an ihm einen weit über seine Jahre

gehenden Scharfsinn wahrnahm, bey wichtigen Angelegenheiten, die er mit päpstlichen Gesandten abhandelte, zum Dolmetscher. In der Folge verstärkte er diese Uebung der lateinischen Sprache durch häufigen Umgang mit Gelehrten dergestalt, daß er in einer langen zusammenhängenden Rede, selten Fehler gegen dieselbe begieng. Als daher nachmals Pohlnische Gesandte an seinen Hof kamen, und, damit ihr Vortrag nicht von der großen Menge Anwesender durchgängig verstanden würde, denselben in ihrer Landessprache hielten, fragte sie Matthias, der allein von allen in der Slawonischen, mit der Pohlnischen verwandten Mundart geübt war, ob er ihnen in dieser, oder in der lateinischen Sprache antworten sollte? Sie stellten dieses in sein Belieben; darauf wiederholte er lateinisch alles, was sie gesagt hatten, in einer weit bessern Ordnung, widerlegte es zum Theil, und ließ bey ihnen die größte Bewunderung seiner Beredtsamkeit zurück. Durch seine Bekanntschaft mit der Slawonischen Sprache, (so schreibt ein Gelehrter von seinen Unterthanen,) welche von der Bulgarischen, worinne die Türken ihre Urkunden aufsezen, wenig verschieden ist, wurde er in den Stand gesezt, mit Türken und Bulgaren, Böhmen, Pohlen, Rußen, Dalmatiern, Serviern, und andern Slawischen Nationen, sich ohne Dolmetscher zu unterreden. Er erlernte auch die deutsche Sprache: und, wenn man dem vornehmsten Geschichtschreiber seiner Regierung unter seinen Zeitgenoßen glauben dürfte, so wurden ihm nach und nach alle Europäische Sprachen geläufig. Allein dieses ist wohl nur ein Lob, wie man einen Fürsten lobt, indem man nicht die geringsten Spuren von Zeit, Gelegenheit und Hülfsmitteln zur Erwerbung oder Anwendung einer so ungeheuern Sprachkunde findet. Selbst diejenige, welche er besaß, erlangte er zum Theil erst in reifern Jahren: und

sie

Digitized by Google

ſie war für einen Fürſten dieſer Zeit bewundernswerth genug. Auch wandte er in den erſten Jahren ſeiner Jugend einen nicht geringen Fleiß auf die alte Geſchichte; Livius und Curtius wurden bald ſeine Lieblingsſchriftſteller. Damit verband er auch Kenntniße der Mathematik, beſonders der Sternkunde, und vielleicht noch mehr der Sterndeuterey, als welcher der ältere Witez ſo ergeben war, daß er nichts vornahm, ohne die Geſtirne darüber zu Rathe zu ziehen. Man ſchreibt ihm überdieß eine ausnehmende Fertigkeit in der Phyſiognomik zu, nach welcher er die Gemüthsart und die Sitten vieler Menſchen bey ihrem erſten Anblicke ſogleich richtig beurtheilte: ohne Zweifel nicht aus einer Kunſtmäßigen Anleitung in frühern Jahren, die ſo leicht trügliche Machtſprüche veranlaßt hätte; ſondern durch Hülfe eines tief eindringenden Blicks, den nur lange Beobachtungen der Menſchen in der großen Welt ſchärfen konnten. Noch nennt man die Baukunſt unter den Beſchäftigungen ſeiner frühern Jahre; aber vor allem andern die Kriegskunſt, in welcher er ſich keinen trefflichern Führer wünſchen konnte, als er an ſeinem Vater hatte, der ihn ungemein liebte. Dieſer ſah unter den angenehmſten Hoffnungen in ſeinem noch ſehr jungen Sohne ſich einen kriegeriſchen Geiſt entwickeln. Denn wenn man, nach der Weiſe der damaligen Zeit, ein Lied vom tapfern Roland ſang; oder andere Erzählungen von Heldenthaten vorbrachte: ſo hörte Matthias, als ein Knabe, mit ſolcher Aufmerkſamkeit darauf, daß er Eßen und Trinken ganze Tage lang vergaß, und durch die Beſchreibungen von Gefechten, heftigen Stichen und Hieben fortgeriſſen, alles dieſes mit Bewegungen der Hände und Füße Theilnehmend nachahmte. In Leibesübungen, die ſich für eine ſolche Neigung ſchickten, brachte er es daher zeitig zu einer gewißen Vollkommenheit, und gab dadurch

ſeinem

seinem wohlgebildeten Körper desto mehr Gewandtheit und Festigkeit. Mit solchen Gaben und Fertigkeiten ausgeschmückt, führte ihn sein Vater an den Hof des Königs Ladislaus, der ihm eine Stelle unter seinen Edelknaben ertheilte.

Doch der Todt des Johannes von Hunyad im Jahr 1456. schien auch die glänzenden Erwartungen, die sein jüngerer Sohn haben konnte, auf immer zu vernichten. Dieses Haus, das zu einer solchen Höhe gestiegen war, hatte längst die Eifersucht und den Neid von andern, die schon durch ihre Geburt groß waren, und deswegen mehr Ansprüche an die vornehmsten Würden zu haben glaubten, erregt. Keiner aber war bisher unter den erklärten Feinden Hunyads bekannter geworden, als Ulrich, Graf von Cilley im Herzogthum Steyermark. Er war ein Sohn von des Königs Ladislaus Großoheim, Friedrich, Grafen von Cilley, indem die Schwester dieses Friedrichs, die Gräfinn Barbara, Gemahlinn Kaiser Siegmunds, durch ihre Tochter Elisabeth die mütterliche Großmutter des Königs geworden war. Schon dieses verdroß den Grafen, daß Hunyad während der Minderjährigkeit des Ladislaus zum Regenten des Reichs bestellt wurde; da er doch ein Anverwandter dieses Königs, reich und mächtig war. Seine Erbitterung aber gegen den Hunyad wurde noch weit heftiger, als dieser, weil ihn der Graf nicht als Regenten erkennen wollte, und dem Kaiser Friedrich dem dritten zugethan blieb, der den jungen König, zugleich auch die Reichskrone, den Ungarn vorenthielt, die Güter des Grafen verwüstete. Dieser stellte daher der Freyheit, und selbst, wie man erzählt, dem Leben des Hunyad mehrmals, aber allezeit vergebens, nach. Er vermochte auch durch seine Vorstellungen über den

König

König selbst so viel, daß dieser, weit entfernt, sich über den Todt jenes großen Helden zu betrüben, vielmehr glaubte, er sey dadurch von vielen Besorgnißen befreyet worden, welche ihm die Macht und das Ansehen desselben erwecken könnten. Gleichwohl war Hunyads ältester Sohn Ladislaus, vorher schon Ban oder Statthalter von Dalmatien und Croatien, nunmehr demselben auch in andern wichtigen Befehlshaberstellen und reichen Besitzungen nachgefolgt; er hatte den Muth und die Standhaftigkeit seines Vaters geerbt, und man konnte kaum zweifeln, daß ein so berühmtes und verehrtes Haus, für welches noch der jüngere Bruder Matthias heraufwuchs, seinen Rang nicht nur behaupten, sondern auch noch erhöhen würde. Cilley war es nicht allein, der daßelbe mit mißgünstigen Augen betrachtete; auch manche Ungrische Großen wünschten es erniedrigt zu sehen. Er aber rühmte sich öfters, er wolle dieses Hundegeschlecht nächstens aus ganz Ungarn vertilgen. Bey dem Könige wußte er manche Handlungen des Ladislaus von Hunyad eine so verhaßte Gestalt zu geben, daß dieser ihm sehr verdächtig wurde, weil er, zum Beispiel, einige tausend deutsche Kriegsvölker, die der König mitgebracht hatte, als er die Hauptfestung Belgrad besaß, nicht mit demselben hineinließ, sondern diese nur mit Ungrischen Soldaten, auf die er sich allein verlaßen konnte, besezt hielt. Zwar gewann es das Ansehen, als wenn die Feindschaft dieser beiden mächtigen Herren auf einmal unterdrückt wäre. Der Graf von Cilley wurde von dem König zum Statthalter des Reichs ernannt; Die Ungrischen Großen und Ladislaus von Hunyad mit ihnen, leisteten ihm wegen dieser Würde einen Eid der Treue und des Gehorsams; der leztere wurde sogar von dem Grafen an Sohnes Statt angenommen. Allein es entdeckte sich bald, daß Cilley seine Gesinnungen gegen

ihn

ihn nicht verändert habe. Denn man fieng einen Brief von ihm an seinen Schwiegervater auf, worinn er demselben meldete, daß er ihm nächstens zwo Kugeln, (er meinte die Köpfe der beiden Hunyad,) zum Spielen schicken würde. Daher beschloß endlich der ältere Hunyad auf den Rath seiner Freunde, diesen unversöhnlichen Feind aus dem Wege zu räumen. Sein ehemaliger Lehrer, der Bischof Johann Witéz, wollte ihm zwar, damit er sich nicht auf ihn berufen könnte, nicht ausdrücklich dazu rathen; versicherte aber doch, daß er es nicht mißbilligen könne, wenn der Graf erst umgebracht worden sey. Hunyad ließ bald darauf den Grafen zu einer Unterredung einladen; er machte ihm die bittersten Vorwürfe; man zog die Säbel, und der Graf wurde von Hunyads herbeyeilenden Freunden niedergehauen.

Anfänglich schien es nicht, daß der König diese herwegene That, welche gleichsam unter seinen Augen zu Belgrad im November des Jahrs 1456. vollzogen wurde, ahnden wollte. Er vergab sie dem Hunyad, auf seine Vorstellung, daß es eine Folge der Nothwehr gewesen sey, zu welcher ihn der Graf gezwungen hätte. Er kam sogar, von demselben und andern Großen begleitet, in die Festung Temeschwár, welche der Hunyadischen Familie, mit der darauf haftenden Gräflichen Würde und Befehlshaberstelle, erblich zugehörte. Hier fiel die Wittwe des großen Hunyad, nebst ihrem jüngern Sohne Matthias, in Trauerkleidern dem Könige zu Füßen, empfol ihre Söhne seiner Gnade, und bat auch für den ältern, der sich in gleicher Absicht vor ihn hinwarf, um Verzeihung. Der König bewilligte ihr nicht allein solches; sondern bestätigte es auch durch einen beym Genuße des heiligen Abendmahls abgelegten Eide, nahm zugleich

gleich die beiden Brüder zu den seinigen an, und ließ die ganze Familie ihre Trauer mit den prächtigsten Kleidungen vertauschen. Allein Ladislaus von Gara, Reichs-Palatinus, (das heißt eigentlich der königliche Pfalzgraf, oder Oberhofrichter, nach der ursprünglichen Bedeutung dieser Würde unter den Francken; aber in Ungarn der erste von den großen Reichsbaronen und Stellvertreter des Königs,) ein Anverwandter des ermordeten Grafen, obgleich auch bestimmter Schwiegervater des ältern Hunyad, und andere ihrer Feinde, reizten den König dennoch zur Rache. Sie erfüllten ihn mit ängstlichen Besorgnißen vor einem kühnen Jünglinge, der ihn selbst durch seine Unternehmung nicht geschont hätte, noch weniger künftig schonen würde. Man glaubte auch deutliche Spuren von Nachstellungen gegen das Leben des Königs, in einigen Schritten des ältern Hunyad angetroffen zu haben; Oesterreichische Geschichtschreiber der damaligen Zeit zweifeln gar nicht an der Wahrheit derselben; doch könnte es auch seyn, daß sie dem bey Hofe ausgebreiteten Gerüchte, und der Kunst, mit welcher man die Handlungen des ältern Hunyad nicht ohne Schein verdächtig machte, zu viel gefolgt wären. Genug, der König glaubte nunmehr, daß seine Sicherheit auf den Todt deßelben ankomme. Hunyad, der königlicher Oberstallmeister geworden war, und nichts als freundschaftliche Begegnung am Hofe fand, wollte sich mit einigen Kriegsvölkern den Türken entgegenstellen, welche die Gränzen des Reichs bedrohten. Allein der König erlaubte ihm dieses nur mit der Bedingung, wenn er vorher seinen Bruder Matthias nach Buda oder Ofen, der damaligen Hauptstadt von Ungarn und dem Sitze der Könige, hätte kommen laßen, damit dieser, während daß er abwesend war, seine Bedienung verwalten könnte: und der Pfalzgraf suchte es ihm noch

mit

mit verstellter Vertraulichkeit begreiflich zu machen, wie vortheilhaft es für ihn seyn würde, wenn einer wenigstens von ihnen beiden um den König wäre. Die Mutter der zween Hunyad, ein sehr kluges Frauenzimmer, hatte sie zwar gewarnet, daß sie niemals beide zugleich am Hofe bleiben möchten; sie wollte auch jezt den Matthias nicht dahin reisen laßen. Doch er traute der Einladung seines Bruders mehr; und nicht lange nach seiner Ankunft zu Buda, wurde er mit demselben gefangen gesezt. Am dritten Tage darauf, im März des Jahrs 1457. ließ der König den ältern Hunyad gegen Abend zur öffentlichen Hinrichtung fortführen. Dreymal hieb ihn der Scharfrichter, aber niemals tödtlich, in den Nacken. Nach dem dritten Streiche stand Hunyad auf, rief Gott und Menschen als Richter an, behauptete, daß er nunmehr, den Gesezen nach, von fernern Streichen frey seyn müße, und daß Gott, zum Merkmal seiner Unschuld, ein Wunder gethan habe. Indem er dieses sagte, verwickelte er sich in sein langes Kleid, und fiel zu Boden nieder; einige Großen, welche aus einem nahen Palaste zusahen, befohlen sogleich dem Scharfrichter, das Schwerdt wieder zu ergreiffen: und Ladislaus von Hunyad wurde durch einen neuen Streich in seinem vier und zwanzigsten Jahre enthauptet.

Sein Todt stiftete vieles und lautes Misvergnügen. Er war wohlgebildet, hatte nicht geringe Aehnlichkeit mit seinem so sehr bedauerten Vater, im Aeusserlichen und an kriegerischem Muthe; auch waren Ort und Zeit seiner Hinrichtung ganz ungewöhnlich. Würklich befürchtete auch der König einen Aufstand des Pöbels und der Landleute, die ihn sehr geliebt hatten. Dazu kam noch, daß einige mit demselben ins Gefängniß geworfene mächtige und tapfere Große sich gleich

darauf

darauf mit der Flucht retteten. Was man erwarten mußte, geschah; andere vornehme Herren, welche Freunde des Hauses Hunyad waren, besonders Michael Szilágyi, Bruder der unglücklichen Elisabeth, die nun für ihren einzigen noch übrigen Sohn entweder ein gleiches Schicksal, oder doch auch ein trauriges zu besorgen hatte, vereinigten sich mit denselben. Elisabeth ließ es nicht an Gelde fehlen, für welche man Kriegsvölker anwerben konnte; sie drohte sogar, die Schlösser, welche sie in Ungarn, Siebenbürgen und Servien inne hatte, den Türken einzuräumen, wenn ihr Sohn Matthias nicht in Freyheit gesezt würde. Der König hatte denselben beym Anfange dieser unruhigen Aussichten, als einen Gefangenen nach Wien geschickt, welches ihm nebst dem ganzen Herzogthum Oesterreich zugehörte. Er hatte auch den Bischof Vitéz, der ebenfals mit den beiden Hunyad eingezogen worden war, losgelaßen. Als die Feindseeligkeiten völlig ausbrachen, und die Hunyadische Parthey in vielen Gegenden des Reichs die Oberhand bekam, wurde zwar ein Vergleich zwischen ihr und dem Könige vorgeschlagen. Kraft deßelben sollte Elisabeth alle königliche Schlösser und Festungen, welche sie nicht erblich, oder durch Kauf, oder als Schenkungen besaß, dem Könige zurückgeben; und bis dieses geschehen seyn würde, sollte Matthias als Geisel in den Händen des Erzbischofs von Gran, und des Woywoden von Siebenbürgen verbleiben. Sobald aber jene Schlösser ausgeliefert wären, sollte Matthias seine vollkommene Freyheit erhalten, und die übrigen Schlösser sollten ihm durch eine neue königliche Schenkungsurkunde als eine immerwährende Besizung bestätigt werden. Doch dieser entworfene Vergleich kam nicht zur Vollendung. Der König gerieth über die erledigte Erbschaft des Grafen von Cilley in

einen Krieg mit dem Kaiser Friedrich dem dritten, der, so wie er, gebohrner Herzog von Oesterreich war; daher konnte er die Ungrischen Angelegenheiten mit weniger Nachdruck besorgen. Dieser Krieg endigte sich unterdeßen in kurzem; und Ladislaus reiste nun nach Prag, um in dieser Hauptstadt seines ruhigern Reichs Böhmen, die Vermählung mit einer Prinzeßinn des Königs von Frankreich zu vollziehen. Er befohl auch, daß Matthias von Wien gleichfals in diese Stadt gebracht werden sollte. Allein mitten unter den Vorbereitungen zu dieser Vermählung starb der König Ladislaus plözlich zu Prag, am 23 November des Jahrs 1457. als er das achtzehnte Jahr seines Alters noch nicht völlig zurückgelegt hatte.

An eben demselben Tage, da sein Todt erfolgte, der so viele Veränderungen nach sich ziehen mußte, langte der junge Graf Matthias von Hunyad, unter einer Bedeckung von Soldaten, zu Prag an. Ungrische Geschichtschreiber, welche nicht lange nach dieser Zeit geschrieben haben, erzählen zwar, daß der Statthalter von Böhmen, Georg Podiebrad, ihn durch einen listigen Kunstgriff in diese Hauptstadt gebracht habe, indem er dem sterbenden Könige seinen Siegelring abgezogen, und einen schriftlichen Befehl mit Ausdrückung deßelben an die Befehlshaber zu Wien, denen der gefangene Matthias anvertrauet war, hätte ergehen laßen, ihn nach Prag zu schicken. Die Absicht des Statthalters, sagen sie, sey dabey keine andere gewesen, als um von demselben, wenn er ihn in seine Gewalt bekommen hätte, eine sehr ansehnliche Geldsumme zum Lösegelde zu erpreßen. Aber ein berühmter Zeitgenoße des Königs, der sich sogar damals bey ihm befand, Aeneas Sylvius, widerspricht durch die Umstände, welche er beibringt, dieser Erzählung,

die

die auch schon an sich manches Unwahrscheinliche hat. Ob man gleich die Ursache nicht weiß, warum der König den Matthias nach Prag zu führen befohlen habe; so läßt sich doch muthmaaßen, daß es deswegen geschehen sey, weil ein für den damaligen Zustand von Ungarn so wichtiges Unterpfand zu Prag sicherer aufbewahrt wurde, als an der Ungrischen Gränze. Matthias hatte zu Wien die deutsche Sprache erlernet. Er verlor auch, als man ihn dahin in die Gefangenschaft brachte, seinen Muth so wenig, daß er den Deutschen, die ihn begleiteten, und ihm Spottweise vorwarfen, er wolle König von Ungarn werden, antwortete: „Ich werde es seyn, und auch der eurige, wenn ich am Leben bleibe.“

Sobald der König gestorben war, genoß Matthias eines weit mildern Schicksals. Podiebrad, ein eben so edel denkender und kluger, als tapferer und standhafter Herr, den der König selbst auf seinem Todtbette als seinen gewißen und würdigsten Nachfolger im Böhmischen Reiche betrachtete, deßen Treue er auch bey dem Besize deßelben viel zu danken hatte, begegnete ihm nicht mehr als einem Gefangenen, nahm ihm die Wache ab, ließ ihn in sein Haus ziehen, und an seiner Tafel speisen, zeigte auch sonst auf alle Art, daß er seine trefflichen Gaben und seinen Sitten hochschäze. Er tröstete ihn täglich, und ließ ihn das Beste hoffen, weil er, wie er versicherte, schon mit seinem Vater durch Bewunderung und Freundschaft, aber auch durch von ihm empfangene Wohlthaten, in so genauer Verbindung gestanden habe, daß er bereit sey, alles für deßen Sohn zu thun. Vergebens berichten einige spätere Schriftsteller, daß Matthias vom Podiebrad in einer harten Gefangenschaft gehalten worden sey. Matthias selbst rühmt in einer nachmals

ausgestellten Urkunde, die freundschaftliche und brüderliche Behandlung deßelben, nennt ihn auch seinen Befreyer und Gönner. Man wagt aber wohl nichts, wenn man behauptet, daß dieses und andere nachtheilige Gerüchte vom Podiebrad, den Freund und Beschüzer der Hußiten getroffen haben.

Unterdeßen hatte der Palatinus des Ungrischen Reichs, Ladislaus von Gara, nachdem die Nachricht von dem Tode des Königs kaum in Ungarn verbreitet worden war, sogleich mit andern geistlichen und weltlichen Großen eine Versammlung der Reichsstände nach Pesth, zur Wahl eines neuen Königs, auf den ersten Jänner des Jahrs 1458. ausgeschrieben. Man hatte allerdings wichtige Ursachen, mit diesen Berathschlagungen zu eilen. Es gab keinen Prinzen des bisherigen königlichen Hauses, auf den man, als Thronfolger, die Augen hätte richten können. Das Vaterland wurde bereits durch zwo feindseelig gegen einander gesinnte und handelnde Partheien beunruhigt; während einem Zwischenreiche konnten sie demselben noch gefährlicher werden: und es war nicht allein unvermeidlich, daß sie bey der bevorstehenden Königswahl getrennt, erbittert, eine zur Unterdrückung der andern entschloßen und gerüstet blieben; sondern daß auch bey eben dieser Gelegenheit neu entstandene Partheien die allgemeine Zerrüttung vermehrten. Manche glaubten, daß man den Kaiser Friedrich den dritten, einen Anverwandten des verstorbenen Königs, wählen müße. Andere zogen ihm den König von Pohlen Casimir, oder den Herzog Wilhelm zu Sachsen, welche beide Schwestern des Ladislaus zu Gemahlinnen hätten, vor; alle diese Fürsten bewarben sich bald selbst um die Krone. Es fanden sich aber auch Ungrische Große, welche bey der Besezung des Throns an

sich

ſich ſelbſt dachten, oder von andern würdig gehalten wurden, ihn zu beſteigen. Je geſchwinder man ſich zur Wahl verſammlete, deſto weniger konnten ſich die verſchiedenen Partheien verſtärken, und würkſame Maaßregeln nehmen. Der noch nicht geendigte Türkenkrieg machte es auch nothwendig, die Wahl zu beſchleunigen.

In dieſer Verfaßung des Reichs beſchloßen die Freunde des Hauſes Hunyad, den Grafen Matthias auf den Thron zu ſetzen. Dieſer Entwurf hatte ſehr große Schwierigkeiten. Matthias war noch nicht funfzehn Jahre alt; und das Königreich brauchte doch einen in aller Betrachtung reifen Fürſten. Er befand ſich in der Gewalt des Podiebrad, der, um ihn gänzlich in Freyheit zu ſezen, ziemlich hochgeſpannte Bedingungen vorſchreiben konnte. Beſonders aber war voraus zu ſehen, daß die bisher am Hofe herrſchende Parthey, welche das Hunyadiſche Haus ſo heftig verfolgt hatte, gegen eine ſolche Erhöhung deßelben, den äußerſten Widerſtand thun würde. Doch Michael Szilágyi, Oheim des Matthias, ein Mann von vielem Anſehen, nicht geringerer Klugheit und Kriegserfahrung, rechnete auch hauptſächlich darauf, daß bey einem ſolchen Bedürfniß der Zeit, gewaltſame und geſchwinde Mittel den Ausſchlag geben müßten. Mit dem Gelde ſeiner Schweſter Eliſabeth brachte er daher in kurzem ein Kriegsheer von zwanzigtauſend Mann Ungarn, Siebenbürgern, Deutſchen, Böhmen und Pohlen zuſammen. Dieſe zärtliche Mutter des Matthias, die während ſeiner Gefangenſchaft um ſeinen Zuſtand ſo bekümmert war, daß ſie, wie er in der Folge ſelbſt erzählte, zu vermeinten zauberiſchen Mitteln ihre Zuflucht nahm, um in wenigen Stunden Nachrichten von ihm aus Prag nach Ungarn zu be-

kommen, that auch zu gleicher Zeit nachdrückliche Versuche zu seiner Befreyung. Sie schickte den Bischof Witéz, den vornehmsten von allen Freunden ihres Gemahls, mit dem Auftrage nach Prag, diese Hauptstadt nicht eher zu verlaßen, bis er auf irgend eine Art die Loßlaßung ihres Sohns bewürkt hätte. Podiebrad kam auch mit demselben überein, daß dafür sechszig, oder nach andern nur vierzigtausend Dukaten bezahlt werden sollten: und Elisabeth war damit wohl zufrieden. Durch eben diesen Bischof empfol auch Podiebrad den Ungrischen Großen seinen jungen Freund zum Könige; er ließ es geschehen, daß zur Unterstützung deßelben Kriegsvölker in Böhmen geworben wurden; wenn er aber ein so ansehnliches Lösegeld für ihn gefordert hat: so muß man dieses vielleicht mehr auf das Bedürfniß des Statthalters, der sich dem königlichen Throne von Böhmen näherte, und auf die Sitten jener Zeit, als auf eine herrschende Geldbegierde, die ihm deswegen Schuld gegeben wurde, rechnen.

Um die bestimmte Zeit also versammleten sich zur Wahl eines neuen Königs, die Stände des Reichs, das heißt, die Prälaten, oder die höhere Geistlichkeit, die Baronen und Magnaten, oder der hohe Adel, der geringere Adel, und die Abgeordneten der königlichen freyen Städte, nebst den adelichen Staats- und Kronbedienten, zu Pesth in großer Menge. Szilágyi mit seinem Kriegsheere, und einem zahlreichen dem Hunyadischen Hause ergebenen Adel, machte für diese Parthey eine überwiegende Stärke aus. Auf der andern Seite kam der Palatinus von Ungarn, Ladislaus von Gara, ein Anverwandter des verstorbenen Königs, der auch wegen seiner hohen Würde, geübten Staatsklugheit und vielen Verdienste

um

um das Reich, den Weg zum Throne für sich sehr gebahnt hielt, nebst andere Großen, unter welchen der Woywode von Siebenbürgen ebenfalls nach der Krone strebte, einer Menge Edelleute, und einem starken Hauffen Kriegsvölker nach Ofen, welches von Pesth nur durch die Donau getrennt wird. Diese Parthey arbeitete zwar der Hunyadischen gerade entgegen; war aber nicht allein weit schwächer, als dieselbe, sondern auch in Ansehung desjenigen, den sie zum Könige wählen sollte, zwischen ausländischen Fürsten und Ungrischen Großen getheilt.

Plötzlich fror die Donau so völlig zu, daß Ofen und Pesth nunmehr Eine Stadt geworden zu seyn schienen. Dadurch kamen diejenigen Reichsstände, welche den Palatinus an ihrer Spitze hatten, in die Gewalt der andern: und Szilágyi benüzte auch diesen Vortheil sogleich, indem er einen ansehnlichen Theil seines Heeres über den Fluß gehen ließ, um die in dem Schloße zu Ofen versammlete Parthey nach Pesth hinüber zu nöthigen. Er versprach zugleich alle Freyheit für die Wählenden; unter solchen Umständen also blieb keiner von den Ständen zu Ofen zurück. Nachdem aber bereits einige Tage zu Pesth in der allgemeinen Versammlung mit Unterredungen zugebracht worden waren, ohne daß die vom Szilágyi vorgeschlagene Wahl zu Stande kam: ließ er auf dem Felde vor Pesth Galgen mit einer Bühne zu andern Todesstrafen aufrichten, und that dabey die Erklärung, daß ein jeder, der dem Matthias seine Stimme verweigern würde, als ein Störer der öffentlichen Ruhe und Verräther des Vaterlandes, alsbald das Leben verlieren sollte. Doch behielt er immer noch einigen Schein bey, daß die Stände nur nach Gründen wählen dürften. Nachdem er sie am eigentlichen Wahltage mit

seinem Heere umgeben hatte, stellte er ihnen ausführlich vor, daß Matthias vor allen andern verdiene, ihr König zu werden. Er rühmte seine vielen königlichen Gaben, insonderheit den kriegerischen Geist, und den in allen Uebungen fertigen, zu allen Beschwerlichkeiten abgehärteten Körper; Sanftmuth, Frömmigkeit und artige Sitten; Eifer für die Religion und frühzeitige Weisheit. Er behauptete, daß man dieses auch den großen Verdiensten seines Vaters schuldig sey, der selbst diesen Sohn dem ältern stets vorgezogen, und vor deßen Augen der berühmte Heilige Capistranus eben dieses gethan habe. Endlich versprach er noch, daß Matthias, wenn er auf den Thron gelangte, nichts Erhebliches ohne Vorwißen der Stände vornehmen, aber auch das seinem Hause zugefügte Unrecht an niemanden rächen würde. Diese Rede des Szilágyi that zwar nicht gleich alle erwünschte Würkung. Viele von den Ständen schlugen ihn selbst zum Könige vor; die Anführer der Gegenparthey verlangten noch den Aufschub eines Tags. Allein da sie ihre gezwungene Verfaßung überdachten und das eidliche Versprechen erlangt hatten, es sollte die Hinrichtung des ältern Hunyad in gänzliche Vergeßenheit gestellt werden: so wurde Matthias am 24sten Jänner des Jahrs 1458. einmüthig zum Könige ausgerufen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Szilágyi, indem er seinen Schwestersohn mit so vielem Eifer auf den Thron sezen half, sich dabey die Hoffnung gemacht habe, einen ansehnlichen Theil der Regierung selbst zu führen. In der That beschloßen auch die Stände gleich nach vollzogener Wahl, daß dem jungen Könige, damit er nicht aus Unwißenheit oder Mangel an Erfahrung, etwas dem Reiche Nachtheiliges unternehmen möchte, ein Statthalter auf fünf Jahre zugegeben werden

werden sollte: und diese Würde, so wie auch die Zurückführung des Königs aus Böhmen, trug man eben seinem Oheim auf. Nächstdem bestätigte er auch im Nahmen des neugewählten Königs, eine Anzahl wichtiger Schlüße, welche die versammleten Reichsstände gefaßt hatten, oder eben so vieler Vorschriften für die Staatsverwaltung. Es ward, zum Beispiel, darinne ausgemacht; daß jährlich ein allgemeiner Reichstag zu Pesth, und die lange unterbrochenen Gerichte wieder gehalten werden sollten; daß der König das Reich mit seinen eigenen Einkünften beschüzen, und nur, wenn er solches nicht zu thun vermöchte, erstlich die geistlichen und weltlichen Großen, und wenn auch ihr Beistand nicht hinlänglich wäre, der gesammte Adel und alle Besizer von Ländereien, entweder Kriegsvölker stellen, oder selbst ins Feld ziehen sollten; daß der König keinem Ausländer Würden und Aemter ertheilen, auch die an Ausländer geschenkte Schlößer und andere Güter wieder an Einheimische bringen sollte; daß er und sein Statthalter jedermann Gerechtigkeit wiederfahren, und nicht durch ihre Anverwandte oder Freunde jemanden unterdrücken laßen sollten; was vor Sachen für die geistlichen Gerichte gehörten, wie die Güter und Rechte der Geistlichkeit und des Adels wieder hergestellt werden müßten, und dergleichen mehr. Uebrigens erregte die Wahl des Matthias, so wenig frey sie auch gewesen war, bey den meisten Ungarn eine laut ausbrechende Freude. Er selbst versicherte zwar nachmals, der Denkungsart seiner Zeiten gemäß, daß er diese Erhebung und seine Befreiung aus der Gefangenschaft, der Fürsprache des heiligen Capistranus, dieses so sehr bewunderten Franziskaners, bey Gott zu verdanken habe. Wenn man aber außer so vielen Personen und Mitteln, die für ihn kräftig würkten, noch andre angeben soll: so muß die Gewogen-

heit des Papstes Calixtus des dritten, der bereits seinem Vater die Krone zu verschaffen suchte, der auch für seine Befreyung so viel arbeitete, und die glückliche Bemühung, mit welcher sein Gesandter die Feinde dieses Hauses zu andern Gesinnungen umwandte, genannt werden.

Szilágyi stand nicht lange an, Gesandte an den Statthalter Podiebrad zu schicken, und ihn zu ersuchen, daß er den König bis an die Gränze von Ungarn führen möchte; zugleich bot er ihm die dafür verabredete Geldsumme an. Als Podiebrad diese Nachricht bekommen hatte, ließ er den Matthias, dem noch alles unbekannt war, zu seinem Erstaunen, an der Tafel die oberste Stelle einnehmen, und fragte ihn, was vor eine Belohnung er ihm für eine sehr erfreuliche Botschaft geben würde? Matthias antwortete, ihm könne nichts Froheres gemeldet werden, als seine Freyheit; er werde dafür immer höchst dankbar seyn; da er sich aber noch in fremder Gewalt befinde, so könne er nichts versprechen. Nunmehr stand Podiebrad auf, wünschte ihm Glück zu der erlangten Königswürde, bat sich seine brüderliche Freundschaft und ein immerwährendes Bündniß zwischen ihnen aus; bestätigte auch die schon vorher getroffene Verlobung seiner Tochter Catharina mit dem jungen Könige: und dieser trat eben so willig als dankbar allen diesen Anerbietungen bey. Podiebrad fand eine so enge Verbindung jedem der beyden an einander gränzenden Reiche, Ungarn und Böhmen, desto vortheilhafter und nothwendiger, da er bereits seine Maaßregeln so gut genommen hatte, daß er wenige Wochen darauf, im Anfange des März vom Jahr 1458, ohngeachtet mehrerer mächtigen Mitbewerber um die Böhmische Krone, worunter auch der Kaiser und der König von

Pohlen

Pohlen gehörte, dennoch dieselbe durch die listig geleitete Wahl der Stände erhielt. Noch vorher begleitete er den König Matthias mit einem glänzenden Gefolge bis an die mit Ungarn zusammenstoßende Gränze von Mähren, wo ihn das gegen über zu Szakolcza in Ungarn unter der Anführung vieler Großen angelangte Ungrische Heer, mit einem außerordentlichen Freudengeschrey und Vergnügen in seine Mitte aufnahm. Seine Mutter und sein Oheim waren unter allen die ihn daselbst bewillkommten, für ihn die wertheſten. Eigentlich hatte Podiebrad diese Begleitung seinem Sohne Victorinus aufgetragen; allein das Gerücht, welches sich verbreitete, Matthias habe mitten in Mähren zurückbleiben müßen, weil ihm der mit seiner Wahl unzufriedne Kaiser durch einen Hauffen Kriegsvölker nachstelle, bewog den Statthalter, sogleich mit einer großen Schaar Reiter, in Tag und Nacht fortdauernden Zügen, ihm zu Hülfe zu eilen. Das Gerücht wurde gar bald falsch befunden. Unterdeßen schöpften doch die Ungarn aus dieser unerwarteten Ankunft Podiebrads mancherley Argwohn gegen ihn; nachdem sie aber die wahre Ursache derselben erfahren hatten, dankten sie ihm desto mehr, zahlten ihm die versprochene Geldsumme; und man schied unter freundschaftlichen Umarmungen auseinander. Zu gleicher Zeit wurde das mündliche Eheversprechen zwischen dem Könige und Podiebrads Tochter, ingleichen ihr brüderlicher Freundschaftsbund, in eine feyerliche Urkunde gebracht, welche die Hauptpersonen und Großen von beiden Seiten unterschrieben, Matthias erklärte sich darinne eidlich, daß er seine verlobte Braut Catharina, welche auch Cunigunde genannt würde, deren Gestalt und gute Leibesbeschaffenheit er auch sehr wohl kenne, innerhalb einem Jahre oder noch früher, in sein Reich abholen, und zur Königinn krönen laßen,

laßen, wenn sie aber das zwölfte Jahr, oder das gehörige Alter zurückgelegt hätte, sich mit ihr vermählen wolle; würde er hingegen dieses Versprechen nicht erfüllen, so wollte er zur Strafe hundert tausend Goldgülden bezahlen, und es sollte ihm davon weder canonisches noch menschliches Recht, (das heißt, bürgerliches,) loßhelfen. Endlich erwies ihm Podiebrad noch kurz vor ihrem Abschiede auch den Dienst, daß er einen der vornehmsten Großen von der Gegenparthey Johann Biskra von Brandeis, obersten Feldherrn in Oberungarn, ihm zum Freunde machte.

Nunmehr zog Matthias, umgeben von seinem Heere und seinen Freunden, in die Hauptstadt des Reichs Buda. Ueberall, wo er durchkam, drängte sich aus Städten und Dörfern eine unzählbare Menge Menschen, darunter auch Greise und Kinder waren, mit den seltensten Freudensbezeigungen, zu ihm hin, küßte ihm Hände und Füße, rief ihm Glück und alle Hoffnungen zu. Er betrug sich dagegen so herablassend, sanft und gütig, daß er sich noch mehr allgemeine Liebe erwarb. Das Andenken seines Vaters hatte ihm schon so viele Herzen gewonnen; er selbst sprach mit jedermann; einige nannte er Brüder, andere Väter, dort eine Frau seine Mutter, hier eine Jungfrau seine Schwester; er ließ sich von allen umarmen und küßen; unter den Soldaten nahm er eben so viel Wohlstand, als angenehme Freundlichkeit an, munterte sie zu den bevorstehenden Kriegen auf, und sprach viel mit ihnen, wie man Lob verdienen müße. Ein solcher dem Volke, oder allen niedern Ständen gefälliger Umgang war immer die Sitte der alten Ungrischen Könige gewesen, welche sie so beliebt machte, und welche Matthias noch in einem höhern Grade, wie es scheint, nachahmte. An den Thoren von Ofen

bestätig-

bestätigte er erst, ehe er sich hineinbegab, der Stadt auf ihre Bitte, alle ihre Freyheiten, Rechte und Geseze ihrer Obrigkeit mit einem Eide. Eben dieses that er, ehe er in das Schloß trat, gegen die vornehmsten Reichsstände, in Ansehung ihrer Vorrechte. Auch die Juden waren ihm vor dieser Hauptstadt entgegen gegangen; sie flehten ihn, unter Vortragung ihrer heiligen Schriften, an, ihnen die von den ältern Königen ertheilten Freyheiten gleichfals zu erneuern: und er that dieses nicht lange darauf durch eine besondere Urkunde, zu welcher im Jahr 1464. noch eine andere von gleichem Inhalte kam. Es gab damals viele Juden fast in allen Ungrischen Städten. Zwar hatte man sie, wie so oft aus andern Europäischen Reichen, auch aus diesem verjagt; aber nicht allein, weil die Großen und Geringern sie in Geld- und Handelsangelegenheiten nothwendig brauchten, wieder in demselben aufgenommen; sondern ihnen auch die ehedem bewilligten Rechte, die ihren Zustand ganz erträglich machten, zurückgegeben.

In diesen ersten Tagen der Regierung überließ sich Matthias mit seinen Unterthanen so sehr der Frölichkeit, daß selbst die angegangene Fastenzeit die deswegen angestellten Lustbarkeiten nicht zurück halten konnte. Man hat sogar noch ein Schreiben des Königs an die königliche Freystadt Bartfa, oder im Deutschen Bartfeld, worinne er ihr meldet, daß er jezt mit seinen Großen sehr frohe Tage zubringe, und sie zur Theilnehmung an seiner großen Freude durch gleiche festliche Vergnügungen aufmuntert; er schickt ihr zugleich einen seiner Hofleute zu, der eine noch vollständigere Nachricht davon mittheilen könne; ersucht sie aber auch, denselben dafür zu belohnen, damit er ihm ebenfals von den Gesinnungen der Stadt einen

guten

guten Bericht abstatten könne. Die Regierung des neuen Königs selbst nahm ebenfals einen glücklichen Lauf. Um ihn vor Fehltritten zu bewahren, die bey einem so jungen Alter fast unvermeidlich schienen, verließen ihn der Bischof Johann Vitéz und andere Prälaten, insonderheit aber der Statthalter des Reichs Szilágyi und verschiedene Großen, welche stets Freunde seines Hauses gewesen waren, beinahe gar nicht. Matthias seiner Seits beschloß über wichtige Angelegenheiten auch nichts, ohne sie um Rath gefragt zu haben; obgleich seine eigenen Einsichten immer dabey hervorschimmerten. Man bewunderte den gesezten Anstand und die Beredtsamkeit seiner Vorträge. Wenn jene seine Räthe ihre Meinungen sagten: so hörte er zwar sehr aufmerksam zu; gab ihnen aber auch, sobald er merkte, daß sie aus Neid oder Groll uneins waren, nicht ohne Merkmale der Achtung, einen Verweis; bisweilen duldete er ihre Zwistigkeiten, wenn sie zum gemeinen Besten zuträglich waren. Er wußte die Behauptungen anderer so geschickt zu widerlegen, daß sie gestehen mußten, ihre Denkungsart deswegen geändert zu haben: und seinem Oheim selbst, dem Statthalter, der sich doch das Ansehen gab, als wenn alles von ihm entschieden würde, begegnete dieses nicht selten. Der Palatinus, und andere Große von der Gegenparthey, hatten dieses so wenig erwartet, daß sie vielmehr hofften, Matthias werde in kurzem durch mancherley Uebereilungen die Nation wider sich aufbringen, und Gelegenheit zu einer neuen Staatsveränderung geben. Da aber das Gegentheil erfolgte, suchten sie wenigstens mit verstellter Ergebenheit gegen den König, den Statthalter bey ihm verdächtig zu machen. Matthias wich ihren Ränken aus, schäzte seine wahren Freunde nach Verdienst, zeigte immer mehr die würdigen und mannich-

faltigen

faltigen Eigenschaften eines Regenten, und zugleich vielen Ehrgeiz, Fertigkeit in der Verstellungskunst, und eine besondere Geschicklichkeit, die Gemüther anderer auszuforschen.

Doch diese heitern Tage des Anfangs seiner Regierung machten bald sehr trüben und stürmischen Platz. Die alten Gegner seines Hauses waren zwar durch Uebermacht genöthigt worden, sich ruhig zu verhalten; es war auch für ihre Sicherheit gesorgt worden; sobald aber ihr Argwohn wegen der leztern rege gemacht ward, oder auch bey andern Reizungen, konnte eine Parthey, die noch so viele Stärke besaß, in Versuchung gerathen, sich derselben zu bedienen. Gleich nachdem die Wahlversammlung aus einander gegangen war, hatte der Statthalter Szilágyi den Leichnam seines Neffen, Ladislaus von Hunyad, des Bruders vom Könige, zu Ofen ausgraben, und mit vielem Gepränge neben den Gebeinen seines Vaters zu Weißenburg in Siebenbürgen begraben laßen. Der Palatinus und andere mit ihm verbundene Herren, die an der Hinrichtung des jungen Hunyad so viel Antheil gehabt hatten, betrachteten diesen Schritt als eine Mißbilligung, und wohl gar als ein drohendes Anzeichen der Ahndung ihrer ehemaligen Handlungen. Da sie auch ohnedieß bey dem Könige keinen Eingang fanden: so wandten sie sich auf eine Seite, von welcher die Stifter neuer Unruhen im Reiche Beistand erwarten konnten. Matthias säumte nicht lange, die sogenannte heilige Ungrische Krone, welche, seitdem sie von der Königin Elisabeth, Mutter des Königs Ladislaus, an den Kaiser Friedrich den dritten für Geldvorschüße verpfändet wurde, beinahe zwanzig Jahre in deßen Händen geblieben war, von ihm zurück zu verlangen. Allein seine Gesandten, welche in dieser

Absicht

dieser Absicht nach Wien kamen, fanden den Kaiser nichts weniger als geneigt, ihren Antrag zu erfüllen. Seit alten Zeiten hatten die Ungarn nur denjenigen vor ihren rechtmäßigen König gehalten, dem diese Krone aufgesezt worden sey. Friedrich hoffte also, wenn er sie noch länger zurückhielte, das Reich selbst, in welchem er viele mächtige Freunde hatte, desto eher an sich zu bringen. Er glaubte außerdem, daß ein so junger König, von geringem Herkommen, der in keinen nähern Verbindungen mit den größten Ungrischen Familien stand, durch dieselben das Reich in kurzer Zeit verlieren werde, und spottete daher über den Krieg, welchen ihn die Gesandten besorgen ließen. Der Palatinus und die übrigen Mißvergnügten bestärkten ihn auch heimlich in diesen Erwartungen, und riethen ihm, die Krone nicht auszuliefern. Im Grunde wünschten sie freylich nicht, ihn zum Könige zu bekommen; wohl aber, von ihm unterstüzt, den Matthias zu verdrängen, und in ihrem Vaterlande unabhängig zu gebieten. Noch früher störte Johann Giskra, den, wie man oben gesehen hatte, Podiebrad kaum mit dem neuen Könige ausgesöhnt hatte, die Ruhe von Ungarn. Dieser tapfere und kühne, bisweilen selbst über den Johann Hunyad siegende Feldherr, der zugleich Graf von Scharosch war, unter der Regierung des vorigen Königs ein Kriegsheer wider die Hunyadische Parthey angeführt hatte, und seit geraumer Zeit beinahe Herr von den königlichen Freystädten, Kaschau, Leutschau, Bartfeld und Eperies, war, befürchtete vermuthlich, daß ihm der König den größten Theil seiner Macht entziehen werde. Gewohnt schon seit den Zeiten der Königinn Elisabeth, die ihn nach Ungarn rief, mit den Böhmen, seinen Landsleuten, viele Streifereyen und Verwüstungen daselbst vorzunehmen, kündigte er dem Könige bereits

bereits im März des Jahrs 1458. durch einen Fehdebrief den Gehorsam auf. Matthias meldete dieses dem Könige von Böhmen; mußte ihn aber, weil Giskra schon Feindseeligkeiten in Ungarn ausübte, gleich darauf bitten, ihm eine Schaar von fünfhundert gerüsteten Reitern, unter einem geschickten Befehlshaber, auf seine Kosten zur Hülfe zu schicken. Endlich konnte auch der nicht lange unterbrochene Krieg mit den Türken, die Ungarn von neuem beschäftigen.

Glücklicher Weise bot zwar der Türkische Sultan, Muhammed der zweyte, weil er zugleich seine Waffen gegen mehrere Feinde kehren mußte, dem Könige Matthias einen Stillstand an; aber dieser durfte ihn nicht annehmen, ob ihn gleich seine damalige Verfaßung dazu geneigt machte. Denn der Papst Calixtus der dritte schrieb vielmehr an ihn, daß er einen Kreuzzug wider die Türken unternehmen möchte; ermahnte ihn daher, sich mit dem Kaiser, den Königen von Pohlen und Bosnien, auch andern benachbarten Fürsten, zur gänzlichen Ausrottung jener Feinde des Kreuzes zu verbinden, und alle ihre betrügliche Friedenserbietungen zu verwerfen. Er befohl dieses dem Könige, im Nahmen Gottes, bey Strafe des Banns und des ewigen Fluchs; weil man doch, sagte er, bey denjenigen keinen Frieden suchen dürfe, deren angebohrne Treulosigkeit ihn nicht halten, sondern nur unter dem Vorwande deßelben auf eine Gelegenheit lauren würde, um die Christen unbereitet zu überfallen. Völlig auf gleiche Art schrieb der Papst auch an den König von Pohlen Casimir, der sich schon vorher gegen ihn zu einem solchen Kriege bereit erklärt hatte, und dem er jezt ein Bündniß mit dem Könige von Ungarn und andern Fürsten empfol; ingleichen an mehrere Ungrische Großen. Der vorgeschlagene Stillstand mit den Türken unterblieb also;

allein der Kreuzzug eben so sehr. Jener hätte dem Könige von Ungarn dazu dienen können, die einheimischen Bewegungen leichter zu tilgen, und sich wider jene Nation stärker zu rüsten; dieser fand auch bey einer vortheilhaften Lage der Sachen, zu viele Schwierigkeiten, als daß man sich große Würkungen davon hätte versprechen können. Von der Schwäche und den Gesinnungen des Kaisers gegen den König, war am wenigsten zu erwarten. Casimir, den Giskra zu bereden suchte, daß er, als Schwager des lezten Königs von Ungarn, sein Recht auf dieses Reich mit einem Kriegsheere behaupten möchte, indem er daselbst viele mächtige Freunde finden würde, lehnte zwar diesen Antrag ab: theils aus Bescheidenheit, wie er sagte; theils, weil er noch im Kriege mit den Kreuzherren, oder mit dem Deutschen Ritterorden in Preußen, begriffen wäre; behielt sich aber doch vor, seinen Anspruch auf den Ungrischen Thron auszuführen, wenn er erst auf dieser Seite mehr Ruhe genöße. Dem Könige von Bosnien, Stephan Thomas, trauete der Papst ebenfals Kräfte genug zu, um den Türken einen nicht geringen Abbruch thun zu können. Sein Gebiet bekam auch eben damals einen erheblichen Zuwachs, indem ihm die Ungrischen Reichsstände, zu Szegedin im Jahr 1458. versammlet, auf seine Bitte das erledigte benachbarte kleine Reich Rascien, als ein Lehn der Ungrischen Könige ertheilten; wie er sich denn außer diesen beiden Reichen, noch den königlichen Titel von Servien und Illyrien beilegte. Gleichwohl kam die Sicherheit aller dieser Besizungen hauptsächlich auf den Beistand seines Lehnsherrn an: und sie giengen vermuthlich am ersten verloren, wenn man die Türken durchaus ferner unter so nachtheiligen Umständen, zu welchen man auch die erschöpfte Schatzkammer des Staats rechnen muß, bekriegen wollte.

Mit-

Mittlerweile hatte der Krieg des Königs mit dem aufrührischen Giskra einen desto beßern Fortgang. Anfänglich verheerte dieser Ungarn weit und breit herum; man konnte seine Kriegsvölker und den Rauch der von ihm angezündeten Dörfer, aus Ofen selbst sehen. Allein die königlichen Feldherren, darunter Sebastianus von Rozgon und Ladislaus, Bischof von Erlau oder Agria, die vornehmsten waren, entrißen ihm verschiedene Raubschlößer, und schlugen ihn aus dem Felde. Fünftausend Bauern, seine ehemaligen Unterthanen, ergriffen auch wider ihn die Waffen; nähten, weil Giskra ein Hußit war, das Kreuz auf eine Schulter, gleichsam als wenn es ein Religionskrieg wäre, fielen wütend über ihn her, und halfen ihn zum Theil aus Ungarn vertreiben. Obgleich der König von Böhmen es, nach der damaligen Verfaßung, nicht verhindern konnte, daß Giskra durch viele seiner Unterthanen verstärkt wurde; so lebte er doch übrigens mit seinem bestimmten Schwiegersohne Matthias in freundschaftlichem Vernehmen. Dieser leistete ihm auch im May des Jahrs 1458. eine sonderbare geistliche Hülfe. Podiebrad sollte zu dieser Zeit gekrönt werden; aber in seinem Reiche mangelte es eben an Bischöfen, die solches hätten thun können, und die benachbarten deutschen Prälaten weigerten sich deßen, weil er ein Hußit wäre. Er ersuchte daher seinen Schwiegersohn um Ungrische Bischöfe, die ihm derselbe auch, nebst andern ansehnlichen Herren, schickte; von denen er aber, wie es Matthias veranstaltete, nicht eher gekrönt wurde, bis er, wiewohl nur heimlich, (um die Hußiten nicht gegen sich aufzubringen,) ein eidliches Versprechen schriftlich ausgestellt hatte, daß er dem Papste gehorsam seyn, und den Römisch-katholischen Glauben beschützen wolle.

Die übrige Regierung des Königs Matthias in diesem ersten Jahre schien eine weit ruhigere Wendung zu nehmen. Er theilte verschiedene Gnadenbezeigungen, ansehnliche Würden, Rechte und Freyheiten aus. Die Verbeßerung der Münze, welche die Stände bey seiner Wahl beschloßen hatten, ließ er würklich einführen. Auf dem schon gedachten Reichstage berathschlagte er mit eben denselben über die wichtigsten Staatsgeschäfte; vorzüglich über die Wiedererlangung der Krone von dem Kaiser, wozu sich nun einige Hofnung zeigte, über den innern und den Türkenkrieg. Da er bisher schon für die Vertheidigung des Reichs lebhaft gesorgt hatte: so sah er, daß die Ungrische Kriegsverfaßung durch die bürgerlichen Unruhen des Reichs sehr in Verfall gerathen sey. Um ihr wieder zu ihrem alten Ruhm zu verhelfen, ließ er im Anfange des Jahrs 1459. eine ausführliche Vorschrift bekannt machen, über welche er mit den versammleten Ständen übereingekommen war, und nach welcher künftig, wie zu den Zeiten des Königs Siegmund, Kriegsvölker gestellt werden sollten. Es wurde zum Beispiel darinne bestimmt, daß der König aus allen Landschaften und Städten, nur die königlichen freyen Städte ausgenommen, welche selbst mit ihren Kriegsmaschinen (ingenia bellica) ins Feld zögen, eine Leibwache unter gewißen Fahnen (banderia, vom Deutschen Panner, oder Panier,) dergestalt errichten sollte, daß der zwanzigste Landmann (lobagio, vom Ungrischen Lobágy,) dazu gestellt würde. Aus diesem Verhältniße des Aushebens war schon ehemals der noch so bekannte Nahme der Ungrischen leichten Reiterey, Huszár, von husz, zwanzig, und ár, Lohn, entstanden. Ferner wurde ausgemacht, wie die Prälaten, der hohe und niedere Adel, auch die Lehnsleute der Kirchen, Soldaten aufbringen, oder ins Feld ziehen sollten. Doch wird

einigen

einigen Gattungen von Einwohnern des Reichs, wie den Cumanern, Tataren und Philistäern, (welche alle Hunnischen oder sonst Asiatischen Ursprungs waren, und wovon die leztern ihren Nahmen aus der verstümmelten Benennung Balistarii oder Balistaei, das heißt Schleuderer, bekommen zu haben scheinen,) vergönnt, noch weiter nach ihrer alten Art, gleich den Sachsen in Siebenbürgen, Kriegsdienste zu thun. Dem Könige wurde zwar zugestanden, die Kriegsmacht des Reichs aufzubieten, wenn, wohin und in welcher Stärke es ihm gefiele. Wenn er sie aber über die Gränzen des Reichs hinausführen wollte: so sollte der Adel nicht schuldig seyn, ihm dahin zu folgen; sondern es sollten nur deßen Kriegsvölker unter gewißen Befehlshabern, noch eine Zeitlang daselbst Dienste thun. Den Kriegsvölkern selbst wurde noch Zucht und Ordnung vorgeschrieben. Ueberhaupt war jedoch alles, was man festsezte, mehr ein Anfang zu einiger Verbeßerung der Kriegsverfaßung: und der König hatte noch nicht freye Hände genug, sie nach seinen Wünschen oder Absichten einzurichten.

Schon zur Zeit des Reichstags, auf welchem dieses beschloßen wurde, waren die Mißhelligkeiten zwischen dem Könige und einigen der vornehmsten Großen höher gestiegen. Er, der sich stark genug fühlte, um allein zu regieren, konnte es nicht einmal vertragen, daß sein Oheim Szilágyi ihm zum Gehülfen an die Seite gesezt worden war. Einige glaubten zwar, daß dieser Statthalter nach dem Throne gestrebt habe; allein diejenigen urtheilten richtiger, welche das Ansehen, das er sich gegen den König gab, als die Ursache ansahen, warum er diesem unerträglich wurde. Er ertheilte ihm, wie ehemals der Vater des Matthias selbst, ziemlich bittere Verweise, wenn derselbe mit

jugendlichem Muthe sich Freyheiten nahm, welche schädlich werden konnten. Eine solche unangenehme Dreistigkeit benuzten diejenigen geschwind, welche sich eine vorzügliche Gunst des Königs zu erwerben suchten, und die Macht seines Oheims entweder fürchteten, oder beneideten. Szilágyi behielt die auf fünf Jahre erhaltene Würde eines Statthalters kein ganzes Jahr. Matthias hatte ihm zwar die Grafschaft und Stadt Bistritz in Siebenbürgen, die dem Hause Hunyad erblich zugehörte, geschenkt; er fügte auch noch im August des Jahrs 1458. zween Schlösser hinzu; aber in der Urkunde, worinne er dieses bestätigte, nannte er ihn nicht mehr Statthalter. Daß er hingegen während des Reichstags dem Palatinus Ladislaus von Gara, einem geheimen Feinde, auch seine hohe Stelle nahm, war am ersten zu erwarten.

Gereizt durch dieses Schicksal, vereinigten sich Gara und der ebenfals mit ihm abgesezte Woiwode von Siebenbürgen, Nicolaus von Ujlak, desto genauer mit den heimlichen Anhängern des Kaisers in Ungarn, welche großentheils reiche und mächtige Herren waren. Matthias bekam zeitig Nachricht von ihren Absichten, und suchte sich gegen dieselben in eine sichere Verfaßung zu setzen. Er berief die Prälaten und weltlichen Großen nach Ofen, um, wie er in einer darüber ausgestellten Urkunde sagt, zu erfahren, welche ihm den nach seiner Wahl geschwornen Eid treulich halten, und bey ihm bis ans Ende verharren wollten. Daselbst versprachen ihm am 10. Februar des Jahrs 1459. die beiden Erzbischöfe von Gran und Colocza, neun Bischöfe und zween andere Prälaten, auch mehr als dreyßig der vornehmsten Herren, unter welchen aber sein Oheim nicht vorkömmt, folgendes: So wahr ihnen Gott, und die glorwürdige Mutter Gottes, der Apostel

Petrus

Petrus und die drey heiligen Könige, und alle Heilige und Auserwählte Gottes helfen sollten, so wollten sie ihm ihr ganzes Leben hindurch, alle schuldige und gehorsame Ehrerbietung erweisen, keinen andern als König von Ungarn erkennen, und ihm wider alle Aufrührer oder Mitbewerber beistehen. Auf gleiche Weise schwor er ihnen auch, daß er diese seine Getreuen bey dem Genuße ihrer Rechte und guten Gewohnheiten erhalten, sie gegen die Empörer, welche sich zu bewegen anfiengen, und jede andere Störer der Ruhe schüzen, nichts ohne ihre Einwilligung in den bisher üblichen Rechten und Gewohnheiten ändern, und ihnen alle Schlößer oder Festungen, die sie bey Gelegenheit der Empörung verlieren würden, ohne ihre Kosten wieder verschaffen wolle.

Gleichwohl konnte es Matthias durch diese nachdrückliche Veranstaltung nicht hindern, daß die aufrührischen Großen, einige zwanzig an der Zahl, darunter sich Gara und Ujlak immer noch von den Würden, die ihnen genommen worden waren, schrieben, ingleichen ein Bischof in Siebenbürgen, am 17ten Februar dieses Jahrs, zu Ujwár, im Deutschen Gißing, einem Schloße nicht weit von der Oesterreichischen Gränze, versammelt, den Kaiser feyerlich zum König von Ungarn ernannten, nachdem er ihren Antrag dazu bereits angenommen hatte. In der deswegen ausgefertigten Urkunde erklärten sie sich, daß sie, weil dieses Reich, seit dem Tode des Königs Ladislaus, viele Beschwerlichkeiten und Gefahren erlitten, sich auch ohne einen gekrönten König, mithin gleichsam ohne Haupt, bis auf diesen Tag befunden habe, und von noch schlimmern Zufällen bedroht würde, (ein Fall, der bey einem hochgebohrnen, mächtigen und gekrönten Könige nicht zu befürchten sey,) ihre Absicht auf den

Kaiser wegen seiner Rechtschaffenheit, Macht, Tugenden und kaiserlicher Würde, gerichtet hätten; zumal da derselbe ein Anverwandter des Königs Ladislaus sey, von ihm andere Länder geerbt habe, und die heilige Krone noch in treuer Verwahrung besize. Sie erkannten es mit dem freudigsten Danke, daß er in diese Wahl gewilligt hätte, und versprachen ihm eidlich, daß sie ihm zur Krönung und zur Oberherrschaft im Reiche behülflich seyn, ihm auch gegen alle Feinde beistehen wollten. Der Kaiser hatte auch schon, wie sie hinzusezten, sich verbindlich gemacht, alle ihre und des Reichs Rechte und löbliche Gewohnheiten zu erhalten; er sollte daher auch als ein mächtiger und freyer König in Ungarn regieren.

Friedrich der dritte hatte, ohne kriegerisch zu seyn, welches doch bey einer solchen Entschließung fast unentbehrlich war, den mancherley Reizungen nicht widerstehen können, die Ungrische Krone, die er so lange in den Händen hatte, auf immer und mit den bedeutendsten Folgen zu behalten. Er hielt sich selbst durch den Schluß des lezten Ungrischen Reichstags beleidigt, der sich zum Kriege wider ihn neigte, wenn er die gedachte Krone nicht zurückgeben würde. Allein es kam damals bey den wichtigsten Staatsentwürfen, so ungemein viel auf die Billigung der Päpste an, daß der Kaiser, gleich nach dem ersten Antrage der Ungrischen Großen, den neuen Papst, Pius den zweyten, der ehemals unter seinem berühmtern Nahmen, Aeneas Sylvius, der vertrauteste Staatsbediente des Kaisers gewesen war, schriftlich um seinen Rath über diese Angelegenheit befragte. Pius entschuldigte sich, daß er keinen geben könne, weil ihm der Zustand von Ungarn gar nicht bekannt wäre; er überließ alles der Klugheit des Kaisers. Bald darauf kam ein kaiserlicher

licher Gesandter an den päpstlichen Hof; es erschienen aber auch Gesandte des Königs Matthias an demselben, um dem Papste, wie es die Päpste bey allen Fürsten ihrer Kirche schon längst eingeführt hatten, beym Antritte der Regierung des Königs, die Ehrerbietung und den Gehorsam deßelben zu bezeigen. Pius nahm dieses an: und wie konnten wir, (so schrieb er an den Kaiser, am 13ten April des Jahrs 1459,) ohne Nachtheil unserer Rechtschaffenheit, und der Ehre des Apostolischen Stuhls, nicht anders handeln, als daß wir den Matthias, den wir im Besize des Königreichs und des königlichen Titels fanden, den auch unser Vorfahre als König erkannt hatte, gleichfals davor erkannten; zumal da wir von der Wahl Deiner Durchlauchten (Serenitas tua, denn der Titel Majestät wurde damals den Kaisern und Königen noch selten, und am allerwenigsten von den Päpsten, beigelegt,) und ihrer Annehmung gar nichts gehört hatten. Weil unterdeßen die kaiserlichen Gesandten bey dem Papste sich über sein günstiges Betragen gegen den König Matthias beschwerten: so versicherte er dem Kaiser, daß er ihn, mehr als irgend einen andern Fürsten, zu erhöhen geneigt sey; sowohl wegen der Verdienste, die sich der Kaiser ehemals um ihn erworben hätte; als weil er stets eifrig Katholisch, und ein treuer Verehrer des Apostolischen Stuhls gewesen sey, und weil es auch für den Papst gehöre, ein Gönner des Kaisers, als des zweyten Lichts, zu seyn: — eine lange Zeit gewöhnliche Anspielung auf die zwey Lichter in der Schöpfungsgeschichte; davon aber der Papst das größere Licht, oder die Sonne am christlichen Welthimmel, genannt wurde. Sollten, fährt Pius fort, die Gesandten des Matthias sich rühmen, daß sie viel von ihm erlangt hätten: so sey dieses falsch, indem er ihnen das Schwerdt und die Fahne, um welche sie gebeten

hätten, abgeschlagen habe. Er habe bloß auf ihr Ansuchen, und weil er es gar nicht versagen konnte, an seinen Legaten, oder außerordentlichen Gesandten in Ungarn, geschrieben, daß er, wenn der König im Kriege wider die Türken begriffen wäre, alle diejenigen in den Bann thun sollte, welche ihn daran zu hindern suchten. Des Kaisers aber habe er dabey gar nicht gedacht, von deßen Wahl und deren Annehmung er auch nichts gewußt habe.

Es ist nicht schwer aus diesem Schreiben zu erkennen, daß der Papst zwischen dem Kaiser und dem Könige gewißermaaßen unschlüßig herumgewankt, keinen von beiden habe beleidigen wollen; aber sich doch weit mehr auf die Seite des erstern geneigt habe, deßen Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl er seit langer Zeit kannte. Vergleicht man damit sein früheres Betragen gegen diese beiden Fürsten: so findet man ihn noch weniger mit sich selbst übereinstimmend. Sein großer Entwurf, sobald er den päpstlichen Thron bestiegen hatte, war dieser, einen Kreuzzug wider die Türken zu Stande zu bringen: und er wollte in dieser Absicht im Jahr 1459. eine Versammlung der Europäischen Fürsten oder ihrer Gesandten zu Mantua halten. Unter andern Fürsten, an welche er deswegen schon im Jahr 1458. Einladungsschreiben ergehen ließ, war nächst den Königen von Pohlen und Böhmen, vorzüglich der König von Ungarn, deßen Reich den immer tiefer in die Abendländer eindringenden Türken am nächsten lag. Auch ist es glaublich, daß die oben angeführten neuen Anordnungen wegen der Stellung von Kriegsvölkern, die Matthias mit seinen Ständen verabredet hatte, hauptsächlich auf einen Türkenkrieg gezielt haben; ob man gleich in denselben noch kein würkliches allgemeines Aufgebot findet, wie neuere

Schrift-

Schriftsteller behauptet haben. Genug, Pius nahm sich anfänglich der Gefahr von Ungarn eifrig an. Er warnte den Kaiser am 2ten April des Jahrs 1459. sehr dringend, den Anträgen der aufrührischen Großen in Ungarn, von denen er Nachricht bekommen hätte, und die mehr aus Privatabsichten, als aus Liebe zu ihm, sich an ihn wendeten, kein Gehör zu geben, weil der König durch die Unterstüzung solcher Unruhen genöthigt werden könnte, um sich zu retten, einen nachtheiligen Frieden mit den Türken zu schließen; oder, wenn das Ungrische Reich, welches bisher der Schild der ganzen Christenheit wider die Türken gewesen sey, ihren Einfällen ausgesezt werde, daraus ein sehr großes Unglück durch die Schuld des Kaisers entstehen müßte. Zu gleicher Zeit schickte der Papst auch seinem Gesandten in Ungarn die Fahne der Römischen Kirche, die er besonders geweiht hatte, um sie, wenn die ganze Ungrische Kriegsmacht wider die Türken ziehen sollte, entweder selbst zur Ehre Gottes, und Bestürzung seiner Feinde, vortragen zu laßen; oder sie dem Könige zu gleichem Gebrauche zuzustellen. Doch dieses leztere untersagte er gleich darauf seinem Gesandten, damit Matthias sich dieser Fahne nicht gegen seine Fürstlichen Feinde bedienen möchte. Nunmehr kam das Schreiben des Kaisers, und bald langten auch seine Gesandten bey dem Papste an; darauf verloren sich bey dem leztern die so feurigen Gesinnungen für Ungarns Sicherheit. Wenn er gleich dem Kaiser nicht gerade zu rieth, die Ungrische Krone anzunehmen; so ermahnte er ihn doch auch nicht ferner, sich vor einem so gefährlichen Schritte zu hüten. Sein Vorfahre hatte dem Könige Matthias selbst einen Stillstand mit den Türken bey Strafe des Banns verboten; er aber drohte damit nicht einmal den aufrührischen Feinden deßelben. Vielmehr schrieb er an seinen Legaten in Ungarn,

garn, daß er, weil doch der Kaiser die vollzogene Wahl angenommen hätte, von der ihm neulich ertheilten Vollmacht, alle diejenigen, welche dem Könige am Türkenkriege hinderlich seyn würden, sollten sie auch königlichen Standes seyn, mit Kirchenstrafen zu belegen, weder gegen den Kaiser, noch gegen deßen Anhänger in Ungarn, Gebrauch machen möchte.

Ohne Zweifel war auch der Kaiser überzeugt, daß er von dem Papste hierbey eben keinen nachdrücklichen Widerstand zu besorgen habe. Er ließ sich, nachdem ihm die Wahl der ihm ergebenen Ungrischen Großen hinterbracht worden war, am vierten März des Jahrs 1459. zu Wienerisch-Neustadt feyerlich zum Könige von Ungarn ausrufen; es scheint auch, daß er sich die Ungrische Krone habe auffezen laßen. Vergebens hatte Matthias dem Papste vorgestellt, daß er zwar große Zurüstungen wider die Türken angestellt habe; aber unter der aufwachsenden Empörung, nicht daran denken könne, davon den erwünschten Gebrauch zu machen; zugleich hatte er den Papst ersucht, den Kaiser auf andere Gesinnungen zu bringen. Alles aber was Pius, nachdem Friedrich den entscheidenden Schritt gethan hatte, hierbey noch vornehmen zu können glaubte, lief darauf hinaus, daß er seinem Gesandten in Ungarn auftrug, die Vermittelung zwischen beiden Fürsten in seinem Nahmen dergestalt anzubieten, daß sie wenigstens im Sommer dieses Jahrs einen Stillstand beobachten möchten. Ihm war nemlich daran das meiste gelegen, nicht sie vollkommen zu vergleichen, indem er den ungegründeten Anspruch des Kaisers mit demjenigen Ansehen verwarf, welches damals aus dem Munde eines Papstes so würksam war; sondern sie nur vor allen Dingen an dem entworfenen Kreuzzuge Antheil nehmen zu laßen. Er arbeitete selbst

sehr

sehr thätig daran, dem Könige von Bosnien und dem christlichen Fürsten in Morea Kriegsvölker wider die Türken zu verschaffen. Noch einmal ermahnte er den König Matthias, ingleichen den Kaiser sehr eifrig in dieser Absicht, die Versammlung zu Mantua, wo er selbst sich schon eingefunden hätte, zu beschicken. Dem leztern hielt er insonderheit den Bewegungsgrund vor, daß er sich durch die Annehmung des königlichen Titels von Ungarn, (die er übrigens gar nicht mißbilligt,) verbindlich gemacht habe, dieses Reich gegen jene Feinde zu beschützen. Er sandte ihm auch um gleiche Zeit ein geweihtes, oder durch die Berührung des vermeinten Körpers vom Apostel Petrus zu Rom, geheiligtes Schwerdt, welches er zur Vertheidigung der Christenheit und des katholischen Glaubens umgürten sollte, und einen Hut zum Geschenke. Da auch der päpstliche Gesandte in Ungarn an einem Vergleiche zwischen beiden Fürsten arbeitete, und dem Matthias günstiger zu seyn schien: so unterließ der Papst nicht, ihn vor Partheilichkeit zu warnen, weil doch das Urtheil in den Ungrischen Händeln für ihn gehöre.

Man hatte auf dieses Urtheil nicht gewartet, und der Krieg war bereits mit dem Sommer des Jahrs 1459. angegangen. Friedrich schickte fünftausend Mann nach Ungarn, welche sich mit den Kriegsvölkern seiner Parthey vereinigten. Matthias untergab die seinigen den Befehlen des Sebastian Rozgon, und Simon Nagy; der kriegerische Schauplaz aber wurde in die Grafschaften Oedenburg und Eisenburg verlegt, damit man dem Kaiser, der daselbst noch viele Schlösser und Städte besaß, welche ihm die Königinn Elisabeth verpfändet hatte, dieselben bey dieser Gelegenheit entreißen könnte. Doch als der zweyte der königlichen Feldherren dem an Zahl überlegenen

legenen Feinde zu hitzig entgegeneilte, und sich ohne Schlacht nicht zurückziehen konnte, verloren sie dieselbe. Die Ungrischen Befehlshaber des Kaisers blieben nicht einmal lange auf dem Schlachtfelde, damit seine deutschen Soldaten nicht zu viel Ungrisches Blut vergießen möchten. Hingegen waren auch die Ueberwundenen so beschämt, und auf sich selbst erbittert, daß sie von ihrem Könige verlangten, er möchte den zehnten Mann von ihnen, zur Ahndung ihrer Flucht, hinrichten lassen. Weit entfernt, Soldaten für den Fehler ihres Feldherrn zu strafen, sagte Matthias vielmehr mit frölichem Gesichte zu ihnen, dieser unglückliche Anfang verspreche, wegen der gewöhnlichen Unbeständigkeit des Glücks, desto mehr Siege in der Folge; deswegen habe Alexander in seinem ununterbrochen siegreichen Lauf die Götter gebeten, ihm einen Unfall dazwischen begegnen zu laßen, damit er nicht am Ende ganz unglücklich würde; sie möchten also auch ihren kühnen Muth keineswegs sinken laßen; die Feinde hätten sie diesmal an Zahl und Stärke weit übertroffen; es komme nur darauf an, diesen Flecken durch einen desto herrlichern Sieg auszuwischen.

Diese Niederlage war ohnedieß für den König keine furchtbare; aber es bedrohten ihn von andern Seiten auch andere Gefahren. Die Böhmischen Räuber, welche Ungarn schon seit zwanzig Jahren verwüstet hatten, und vor kurzem erst, ohngeachtet sie Giskra anführte, genöthigt worden waren, sich in ihre gebirgigte Schlupfwinkel zurückzuziehen, wurden jezt durch die Empörung so vieler Großen dreist genug, um zur Verheerung von Oberungarn hervorzubrechen. Matthias traf sogleich nachdrückliche Anstalten wider sie; er war auch im Begriff, mit dem Erzbischof von Gran und andern Großen, selbst eine Anzahl Kriegsvölker gegen

gegen sie anzuführen, als ihn der mit dem Kaiser ausgebrochene Krieg daran hinderte. Ein dritter Feind, und gefährlicher als diese beide, regte sich ebenfals: die Türken fielen in Servien ein, und eben derselbe König von Bosnien, der seit einiger Zeit, dem Anschein nach, Bundsgenoße und Vormauer von Ungarn gegen diese Nation seyn sollte, trat mit derselben, für eine ansehnliche Geldsumme, in geheime Verbindungen. In diesen Bedrängnißen des Königs, tröstete ihn der Papst, der sich immer noch Hoffnung machte, die christlichen Fürsten zu einem Kreuzzuge wider die Türken zu vereinigen, mit einer baldigen Hülfe. Da ihm unterdeßen Matthias, den Grundsäzen dieser Zeit gemäß, seine Händel mit dem Kaiser zur Entscheidung überlaßen hatte: so begehrte der Papst von diesem Fürsten, daß er eben so, wie Gesandte des Königreichs Ungarn, (so schrieb er schlau genug, an Statt Gesandte des Königs von Ungarn, damit er ja dem Kaiser nichts Unangenehmes sagen möchte,) bey ihm zu Mantua nächstens anlangen würde, auch die seinigen dahin schicken möchte, weil er sonst, als der gemeinschaftliche Vater und Richter von beiden, sich seiner wider die Klagen des Gegentheils nicht annehmen könne.

Würdiger eines klugen und tapfern Fürsten war freylich der Entschluß des Matthias, sich selbst aus dieser Verlegenheit zu helfen: und er führte ihn durch Mittel von verschiedener Art nicht unglücklich aus. Zuerst bestrebte er sich, zween der vornehmsten Ungrischen Großen von der kaiserlichen Parthey, Siegmund, Grafen von St. Georg, und Nicolaus Ujlak, zu gewinnen. Er ließ ihnen vorstellen, daß es Zeit sey, ihr Vaterland von innerlichen Unruhen zu befreyen, aus welchen noch größere Uebel erwachsen könnten; daß

ſie einem rechtmäßigen Könige, der ihr Mitbürger ſey, mit mehrern Anſtande gehorchen würden, als einem ausländiſchen, den bloß eine Parthey im Reiche gewählt habe. Zugleich bot er ihnen die wichtigſten Aemter, einen Zuwachs an Gütern, und Theilnehmung an der Regierung ſelbſt an; nur möchten ſie, zur Ehre von Ungarn, künftig ihre ſchuldige Treue nicht verlezen. Beide Herren nahmen dieſe Vorſchläge an, und was ihnen verſprochen worden war, wurde durch die einträglichſten Statthalterſchaften, ſogar durch eine Anwartſchaft auf das Königreich Bosnien, erfüllt. Allein der König ſuchte ſein Recht auch mit den Waffen zu behaupten. Die Hitze von Friedrichs Anhängern war nunmehr etwas erkaltet; doch vereinigten ſie noch ihre Soldaten mit den ſeinigen. Matthias vertrauete ſein Heer dem vorigen Feldherrn Simon Nagy und dem nun mit ihm ausgeſöhnten Grafen Siegmund an, die ſich nun ſelbſt einander aufmunterten, das Andenken ihrer ehemaligen Fehler zu vertilgen. Der Graf warf die Schuld ſeiner Empörung auf das eigenmächtige Verhalten eines ſo jungen Fürſten beym Reichstage, und Nagy hatte eigentlich die neuliche Schlacht verloren. Würklich überfielen ſie die Kaiſerlichen noch vor Anbruch des Tags, hieben ſie nieder oder zerſtreueten ſie, und bemächtigten ſich ihres Lagers.

Zwar wurde die Freude des Königs über dieſen Sieg dadurch ziemlich vermindert, daß der König von Bosnien um gleiche Zeit die wichtige Feſtung Szendrö in Servien, die er ihm als eine Grenzſtadt von Ungarn zu vertheidigen überlaßen hatte, an die Türken verrieth. Allein da dieſe gleich darauf die gedachte Landſchaft verließen, und der Kaiſer durch den im Felde erlittenen Verluſt, auch durch einen Krieg mit ſeinem Bruder, etwas Friedliebender ward: ſo neigte ſich alles

zum

zum Vortheile des Königs. Sie kamen beide überein, daß der Schwiegervater des Matthias, König Podiebrad von Böhmen, einen Schiedsrichter zwischen ihnen abgeben sollte. Der Kaiser mußte ohnedieß besorgen, daß dieser Fürst seinem Schwiegersohne endlich wider ihn Hülfe leisten würde: und er war ihm sogar Dank dafür schuldig, daß er seine Böhmen und Mähren drohend abgehalten hatte, die von dem Bruder des Kaisers angebotenen Kriegsdienste zu nehmen. Matthias erleichterte auch dadurch den Frieden, daß er Gesandte an den Kaiser schickte, welche mit allem Glimpf auf die Zurückgabe der Ungrischen Krone und einen Vergleich antragen, ja den Kaiser verbindlichst ersuchen sollten, er möchte ihren König an Sohnes Statt annehmen, die Ungarn seinem Schutze empfolen seyn laßen, und zwischen ihnen und Deutschen künftig keinen Unterschied machen. Der Kaiser erklärte sich also, ohne seines Anspruchs an das Ungrische Reich zu gedenken, geneigt, die demselben gehörige Krone auszuliefern. Nur erinnerte er, daß er und seine Erbländer viel wegen der Aufbewahrung derselben gelitten hätten, und daß auch die großen Kosten die er für den jungen König Ladislaus aufgewandt habe, ihn berechtigten, eine Vergütung zu fordern. Noch verlangte er auch, daß Matthias den bisherigen kaiserlichen Anhängern in Ungarn niemals hart begegnen möchte. Der König gestand zwar dieses alles nicht zu; doch stiftete Podiebrad am 12ten August des Jahrs 1459. zu Brünn in Mähren, einen Stillstand zwischen beiden Fürsten, der bis zum Sommer des folgenden Jahrs währen sollte.

Da Matthias von dieser Seite auf eine Zeitlang gesichert war: so suchte ihn der Papst, der sich schon lange zu Mantua, mißvergnügt über den geringen

gen Eifer der meiſten chriſtlichen Fürſten in Abſicht auf einen Kreuzzug wider die Türken befand, als denjenigen, den dieſe Unternehmung am nächſten angieng, von neuem dazu aufzumuntern. Der König verſprach würklich, zehntauſend Reiter und einige tauſend Mann Fußvolk zu dieſer Abſicht zu ſtellen. Auch der Papſt machte ſich anheiſchig, eben ſo viele Reiter, wenn es ſein Vermögen zuließe, einige Monathe hindurch in Ungarn zu unterhalten. Doch ſezte er eine Bedingung hinzu, durch welche die Nuzbarkeit ſeiner Kriegsvölker vermuthlich viel verloren haben würde: ſie ſollten unter den Befehlen ſeines Legaten ſtehen, und von den königlichen durch ein gewißes Zeichen unterſchieden werden. Dem Könige bewilligte er nochmals eine Geldhülfe; fand aber, daß derſelbe zu viel fordere, indem er ſelbſt aus ſeinem ehemaligen Aufenthalte in Ungarn zu wißen glaubte, daß ein Kriegsheer, nach der in dieſem Reiche gewöhnlichen Art aufgebracht, weit weniger im Felde koſte. Alle dieſe gutgemeinten Vorſchläge kamen gleichwohl noch viel zu früh. Ein deutliches Merkmal, daß die Ungarn den völligen Frieden mit dem Kaiſer noch nicht vor nah hielten, war die Verbindung, in welche Sebaſtian von Rozgon, Woiwode von Siebenbürgen, und andere Herren daſelbſt, im November des Jahrs 1459. mit einander traten, um ihren König gegen Friedrichen, und andere Feinde, beſonders den Giskra und die ihm anhängenden Böhmen, ſo lange mit den Waffen zu vertheidigen, bis ſich dieſe insgeſammt, doch mit Vorwißen des Königs, zum Frieden bequemen würden. Matthias verſprach ihnen dagegen, ſo lange er im Kriege gegen jene Reichsfeinde begriffen ſeyn würde, vierteljährig viertauſend Goldgülden zu zahlen, und, wenn er Frieden ſchließen ſollte, ihrer darinne auch zu gedenken. Die Streifereyen der Böhmen in Ungarn,

wo sie noch einige Schlösser besaßen, waren unterdeßen glücklich genug zurückgetrieben worden.

An der Beilegung der innern Zwistigkeiten im Reiche arbeitete der König auch immerfort in diesem Jahre; wenn gleich nicht mit einerley Erfolge. Er söhnte sich mit den meisten Ungrischen Großen aus, welche auf Friedrichs Seite getreten waren, und ließ sich von ihnen aufs neue huldigen. Unter andern gab er dem abgesezten Palatinus von Gara, der mit ihm in einiger Verwandtschaft stand, weil er durch sein Beispiel auch andere zu solchen Gesinnungen brachte, nicht nur diese hohe Stelle wieder; sondern auch die damals so seltene Erlaubniß, alle Bergwerke, die sich auf seinen Gütern finden würden, anzubauen und zu benuzen. Desto trauriger war die neu ausbrechende Mißhelligkeit zwischen dem Könige und seinem Oheim Szilágyi. Nicht genug, daß er ihm als einem lästigen Aufseher, die Statthalterschaft so bald entzogen hatte, brachten es die Feinde deßelben durch boshafte Verdrehungen seiner Reden und Handlungen auch so weit, daß ihn der König, nachdem er ihn zu einer Unterredung hatte einladen laßen, gefangen nehmen ließ. Szilágyi machte ihm darüber die bitterſten Vorwürfe des Undanks und der Ungerechtigkeit. Allein Matthias, umgeben von Leuten, welche nicht aufhörten zu sagen, der herrschsüchtige Mann widerspreche seinem Betragen durch seine Reden, Ungarn habe niemals zween Könige zugleich gehabt, und der König sey zu weise, als daß er einen Vormund brauchte, fiel tief in die Nachstellungen schmeichelnder Höflinge, denen junge mit ihren Gaben nicht ohne Grund zufriedne Fürsten am meisten ausgesezt sind. Er weigerte sich, seinen Oheim zu sprechen, welches dieser eifrig begehrte; ließ ihn mit Feßeln belegen, und in ein festes Schloß an

der Türkiſchen Grenze, worinne eine ſtarke Beſazung lag, fortführen. Die beiden Befehlshaber des Schloſſes hielten ihn zwar gefangen; behandelten ihn aber übrigens gut, und verſtatteten ihm auf ſein Anſuchen ſeinen alten treuen Koch zur Bedienung. Es währte nicht lange, ſo hatten diejenigen, die nur durch den Todt des Szilágyi ruhig werden konnten, ihren Wunſch beinahe erreicht: ein königlicher Befehl, der in der Feſtung anlangte, befohl die Hinrichtung deßelben. Man hat Urſache gefunden, zu glauben, daß dieſe Verordnung ohne Vorwißen des Königs ausgefertigt worden ſey. Die Befehlshaber ſelbſt argwohnten dieſes; einer von ihnen reiſte alſo hin, um den Willen des Königs über einen ſo nahen Anverwandten, aus ſeinem eigenen Munde zu erfahren. Während dieſer Reiſe, erſann der alte Koch des Szilágyi ein Mittel zu ſeiner Befreyung. Im Verſtändniße mit drey andern Dienern ſeines Herrn, rief er aus, die Türken wären in der Nähe, forderte die Beſazung und die Gefängnißwärter auf, ihnen entgegen zu ziehen, und ſchien ſelbſt ſich eiligſt zu bewaffnen. Beinahe alles ſtürzte ſich zum Thore hinaus; er war nebſt den drey Dienern der lezte im Zuge; ſchloß aber geſchwind hinter dem Hauffen zu, hieb einige nieder, welche zurückgeblieben waren, erbrach das Gefängniß, und machte den Szilágyi zum Herrn des Schloßes. Vergebens wollte die Beſazung, die keinen Feind angetroffen hatte, das Schloß mit Gewalt einnehmen. Szilágyi ſchlug ſie zurück, verſtärkte ſich durch Bauern, die ihm ſehr ergeben waren, und bald durch ſeine Freunde und Soldaten. Doch dachte er nicht daran, ſich wegen einer ſo harten Behandlung zu rächen; er bediente ſich nur dieſer Feſtung, um die ſtreifenden Einfälle der Türken deſto beßer abzuwehren. An den Hof kam er weiter nicht; meldete aber dem Könige ſeine

Be-

Befreyung mit dem Zusaze, er sey seinem getreuen Koche mehr schuldig, als seinem undankbaren Schwesterſohne. Der König antwortete seinem Oheim, so angenehm ihm die Nachricht von seiner wiedererlangten Freyheit wäre, so sehr bedaure er es, daß nicht er, sondern ein Koch, ihm dieſelbe verſchafft habe. Er gestand, daß ihm einige Hofleute, denen er ſich beym Anfange seiner Regierung habe anvertrauen müßen, widrige Geſinnungen gegen den Szilágyi beygebracht hätten; verſicherte jedoch, daß er ihn in kurzem habe in Freyheit ſezen wollen, und daß ſelbſt ſeine Gefangennehmung das königliche Anſehen bey den Großen im Reiche habe befeſtigen helfen. Szilágyi wurde bald völlig mit dem Könige ausgeſöhnt; ſie unterredeten ſich mit einander; die Vorwürfe die ſie ſich machten, endigten ſich in Thränen und in eine genauere Verbindung. Er wurde Befehlshaber in Niederungarn, fuhr fort, ſein Vaterland gegen die Türken zu beſchützen; ward aber in einem Gefechte mit denſelben im Jahr 1460. gefangen, und zu Conſtantinopel enthauptet.

Noch gegen das Ende des Jahrs 1459. gewann es unterdeßen das Anſehen, als wenn der Kreuzzug, an welchem Matthias, vereinigt mit andern chriſtlichen Fürſten und Staaten, nach dem Wunſche des Papſtes, einen Hauptantheil nehmen ſollte, würklich zu Stande kommen dürfte. Der Kaiſer und die deutſchen Reichsſtände hatten ſchon dazu ein Heer von zwey und vierzig tauſend Mann verſprochen. Damit aber alle Hinderniße aus dem Wege geräumt würden, baten die Geſandten des Kaiſers und der Stände den Papſt, zwo Verſammlungen zu veranſtalten, und zu beiden ſeine Bevollmächtigten abzuſchicken. Die eine zu Nürnberg, um die innern Händel von Deutſchland beizulegen, auch alle nöthigen Maaßregeln wegen des

anzustellenden Feldzugs zu verabreden. Die andere aber an dem Hofe des Kaisers, weil zwischen demselben, und Matthias von Hunyad, Grafen von Bistricz, über das Königreich Ungarn Streitigkeiten entstanden wären. Der Papst nahm diese Vorschläge desto williger an, da sich auch andere Fürsten und Länder zu solchen oder ähnlichen Beiträgen geneigt erklärten. Er schrieb also beide Zusammenkünfte aus, und ernannte den Kaiser zum obersten Feldherrn des Kreuzzugs, den er auf eine dreyjährige Dauer, mit versprochener Erlaßung aller Sündenstrafen für die Theilnehmenden, in Ungarn, wie überall, ankündigte. Um gleiche Zeit, im Jänner des Jahrs 1460, schrieb er an den König Matthias durch seine von der Versammlung zu Mantua zurückkehrende Gesandten, daß er den Cardinal Beßarion, als Friedensstifter zwischen ihm und dem Kaiser, abgeordnet habe; er ermahnte ihn daher, auch das seinige dazu beizutragen, und wegen des gemeinen Bestens, lieber etwas von seinem Rechte nachzulaßen. An die Ungrischen Großen ließ er ebenfals ein Schreiben von solchem Inhalte ergehen. Allein auch diese Bemühungen schlugen alle fehl, weil sich die Anforderungen beider Fürsten gegen einander so leicht nicht befriedigen ließen, und die übrigen die Gefahr vor den Türken nicht so dringend für sich achteten.

Zweymal versuchte es der König von Böhmen selbst im Jahr 1460. auf Friedensversammlungen, die er zu Olmütz in Mähren hielt, den Kaiser mit dem Könige zu vergleichen, ohne daß er seinen Endzweck erreicht hätte. Bey der zweyten insonderheit brachten die kaiserlichen Gesandten, indem sie sahen, wie sehr Ungarn von den Türken bedroht werde, solche Bedingungen vor, die Matthias, selbst nach Podiebrads Urtheil, nicht annehmen konnte. Sie boten zwar im

Nahmen

Nahmen ihres Herrn die Zurückgabe der Ungrischen Krone an; aber es sollten ihm auch hundert tausend Dukaten für aufgewandte Kosten und Schulden; das Königreich Ungarn selbst, wenn Matthias ohne Kinder verstürbe, zum erblichen Besize überlaßen, wenigstens ihm und seinen Nachkommen der königliche Titel von Ungarn zugestanden, auch überdieß noch die Ungrischen Städte und Schlösser, Eisenstadt, Oedenburg, Gißing, und andere mehr, die er als Unterpfänder für die Krone inne hatte, auf immer mit dem Herzogthum Oesterreich verbunden werden. Schon vor dieser fruchtlosen Friedenshandlung hatte Matthias den Papst um die Stellung der ihm verheißenen zwölf tausend Reiter gebeten; aber darauf nur Vertröstungen erhalten; obgleich sonst der Papst, der außer ihm allein die Anstalten zum Türkenkriege würksam betrieb, nicht unterließ, ihn mehr als einmal durch ansehnliche Geldsummen zu unterstüzen. Der König, der in einem immer noch zerrütteten Reiche, von andern Fürsten verlaßen oder gar gehindert, nicht hoffen konnte, daßelbe recht glücklich zu vertheidigen, wurde daher wiederum geneigt, einen Stillstand mit den Türken zu schließen. So geheim auch dieses Geschäfte behandelt ward; so erfuhr es der päpstliche Gesandte in Ungarn dennoch. Er meldete es sogleich dem Papste, flehte ihn um die versprochene Reiterey an, und erbot sich sogar, seine eigene Einkünfte, die er als Cardinal hatte, zu diesem Behuf herzugeben. Der Papst, der über diese Nachricht bestürzt geworden war, beklagte gegen seinen Legaten das Schicksal von Ungarn; warf die Schuld seiner Verzögerung auf die Langsamkeit der Fürsten und seinen Geldmangel; befohl aber auch, das überschickte Geld nicht eher hinzugeben, bis sich die Absichten der Ungarn entwickelt haben würden. Den Kaiser ermahnte er noch beson-

ders, auch seine gerechtesten Forderungen der Vertheidigung der christlichen Religion nachzusezen, und mit dem Könige Matthias einen zweyjährigen Stillstand zu schließen.

Man hat gemuthmaaßt, daß dieser Stillstand würklich errichtet worden sey, weil Matthias in diesem und im folgenden Jahre die räuberischen Böhmen in Oberungarn, ganz sicher vor dem Kaiser, bekriegt habe. Aber gewißere Merkmale davon laßen sich nicht angeben. Der eben gedachte Krieg hatte einigen guten Fortgang; es waren böhmische Edelleute, die mit Giskra verbunden, mehrere Raubschlößer in Ungarn besaßen, mit denen er geführt wurde. Sie verwüsteten im Sommer dieses Jahrs besonders die Gömörer Grafschaft mit Feuer und Schwerdt. Matthias zog selbst gegen sie ins Feld, und zwang einige ihrer Schlößer zur Uebergabe. Eines davon schenkte er seinem Feldherrn Rozgon, der ihm auch diesmal wichtige Dienste geleistet hatte. An den südlichen Gränzen des Reichs gab es einen schlauern Feind des Königs, der nicht das Ansehen haben wollte, es zu seyn. Der König von Bosnien, Stephan Thomas, schickte Gesandten an den Papst, welche die Uebergabe von Szendrö mit der Nothwendigkeit entschuldigten, auch, wie man erzählte, um eine Krone für ihren König, und um neue Bißthümer für sein Reich Ansuchung thaten. Matthias, der diesen Fürsten als einen ungetreuen Lehnsmann zu betrachten Ursache hatte, beschwerte sich sogleich bey dem Papste, daß er die Gesandten deßelben zu gütig aufgenommen habe. Allein Pius antwortete ihm, daß er die Rechtfertigung dieses Fürsten nicht angenommen, ihm eben so wenig Bißthümer bewilligt habe; daß seine Gesandten von der schon ehemals bey den Päpsten erbetenen Krone nichts

gesagt

gesagt hätten; und daß er weit entfernt sey, etwas zum Nachtheil des Königs von Ungarn vorzunehmen.

Würklich konnte auch das gute Vernehmen zwischen dem Könige und dem Papste nicht leicht unterbrochen werden, da Ungarn den vollkommensten Gehorsam gegen den Papst und die Geistlichkeit ausübte, der König und die Nation sich nicht allein alles gefallen ließen, was jene im Nahmen der Religion verordneten, sondern auch freywillig gleichsam wetteiferten, ihre geistlichen Bande enger zusammen zu ziehen. Matthias ersuchte im Jahr 1460. alle Fürsten und Grossen von Italien, selbst die Obrigkeiten der Italiänischen Städte, daß sie bey seinem allerheiligsten Herrn, dem Papste, dem sie näher als er wären, dasjenige bewürken möchten, was er selbst schon längst zu erlangen sich bemüht haben würde, wenn ihn nicht die Unruhen seines Reichs davon abgehalten hätten, nemlich die Heiligsprechung des berühmten Kreuzpredigers Johann von Capistrano. Zu dieser Absicht meldete er ihnen die großen Thaten deßelben bey seinem Leben, und sezte hinzu, daß Gott, auf die Anrufung des Nahmens dieses seeligen Mannes, für diejenigen, welche sich zu seinem Grabe begäben, oder nur ein Gelübde zu seiner Ehre thäten, auch an vielen Kranken, wie er aus dem sichern Zeugniße einiger seiner Unterthanen wiße, unzählige Wunder geschehen laße, wodurch es offenbar werde, daß seine heiligste Seele in die Gesellschaft der Heiligen aufgenommen worden sey. Um gleiche Zeit schrieb einer der vornehmsten Ungrischen Großen, Nicolaus von Ujlak, Woiwode von Siebenbürgen, in deßen Städtchen Ujlak Capistranus begraben lag, an eben dieselben nicht weniger dringend und lobrednerisch von seinem heiligen Freunde, zu deßen Grabe, wie er sagt, als wenn es das Grab eines

Apostels wäre, die Menschen von allen Seiten her zuströmten, und von dem er den König selbst öffentlich habe sagen hören, er sey durch ein Gelübde an denselben aus seiner Gefangenschaft befreyet, und auf den Thron erhoben worden. Ujlak versicherte, daß er selbst, als er einst vom heftigsten Schwindel geplagt wurde, denselben verloren habe, sobald er sich nur den Kopf mit einem Tuche, das jener Mann Gottes gebrauchte, verbunden hätte. Auch empfol die Stadt Ujlak selbst diese Angelegenheit den Italiänischen Großen und Städten, als einen allgemeinen Wunsch der Christen in Ungarn, auf das eifrigste. Sie stellte überdieß ein öffentliches Zeugniß von den Wundern aus, die Capistranus durch seine Fürbitte bey Gott gewürkt habe; worunter sie nur dieses anführte, daß die alles verwüstenden Türken, da sie die Einwohner der Stadt zerstreuet antrafen, ihnen gleichwohl keinen Schaden zufügen konnten, sondern furchtsam zurückfliehen mußten. So wie aber die Ungarn neue Heilige und andere geistliche oder abergläubische Geräthschaften von Rom begehrten: so schickten sie hingegen desto mehr Geld dahin. Der jüngere Witez, deßen oben gedacht worden ist, war im Jahr 1459. von dem Könige zum Bischof von Fünfkirchen ernannt worden. Jezt mußte er nicht allein der päpstlichen Kammer für die Annaten, oder seine Einkünfte vom ersten Jahre, tausend sechshundert und funfzig Goldgülden bezahlen; sondern auch dem Kämmerlinge des Cardinalscollegium für die gewöhnlichen und andern kleinen Dienstleistungen, ingleichen den Geheimschreibern und Unterbedienten des Collegium, noch siebzehnhundert und sechszig Goldgülden entrichten. Es fehlte noch in Ungarn an dem furchtbarsten Zwangsmittel, wodurch die Päpste dieser Zeiten ganze Nationen in der Unterwürfigkeit gegen sich erhielten: an der Inquisition, oder dem

Kezer-

Ketzergerichte. Pius der zweyte sorgte auch dafür im Jahr 1460. Unter dem Vorwande, daß die Hußitische Ketzerey, die in Böhmen und Mähren so sehr ausgebreitet sey, sich auch in die benachbarten Länder, Ungarn und Oesterreich, einzuschleichen anfange, bestellte er einen Franziscaner, Gabriel Rango, der schon lange in solchen Geschäften arbeitete, zum Inquisitor für diese Gegenden. Er gab ihm die Macht, alle Ketzer, ihre Anhänger und Beschützer, sie möchten von einem Stande und Range seyn, von welchem sie wollten, wenn sie auch ganze Gesellschaften und Gemeinheiten ausmachten, überall auszuforschen, mit den Bischöfen gegen sie zu verfahren, sie gefangen sezen, und nach dem kanonischen Rechte bestrafen zu laßen, die Hülfe der Obrigkeit gegen sie aufzufordern, sie zur Abschwörung ihrer Irrthümer, zu bringen, und noch andere zu diesen Absichten geschickte Männer anzunehmen und auszuschicken. Wie viel Ansehen und Eingang dieser Ketzerrichter in Ungarn erlangt habe, läßt sich schon daraus schließen, weil ihn Matthias zum Bischof in Siebenbürgen, sodann zu Erlau in Ungarn, ernannte, ihm auch durch seine Empfelung die Kardinalswürde verschaffte.

Endlich vollzog der König auch im May des Jahrs 1461. seine Vermählung mit der Böhmischen Prinzeßinn Catharina. Daß sie nicht, dem darüber getroffenen Vergleiche gemäß, weit früher zu Stande gekommen ist, scheint von den Kriegen, in welche er bisher verwickelt gewesen war, vielleicht auch von der Ermangelung der Ungrischen Krone, welche seiner Gemahlinn gleich nach ihm aufgesezt werden sollte, herzurühren zu haben. Man könnte auch muthmaaßen, daß ein Bündniß, welches der Kaiser mit dem Könige von Böhmen im Jahr 1459. schloß, einige Kaltsinnigkeit

keit zwischen diesem und seinem künftigen Schwiegersohne hervorgebracht habe. Denn obgleich Podiebrad sich durch diese Verbindung auf dem Böhmischen Throne zu befestigen suchte, den er bisher nicht ohne Widerstand in seinen Ländern, und andere Schwierigkeiten behauptet hatte; so sicherte sich doch der Kaiser durch eben dieselbe, daß er dem Könige von Ungarn eben so wenig als andern Fürsten, die geringste Hülfe gegen ihn leisten würde, und erhielt von ihm sogar das Versprechen des Beistandes wider diejenigen, die ihn angreiffen würden. Unterdeßen blieb doch Podiebrad immer Freund von beiden, und Friedensvermittler zwischen ihnen. Matthias sezte seiner Tochter, indem er im Begriff war, sich mit ihr zu vermählen, verschiedene Oerter, Schlößer und Bezirke, nebst siebentausend Dukaten zum Leibgedinge aus, welche sie auch alsdann willkührlich gebrauchen sollte, wenn der König vor ihr stürbe.

Allein diese feyerliche Verbindung war dennoch in kein ruhiges Regierungsjahr des Königs verspart worden. Der Krieg mit den Böhmischen Räubern, die noch manche feste Schlößer in Ungarn besaßen, mußte fortgeführt werden. Man belagerte insonderheit ihre Hauptfestungen, Schároſch und Ujwár, nach deren Bezwingung die übrigen von selbst fallen mußten. Nach und nach fehlte es den Belagerern an den nöthigen Kriegsbedürfnißen, wie an Pfeilen, Schießpulver und Geschüze. Daher befohl der König den benachbarten Städten, dergleichen für künftige Bezahlung herbeyzuschaffen, auch selbst ins Feld zu ziehen. Unter andern ersuchte er die Einwohner von Caſchau, ihr besonderes kleines Geschüz, (bambarda) welches den Nahmen Pethornel führe, (ein Nahme von unbekannter Bedeutung, indem man an Petarden hier schwerlich

lich denken darf,) zur Eroberung eines jener Schlößer herzugeben, und verſprach ihnen, daß er, wenn es dabey beſchädigt oder zu Grunde gerichtet werden ſollte, ein neues verfertigen laßen wolle. Er fand ſogar ſelbſt vor nöthig, ein Heer gegen dieſe Feinde anzuführen, weil ſie durch eine Anzahl räuberſcher Pohlen verſtärkt wurden, neue Feſtungen anlegten, und grauſame Verwüſtungen ſtifteten.

Giskra, ihr Oberhaupt, der im vorhergehenden Jahre bereits Hoffnung machte, ſich dem Könige Matthias zu unterwerfen, und mit ſeinen ſtreifenden Schaaren für eine anſehnliche Belohnung bey ihm Kriegsdienſte zu nehmen, ließ ſich jezt durch große Verſprechungen von dem Kaiſer gewinnen; er huldigte demſelben, als Könige von Ungarn. Friedrich brauchte zwar eine ſolche Stüze eines ſehr verſuchten Feldherrn gegen den König Matthias; aber faſt noch mehr in ſeinen Erbländern ſelbſt. Denn einige Oeſterreichiſche Große, ſogar Bürger von Wien, giengen in ihrem Mißvergnügen gegen den Kaiſer ſo weit, daß ſie ſich mit ſeinem Bruder, dem Herzoge Albrecht, vereinigt, und dadurch einen Krieg zwiſchen beiden Brüdern beförderten. Nichts war daher natürlicher, als daß Matthias und Albrecht ſich einander durch das im April des Jahrs 1461. zu Ofen errichtete Bündniß, Hülfe gegen den Kaiſer verſprachen; ſie kamen auch überein, daß keiner ohne Beitritt des andern, mit demſelben Stillſtand oder Frieden ſchließen ſollte. Dadurch wurde zugleich die Friedensvermittelung, welche der König von Böhmen und der Papſt zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige Matthias, zu betreiben nicht aufhörten, aufs neue erſchwert. Friedrich bezeigte ſich nun geneigter zu einem Vergleiche; Matthias konnte ihn ohne ſeinen neuen Bundsgenoßen nicht eingehen.

gehen. Er willigte indeßen darein, daß sein Schwiegervater eine Friedensversammlung zu Raab in Ungarn halten möchte, und that dem Herzoge Albrecht den Antrag, dieselbe gleichfals zu beschicken. Sie war so fruchtlos, als die vorhergehenden; daher trug Matthias desto weniger Bedenken, seinem Bundsgenoßen viertausend Mann Kriegsvölker zur Hülfe gegen den Kaiser zu senden.

Kaum hatte er dieses gethan, als er ihrer selbst benöthigt war. Mitten unter den Lustbarkeiten, die bey seiner Vermählung angestellt wurden, meldete man ihm, daß ein zahlreiches türkisches Heer gegen die Gränzen seines Reichs im Anzuge sey. Er rief sogleich die Hülfsvölker zurück, welche er dem Herzoge überlaßen hatte, und versammlete ein Kriegsheer, an deßen Spitze er selbst den Türken entgegen rücken wollte, die Belgrad zu bedrohen schienen. Der Papst lobte ihn wegen dieses Entschlußes, der den Muth der Ungrischen Nation desto mehr anfeuern werde; wünschte ihm auch alles Glück zu seiner Unternehmung; entschuldigte sich aber, daß er ihm keinen Beistand leisten könne, weil er eben zur Behauptung der Rechte des Apostolischen Stuhls unausstehliche Ausgaben tragen müße; (es waren seine vermeintlichen Rechte an das Königreich Neapel;) verstattete aber doch auf sein Begehren, seinem Legaten, der sich seit vielen Jahren, so thätig für die Vertheidigung des Königs und seines Reichs verwandt hatte, noch ferner daselbst zu verbleiben. Doch die Gefahr gieng so geschwind vorüber, als sie gekommen war. Der Sultan Muhamed zog plözlich nach Asien, um daselbst die Ueberbleibsale des Trapezuntinischen Kaiserthums zu vernichten, nachdem er vorher dem Könige vergebens einen Stillstand angeboten hatte. Dieser konnte also die Schaar Soldaten,

daten, welche er Albrechten schon einmal zugeschickt hatte, wieder zu ihm stoßen laßen. Sie griffen auch, mit deßen Kriegsvölkern vereinigt, Wien selbst an; allein die kaiserlichen Befehlshaber in dieser Hauptstadt, unter welchen auch Giskra war, vertheidigten sie hinlänglich. Es fehlte um diese Zeit sehr wenig daran, daß Ungarn von der so langwierigen Besorgniß türkischer Anfälle, auf sehr viele Jahre hätte befreyet werden können. Der Sultan war vor kurzem, in einen griechischen Mönch verkleidet, heimlich nach Bosnien gekommen, um selbst alle Gelegenheiten zu Kriegsunternehmungen beßer auszukundschaften. Er wurde aber von einem Befehlshaber entdeckt, und dem Könige Stephan Thomas überliefert. Hätte damals dieser Fürst bloß auf seine Lehnsverbindlichkeit gegen den König von Ungarn sehen, und ihm einen Dienst von der äußersten Wichtigkeit leisten wollen: so hätte er ihn aus diesem glücklichen Zufall nach seiner Wahl einen Vortheil ziehen laßen können. Allein es scheint, der König von Bosnien habe überlegt, daß es für ihn zuträglicher sey, sich den mächtigsten Fürsten und Eroberer dieser Zeit durch eine große Wohlthat zum Freunde zu machen, als einem Fürsten gefällig zu handeln, deßen Lehnsherrschaft ihm zur Last fiel, und der noch in einem unruhigen Reiche nicht ohne Mitbewerber regierte. Er bewirthete also den Sultan prächtig, schloß einen geheimen Bund mit ihm, und sezte ihn darauf in Freyheit. So sehr dieses Betragen den König Matthias erbitterte; so rächte er sich doch, wenn man einer alten Erzählung trauen darf, an seinem Lehnsmanne auf keine königliche Weise. Durch die Hoffnung, die er sowohl dem Sohne als dem Bruder deßelben machte, ihnen das Bosnische Reich zu ertheilen, bewog er sie, ihn im Jahr 1461. zu ermorden. Es gehört in der That viel dazu, von einem Könige,

wie

wie Matthias war, einen solchen Schritt ohne Bedenken zu glauben. Wenn man jedoch sieht, daß er dem Sohne des Umgebrachten, Stephan, der durch Gesandte sich um seine Gewogenheit bewarb, das Königreich Bosnien nur auf Fürbitte des Papstes im Jahr 1462. ertheilte: so wird es nicht wahrscheinlich, daß er sich deßelben wider seinen Vater bedient haben sollte.

Eben diese Verbindung aber mit dem neuen Könige von Bosnien, der dem Bunde mit den Türken entsagte, und in die Schlößer am Saustrohm Ungrische Besazungen einzunehmen versprach, um die Gränzen von Ungarn so lange vertheidigen zu können, bis ihm mehr Hülfe zugesandt würde, verwickelte den König Matthias desto eher in einen Krieg mit dem Sultan. Dieser war aus Asien zurückgekommen, und hatte, im Vertrauen, daß er noch immer auf den König von Bosnien rechnen könne, die Walachey angegriffen. Der Despote oder Fürst des Landes, Wlad, mußte endlich, nach einem tapfern Widerstande, weichen; die Türken gaben dieses Fürstenthum seinem Bruder Drakula, den andere seinen Sohn nennen. Obgleich Wlad daßelbe seit einiger Zeit von dem Pohlnischen Könige zur Lehn getragen hatte; so hielt er doch jezt bey dem Ungrischen Könige, als einem Nachbar, der schon sonst die Lehnsherrschaft über die Walachey behauptete, und, wenn es unter türkischer Hoheit blieb, für Siebenbürgen und Ungarn viel zu befürchten hatte, um Hülfe und Schuz an. Matthias bewilligte ihm zwar dieses, rückte im Jahr 1462. in die Walachey ein, bemächtigte sich derselben, und ließ sich von den Einwohnern huldigen; bestätigte aber doch den Drakula als Fürsten des Landes. Den Wlad schickte er vielmehr nach Belgrad ins Gefängniß, in welchem er zehn Jahre lang festgehalten wurde.

Denn

Denn er war, so lange er regierte, ein so unmenschlicher Wüterich gewesen, daß er viele tausend Menschen, theils von seinen Unterthanen, wegen geringer Vergehungen, theils Ungarn und Siebenbürger, die in sein Land kamen, hatte spießen laßen: und die Walachen legten ihm deswegen in ihrer Sprache den Spottnahmen Kapalusch, das heißt, Spießmacher, bey. Die Unternehmung des Königs reizte den Sultan zur Rache; er ließ Slavonien mit solcher Schnelligkeit verwüsten, daß sein Feldherr funfzehn tausend Gefangene fortführen konnte, ohne daß Matthias im Stande gewesen wäre, mit ihm zu fechten. Doch jagte ihm ein Ungrischer Befehlshaber, als er über die Sau gehen wollte, durch einen kühnen Anfall Beute und Gefangene wieder ab. Nunmehr rüstete sich Muhamed noch stärker gegen die Gränzländer von Ungarn, und dieses Reich selbst. Der König von Bosnien, den der Schlag dieses sich aufziehenden Ungewitters fast zuerst treffen mußte, hatte deswegen schon früher durch seine Gesandten zu Rom um Hülfsgelder bitten laßen; wie er auch bereits den König von Ungarn, die Venetianer und den berühmten Albanischen Fürsten, Georg Castriota, sonst Skanderbeg genannt, um Beistand ersucht hatte. Außerdem ließ er dem Papste vorstellen, daß die Krone, welche er seinem Vater, als einem neuen Christen, versagt hätte, ihm, der in dieser Religion gebohren und wohl unterrichtet sey, rechtmäßig gehöre; daß er auch Bischöfe, und andere Unterstützungen von dem Papste erwarte. Der Ungrische Gesandte am päpstlichen Hofe widersprach sogleich, wie es schon ehemals erfolgt war, dem Anhalten um die Krone, und der Papst ließ dem Könige von Bosnien die vorige Antwort sagen.

Matthias hatte auch bereits, ehe er in die Walachey drang, einen Gesandten an die Venetianer und an den Papst abgeschickt, um sich von beiden Seiten Hülfe an Geld oder Kriegsvölkern zu verschaffen. Aus den Verhaltungsbefehlen, welche er demselben ertheilte, merkt man, daß er Venedig hierinne mehr zutrauete, als dem Papste. Jener Freistaat war auch damals noch mächtig genug, und lebhaft in seinen Maaßregeln; er hatte wegen deßen, was er in Dalmatien besaß, und auch wegen seines übrigen Gebiets, viele Ursache, sich dem Fortgange der Türken zu widersezen. Der König ließ dem Doge oder Herzoge von Venedig melden, er allein sey unter den jezigen Umständen zu schwach, um die Türken abzuwehren; aber mit Beistande des Staats werde er dieses wohl ausführen können. Gleichwohl blickte ihn von dem Papste her, der erste Strahl der Hoffnung an, indem dieser nebst einigen Italiänischen Fürsten ihm etliche tausend Mann Kriegsvölker zu schicken entschloßen war. Unterdeßen brach Muhamed im Frühlinge des Jahrs 1463. mit einem starken Heere auf, und sezte sich an der Morawa in Servien. In dieser Stellung bedrohte er zugleich Siebenbürgen und die Walachey, Bosnien und Ungarn. Dadurch sollte Matthias, der ihm mit seinem Kriegsheere entgegen gezogen war, irre gemacht, und verleitet werden, sein Reich durch eine falsche Wendung zu entblößen. Allein obgleich der Sultan sich plözlich gegen das schwarze Meer zukehrte, als wenn er in die Walachey einfallen wollte; so fuhr doch der König fort, Ungarn zu decken, und sorgte auch für die Sicherheit der Gränzfestung Belgrad. Da außerdem die Türken den Venetianern ein Bündniß anboten: so ließ er, um Zeit zu gewinnen, durch die leztern für sich zugleich einen Frieden vorschlagen; der aber verworfen wurde. Deſto nachdrück-

drücklicher drang der König bey diesem Freystaate darauf, ihn gegen den gemeinschaftlichen Feind zu unterstützen: und das durch eine Landmacht; nicht, wie es bisher vergeblich geschehen sey, durch eine Flotte. Dennoch versprachen die Venetianer nur eine Flotte ins Mittelländische Meer zu schicken, weil sie zu wenig Landsoldaten hätten; aber mit Gelde wollten sie ihm beistehen. Er hatte sich bey ihnen auch über die Langsamkeit der Hülfe des päpstlichen Hofes beklagt, die sich zum Theil von der Besorgniß eines Kriegs zwischen den Italiänischen Fürsten herschrieb. Jezt wurde er darüber so unwillig, daß er seinem Gesandten zu Rom befohl, nach Ungarn zurück zu kommen, und Seiner Heiligkeit nicht weiter ohne Nutzen beschwerlich zu fallen. Der Papst, der dieses erfuhr, fürchtete wiederum, Matthias möchte zu einem Stillstande mit den Türken genöthigt werden; eilte, ohngeachtet es ihm an Gelde fehlte, mit Beistande einiger Fürsten, dem Könige etliche tausend Mann Reiter und Fußvolk zu senden, und ließ ihn noch mehr hoffen.

Der Angriff der Türken fiel endlich im Jahr 1463. auf Bosnien. Hier hatte der Sultan bereits Verständnisse mit mißvergnügten Unterthanen, die der König Stephan verfolgt hatte, und auch Festungen inne. Er eroberte bald das ganze Land; zumal da er den König selbst gefangen bekam. Denn obgleich diesem zu Hülfe Matthias schleunige Anstalten traf; so schloß sich doch Stephan lieber in eine kleine Festung ein, um seine großen Schätze darinne niederzulegen, als daß er nach dem Rathe des Ungrischen Feldherrn, der ihm eine beträchtliche Schaar Soldaten zuführte, den Feind in den bergigten Gegenden seines Reichs aufgehalten hätte. Er wurde bald auf Befehl des Sultans hingerichtet; und die Ungarn, welche ihn nicht

hatten retten können, mußten wieder über die Sau gehen, um ihr Vaterland selbst zu vertheidigen. Sie wollten ohnedieß nicht außerhalb deßelben fechten, ehe sie nicht durch päpstliche und venetianische Kriegsvölker verstärkt wurden.

Bosniens Eroberung öffnete den Türken den Weg durch Kroatien bis nach Krain und Steyermark, von welchen Oesterreichischen Ländern sie einen Theil verwüsteten, auch eine Menge Einwohner derselben in die Sklaverey fortschleppten. Damals empfand Deutschland zuerst die Wuth dieses Feindes, der vom schwarzen bis zum adriatischen Meere sich fast unwiderstehlich über alle christliche Länder stürzte. Der Papst zog jezt gleichsam noch heftiger an der Sturmglocke, als bisher; er machte insonderheit die Italiänischen Fürsten zur thätigen Hülfe geneigter: und die Venetianer, denen die Gefahr so nahe kam, beschloßen sich nun genauer mit dem Könige zu vereinigen. Er hatte sein Kriegsheer bey Peterwardein zusammen gezogen, um das weitere Vordringen der Türken, welche über die Sau gegangen waren, zu verhindern; er wurde aber auch von den Bosniern heimlich gebeten, sie von ihrem neuen unerträglichen Joche zu befreyen. Dahin schickte der Doge von Venedig, Mauro, Gesandten, welche im September des Jahrs 1463. auf folgende Bedingungen einen Bund mit dem Könige schloßen. So lange Matthias die Türken bekriegen würde, sollten die Venetianer eben dieses thun; überdieß aber eine Flotte von vierzig Ruderschiffen in die See, ingleichen Fußvolk und Reiterey nach Dalmatien, auch in die Halbinsel Griechenlands, oder nach Morea, schicken. Matthias versprach mit seinem starken Kriegsheere die den Türken unterworfenen Länder selbst anzugreifen. Seine Unternehmung wurde

dadurch

dadurch erleichtert, daß ihm der Sultan, entweder wegen seiner Jugend, oder weil er nur erst ein mäßiges Heer versammelt hatte, ziemlich verächtlich begegnete. Ob er gleich Nachricht erhielt, daß der König sich nähere; so ließ er doch nur einen Theil seiner Kriegsvölker gegen ihn stehen; mit den übrigen zog er sich nach Macedonien. Eben so aufgebracht durch diese Geringschäzung, als nach Kriegsruhm begierig, gieng Matthias auf den Türkischen Feldherrn loß, nöthigte ihn, nach verschiedenen glücklichen Gefechten, über die Sau zurück, folgte ihm alsbald über diesen Strohm nach, und ließ Servien eine Zeitlang mit vieler Härte verheeren. Nachdem er endlich die erwarteten Verstärkungen bekommen hatte, ließ er einen Theil seiner Soldaten in Bosnien einrücken; mit den übrigen aber zog er langsam nach, und deckte die Sicherheit der Zufuhren durch so kluge Veranstaltungen, als man von einem zwanzigjährigen Jünglinge kaum erwarten konnte. Das Schloß von der Hauptstadt des Landes, Jaicza, hielt sich zwar beinahe drey Monathe lang, weil der regnichte Herbst und der einbrechende Winter den Belagerern beschwerlich fielen. Doch mit dieser Festung ergaben sich in wenigen Tagen gegen sechszig Städte nebst ihren Schlößern, und ganz Bosnien erkannte die Oberherrschaft des Königs, der nach einiger Zeit, einen seiner verdientesten Grossen, den Nicolaus von Ujlak, zum Könige deßelben ernannte. Eine so schnelle Eroberung gab ihm weit herum in Europa ein rühmliches Ansehen; es war sein erster ausnehmend glücklicher Versuch in Feldzügen, und kündigte einen Fürsten an, der zum Kriege so zu sagen gebohren war.

Er würde jedoch von diesen Gaben keinen so zuversichtlichen Gebrauch außerhalb seines Reichs selbst

haben machen können, wenn es ihm nicht kurz vorher gelungen wäre, sich endlich mit dem Kaiser zu vergleichen. Schon im Jahr 1462. waren die Unterhandlungen darüber durch den Bischof von Großwardein, erneuert worden, den einige Prälaten und andere Grossen an den Kaiser sandten, weil diese Angelegenheit, wie sie sagten, noch mehr das ganze Reich, als den König betraf. Er wünschte diesen Frieden desto eifriger, da die Türken eben damals von den Walachen geschlagen wurden, und der König vor Begierde brannte, diesen Vortheil zu nüzen. Es war eine günstige Vorbereitung, daß er seinen langwierigen Feind Giskra bewog, die Parthey des Kaisers zu verlaßen. Dieser Feldherr übergab dem Könige die Schlösser, aus welchen er Ungarn so viele Jahre befehdet hatte; bekam mit der Bedingung ein Jahrgeld, daß er künftig unter dem Könige im Kriege dienen wollte, auch das Ungrische Bürgerrecht. Einer der vornehmsten Ungrischen Geschichtschreiber dieser Zeiten sezt hinzu, daß Matthias diesem Feldherrn zwo Städte und fünf und zwanzig tausend Dukaten geschenkt habe; allein der Geldmangel, welcher den König drückte, macht dieses leztere unwahrscheinlich. Er wurde, da dieses kaum geschehen war, von den Einwohnern der Stadt Ragusa in Dalmatien, die von Alters her des Schutzes der Ungarn genoßen hatte, um eben denselben gegen die Plünderungen der Türken gebeten, und konnte ihn nicht eher zusagen, als bis die Zwistigkeiten zwischen ihm und Friedrichen gehoben seyn würden. Da unterdeßen der Bischof von einer zweyten Reise zu dem Kaiser zurückgekommen war, schrieb der König einen Reichstag nach Buda aus, um auf demselben über die Vorschläge, welche er mitgebracht hatte, einen Schluß zu faßen. Die versammleten Stände beschäftigten sich zwar auch mit Gesetzen über die gerichtliche

Ver-

Verfaßung und öffentliche Sicherheit; sie bestimmten die Verbrechen, die der König allein bestrafen könnte; oder wegen welcher er Güter einziehen dürfe, worunter auch eine öffentliche und verdammte Ketzerey war; ingleichen die Angelegenheiten, welche für geistliche Gerichte gehörten, dazu sie unter andern auch den Wucher, und Sachen der Wittwen, oder anderer mitleidswürdigen Personen, rechneten. Aber hauptsächlich berathschlagten sie sich wegen der Einlösung der Ungrischen Krone: denn dadurch konnte das gute Vernehmen mit dem Kaiser völlig wieder hergestellt werden. Sie bewilligten ihm theils als Pfandsumme, theils für andere Forderungen, sechszig tausend, oder nach einer andern Erzählung, siebzig tausend Dukaten. Der Eifer zur Wiedererlangung dieses ehrwürdigen Kleinods war so groß und allgemein, daß nicht allein die Ungrischen Großen, sondern auch der Adel von Siebenbürgen, durch freywillige Beiträge, dieses Geld bald zusammenbrachte. Die Stände meldeten dem Kaiser, daß sie auch seine lästigen Bedingungen, wegen des für das Beste der Christenheit so nothwendigen Friedens, eingehen wollten.

Hierauf reisten sieben Ungrische Großen, darunter zween Prälaten waren, zu dem Kaiser nach Wienerisch Neustadt, um den völligen Frieden zu Stande zu bringen. Er erlaubte ihnen zwar, zu Oedenburg, welches ihm auch verpfändet war, sich aufzuhalten; aber eine solche Anzahl Bewaffneter wollte er in Neustadt nicht einlaßen: sie schienen ihm mehr zu Feindseligkeiten als Friedensunterhandlungen etwas beizutragen; obgleich die Ungarn versicherten, daß es nur ein prächtiger Aufzug zur Abholung ihrer Krone seyn sollte. Nur zweyhundert Reiter also durften mit dem Bischof von Großwardein nach Neustadt kommen;

den übrigen Gesandten, die sich wieder nach Oedenburg begaben, wurde alles was daselbst vorgieng, bekannt gemacht, und ihr Gutachten eingeholt. Es währte nicht lange, so kam man am 19. Julius des Jahrs 1463. über folgende Bedingungen überein. Der Kaiser und seine Erben sollten die Schlösser und dazu gehörigen Städte, die er bisher zum Pfande in Ungarn besessen habe, Vorchtenstein, Kobelsdorf, Eisenstadt, Günz und Rechnitz, noch ferner behalten; doch sollte der König und das Reich Ungarn sie nach dessen Tode, für vierzigtausend Dukaten einlösen können. Weil sich der Kaiser bisher aus guten und ehrlichen Absichten, des königlichen Titels von Ungarn bedient habe: so wollten ihm die Ungrischen Stände denselben auch künftig, nebst den damit verbundenen königlichen Titeln, (von Dalmatien und Croatien) ertheilen, und er selbst sollte ihn ohne alles Hinderniß gebrauchen können. Auch sollte der Kaiser, zum Wohl des Staats, der heiligen Römischen Kirche, und der christlichen Religion, den König Matthias zu seinem angenommenen Sohne aufnehmen, ihn seinen Sohn nennen, ihm und seinem Reiche gewogen seyn. Dagegen sollte auch Matthias den Kaiser als seinen Vater ehren, ihn so nennen, und ihm als Vater und Könige von Ungarn schreiben. Daher sollte nicht nur ein beständiger Friede zwischen dem Kaiser, dem Könige und den Ständen von Ungarn seyn; sondern sie wollten ihm auch gegen jedermann, nur den Papst und die heilige Kirche ausgenommen, beistehen. Der Kaiser wollte überdieß den Ungrischen Abgeordneten die heilige Krone, welche er als ein übergebenes Pfand sicher aufbewahrt habe, nebst der Stadt Oedenburg, überliefern. Endlich, wenn Matthias ohne männliche Erben sterben würde, so sollten der Kaiser, oder sein Sohn und seine männliche Nachkommen, das

Königreich Ungarn erlangen. Daß in der Urkunde, welche die vornehmsten Ungrischen Gesandten über diesen Friedensschluß ausstellten, der Geldsumme gar nicht gedacht worden ist, welche für die Ausantwortung der Krone gezahlt werden sollte, kam vermuthlich davon her, weil keiner von beiden Theilen ein öffentliches Denkmal dieser Art von Kaufhandel hinterlaßen wollte. Der Kaiser ließ über alle diese Bedingungen auch eine besondere Urkunde ausfertigen. Weil er aber Kraft derselben noch einige Plätze in Ungarn beibehielt, und der König gleichwohl bey seiner Krönung geschworen hatte, alle zu dem Reiche gehörenden Rechte und Besizungen zu erhalten, oder wieder an daßelbe zu bringen: so errichteten beide Fürsten einen Vergleich darüber, daß gedachte Oerter davon ausgeschloßen seyn, und die Ansprüche Ungrischer Herren auf dieselben nicht gültig seyn sollten. Wiederum bestätigte der päpstliche Gesandte bey diesen Friedenshandlungen, im Nahmen seines Herrn, alles was man ausgemacht hatte, durch eine weitläuftige feyerliche Schrift. Matthias, dem man diese Verabredungen zufertigte, bezeigte ebenfals in einer eigenen Urkunde seine Zufriedenheit mit denselben. Er gedachte zwar darinne weder des königlichen Titels von Ungarn, noch der Thronfolge in diesem Reiche, welche dem Kaiser zugestanden werden sollten. Allein man darf daraus wohl schwerlich schließen, daß diese Punkte nicht von allen Ständen des Reichs, auch nicht von ihm selbst, gebilligt worden wären. Er ersparte sich das Unangenehme einer ausdrücklichen Anzeige derselben, nachdem sie von den Gesandten auch in seinem Nahmen bewilligt worden waren. Den päpstlichen Gesandten und den Papst selbst ersuchte auch er um eine Bestätigung dieses Vergleichs: und sie erfolgte noch in eben diesem Jahre.

Vorher schon hatte Matthias auch die langen Unruhen der räuberischen Böhmen fast gänzlich gestillt. Nach dem Beispiel ihres Anführers Giskra, giengen auch die übrigen einen Vergleich ein, und lieferten ihre Schlösser aus, nachdem man ihnen das Geld versprochen hatte, welches ihnen das Reich schuldig war. Der Erzbischof von Gran, der diese Zusage gethan hatte, unterließ sie zu erfüllen: daher fiengen die Böhmen um Trentzschin herum, bis nach Tyrnau, ihre Streifereyen von neuem an, und reizten auch die benachbarten Mähren, mit ihnen gemeinschaftlich aus Ungarn Beute zu holen. Matthias, der eben bey der Unternehmung auf Bosnien abwesend war, als er davon hörte, sah sich dadurch genöthigt, in den erstern Monathen des Jahrs 1464. in sein Reich zurück zu ziehen. Er wäre darüber beinahe in Feindseeligkeiten mit seinem Schwiegervater gerathen. Denn dieser befand vor gut, seine Mähren zu schützen, so wie sich Matthias der Ungarn annahm, welche die Waffen wider sie ergriffen. Doch beide Fürsten verglichen sich im April des Jahrs 1464. mit einander, daß sie nicht allein solche Gewaltthätigkeiten künftig verhindern; sondern auch jeden ihrer Unterthanen, der sie in dem Reiche des andern verüben würde, aus dem ihrigen verbannen, und sein Vermögen einziehen, die flüchtigen Räuber einander ausliefern, und die Raubschlösser zerstören wollten.

Unterdeßen war die Ungrische Krone, welche ein ausländischer Fürst vier und zwanzig Jahre lang in seiner Gewalt gehabt hatte, zur unbeschreiblichen Freude der Ungarn, gleich nach geschloßenem Frieden, gegen Bezahlung des Auslösungsgeldes, ihren Gesandten eingehändigt, nach einer öffentlichen Ankündigung drey Tage hindurch von unzählichen herbeyeilenden

Menschen ehrerbietig betrachtet, und darauf mit feyerlichem Gepränge nach Buda abgeführt worden. Matthias wurde endlich mit derselben zu Stuhlweißenburg, wohin er eine Versammlung der Reichsstände ausgeschrieben hatte, und wo sich auch Gesandte von dem Kaiser und dem Könige von Böhmen mit einem glänzenden Gefolge einfanden, am 29. März des Jahrs 1464. gekrönt. Er war zwar kurz vorher durch den Todt seiner Gemahlinn in Betrübniß und Trauer versezt worden; auch regierte er schon sechs Jahre als rechtmäßiger König. Allein die Meinung, daß erst durch diese Krönung einem Könige alles erwünschte und gleichsam geheiligte Ansehen ertheilt werde, war in den Gemüthern der meisten Ungarn zu tief eingewurzelt, als daß man sich nicht nach derselben hätte richten sollen. Groß war daher auch das Frohlocken der Nation über diese Begebenheit; Matthias bezeigte sich zugleich freygebig und prächtig. Unter andern schenkte er dem um sich seit seiner ersten Jugend an, so verdienten Bischof von Großwardein, Johann Witéz dem ältern, die ansehnliche Grafschaft Bihár mit Einwilligung der Stände, dergestalt, daß sie auch auf seine Nachfolger im Bißthum fallen sollte. Bey eben dieser Gelegenheit bestätigten sowohl die ehemaligen Gesandten an den Kaiser, als die Stände überhaupt, den mit demselben geschloßenen Frieden.

Von Stuhlweißenburg gieng der König noch im Jahr 1464. mit den Reichsständen nach Buda, um daselbst einen Reichstag zu halten. Hier fügte er der Urkunde, die sie eben ausgestellt hatten, auch seine eigene zu gleicher Absicht bey; nannte aber nicht wie sie, in derselben den Kaiser, König von Ungarn. Die Gesezе, welche auf diesem Reichstage gegeben wurden, waren ziemlich zahlreich. Zu den merkwürdigsten gehörten

hörten diejenigen, durch welche der König mit den Ständen gewiße Personen zur Bewachung der Ungrischen Krone bestellte; für sich versprach er, niemanden, ohne Beyrath der geistlichen und weltlichen Großen, der Untreue wegen zu verurtheilen, auch daher das kurze gerichtliche Verfahren, welches die Könige bisher gegen Beklagte dieser Art beobachtet hatten, (breves evocationes) abzuschaffen; andere Verbeßerungen der Rechtspflege; die Verordnungen, daß alle nach des Königs Albrecht Tode im Reiche aufgerichteten Schlößer, diejenigen ausgenommen, welche an der türkischen Gränze standen, innerhalb sechs Wochen niedergerißen werden sollten; daß weltliche Personen nicht härter gestraft werden sollten, wenn sie sich an Geistlichen vergriffen, als diese, wenn sie jene beleidigten; daß außer demjenigen, was Testamente, Ehen und Mitgabe, Meineid, Mißhandlung der Geistlichen und Weiber, auch andere geistliche Sachen beträffe, keine vor die geistlichen Gerichte gezogen werden sollte; daß der König nicht befugt seyn sollte, auf eine bloße Klage die Güter von jemanden einzuziehen, und daß er gute Münze, ohne einige Veränderung derselben, schlagen laßen wolle.

Nunmehr schien der allgemeine Friede des Reichs im Innern und mit seinen christlichen Nachbarn, dem Könige Matthias die Fortsezung des Kriegs mit den Türken destomehr zu erleichtern. Der König von Frankreich hatte ihm schon vor seiner Krönung zu einem darauf gerichteten Bündniße Hoffnung gemacht. Auch arbeitete der Papst unermüdet fort daran, ihm Geld und Kriegsvölker von den Italiänischen Fürsten zu verschaffen; die großentheils schon ausgerüstete Flotte sollte aus seinem Hafen Ancona auslaufen, und die Türken selbst bey Constantinopel angreiffen.

Diese

Diese waren mittlerweile in Bosnien eingefallen. Matthias zog ihnen entgegen, wartete auf die so gewiß aus Italien versprochene Hülfe; bekam aber gar keine. Er beklagte sich darüber empfindlich bey dem Papste, der ihn immer zu diesem Kriege so sehr angefeuert hatte. Die Schuld davon lag jedoch an dem Papste nicht, der alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand, selbst nach Ancona kam, um das Abseegeln der Flotte zu beschleunigen, sogar dieselbe als Anführer zu besteigen gesonnen war, und mitten unter dieser Betriebsamkeit im August des Jahrs 1464. starb. Noch in seinen lezten Augenblicken empfol er diese Unternehmung den Cardinälen; er befohl auch, dem Könige vierzigtausend Dukaten zu den Kriegskosten zu senden.

Größtentheils also seinen eigenen Kräften überlaßen, mußte Matthias dafür sorgen, eine so schöne Eroberung, als die von Bosnien war, nicht eben so schnell wieder zu verlieren. Der Sultan Muhamed belagerte selbst in den frühern Monathen des Jahrs 1464. die Hauptstadt dieses Reichs Jaicza mit allem möglichen Ungestüm. Da sich Besazung und Einwohner derselben überaus tapfer vertheidigten: so gewann der König so viel Zeit, seinen Feldherrn Emericus von Zapolya mit einem mäßigen Hauffen Kriegsvölker der Stadt zu Hülfe zu schicken; er selbst konnte mit den übrigen nur etwas langsam nachrücken. Endlich fand er bey seiner Annäherung, daß die Belagerung völlig aufgehoben sey. Denn sein Feldherr hatte nicht nur selbst geeilt, im Gesichte der Türken einzutreffen, sondern auch auf allen Seiten das Gerüchte ausgebreitet, daß der König ihm mit einem zahlreichen Heere auf dem Fuße nachfolge: und der Sultan war bloß auf diese Nachricht bewogen worden, sich schleunigst zurückzuziehen.

Nicht

Nicht so glücklich aber suchte Matthias diese Vortheile gegen die Türken zu benützen. Nachdem er sich hatte krönen laßen, brachte er den Sommer des Jahrs 1464. zu Buda theils mit Beilegung mancher Streitigkeiten, theils unter allerley Kampf- und Fechterspielen, worinne er sich selbst täglich, ohne daß man auf seine Würde die geringste Rücksicht nehmen durfte, durch Stärke und Muth hervorthat, Wettrennen mit Wagen, und Löwenhezen zu. Im Anfange des Herbstes verwandelte er diese kriegerische Uebungen in einen würklichen Feldzug. Er belagerte die Bergfestung Zoinich in Servien oder Rascien, indem er zugleich den Erzbischof von Colocza mit einer starken Schaar Reiter den Uebergang über die Sau bedecken ließ. Während dieser Belagerung eroberte sein Feldherr Emerich mit der Leibwache die Stadt Strebernicz, bey welcher so reiche Silbergruben waren, daß sie davon (oder vom Sclavonischen Worte Streber, Silber,) den Nahmen bekommen hatte. Allein Zoinich hielt sich desto länger: und da Emerich durch einen herausgeschoßenen Pfeil ein Auge fast gänzlich verlor, fieng er und mit ihm der König selbst an, nach und nach den Muth etwas zu verlieren. Auf einmal erhob sich das falsche Gerüchte, Muhamed sey mit einem großen Kriegsheere im Anzuge, um dem Könige eine Schlacht zu liefern. Sogleich rieth ihm Emerich, die Belagerung aufzuheben, weil seine Soldaten, durch die beschwerlichen Arbeiten vieler Wochen abgemattet, eher einer Erholung bedürften, als sich mit den Türken schlagen könnten. Gleiche Reden wurden nun schon am folgenden Tage im ganzen Lager geführt; es äußerten sich Furcht und Mißvergnügen; der König wurde selbst mit fortgerißen, und befohl, den Rückzug anzutreten. Das geschah jedoch mit so bestürzter Eilfertigkeit, daß man das Geschüz und den größten Theil

des

des Geräthes zurückließ, um nur desto eher an das andere Ufer der Sau zu gelangen.

Ein so schimpflicher Ausgang dieser Unternehmung schmerzte nicht allein den König ungemein; sondern zog auch wichtige Folgen nach sich. Er duldete keinen von den Stiftern dieses Aufruhrs weiter bey dem Kriegsheere, und war seitdem darauf bedacht, eine strengere Kriegszucht in demselben herrschend zu machen. Ueberhaupt war das Ungrische Kriegswesen einer starken Verbeßerung bedürftig; wiewohl auch das ganze Europäische seit diesem Jahrhunderte eine sehr veränderte Gestalt annahm. Streifereien und kleine Gefechte, Befehdungen und Abentheuer, hatten bisher die vornehmsten kriegerischen Thaten der Ungarn ausgemacht. Auf kunstmäßige Läger, Belagerungen und Hauptschlachten, verstanden sie sich weniger; doch gab ihre Tapferkeit mit glücklichen Zufällen, dabey öfters einen so vortheilhaften Ausschlag, als Regeln und feste Einrichtungen. Uebung von früher Jugend an im Reiten, Hauen, Stechen, Pfeilabschießen, Schleudern, Vertheidigung, Angriff, Rückzug, und das Muster erfahrner Krieger, war allein ihre Anweisung in der Kriegskunst. Zwar gaben sich die Herren fester Schlößer das Ansehen, als wenn sie allein fähig wären, in dieser Kunst Lehrlinge anzunehmen, und Meister zu bilden. Unter dem Ehrennahmen von Rittern, hielten sie alle diejenigen in einer gewißen Entfernung, die nicht von ihnen angeführt, sich allmählich aus Edelknechten zu ihrer Würde erhoben hatten: ohngefähr wie man damals die Vorzüge des Ritterstandes auch bey andern Europäischen Nationen nur Stuffenweise durch Vollkommenheit in Leibesfertigkeiten und tapfere Thaten erlangte. Bey solchen Anstalten aber, da jeder Ritter Befehlshaber eines kleinen Hauffens war,

den

da er willkührlich im öffentlichen oder privat Kriege gebrauchte, fiel die Verbindung und gesezmäßige Anordnung eines ganzen Heeres größtentheils weg. Endlich kam auch bey den Ungarn, wie nicht lange vorher noch in dem übrigen Europa, die Stärke der Kriegsvölker lediglich auf die Reiterey an: eine natürliche Folge von der gewöhnlichen Art Krieg zu führen, bey welcher so viele Städte, obgleich nur mit einer Besazung von Bürgern versehen, sich so lange wehren konnten, und der Adel es seiner unwürdig halten mußte, unter dem Fußvolke zu dienen.

Solchen Mängeln seines Kriegswesens abzuhelfen, wurde nun ein Hauptbestreben des Königs Matthias; er war es auch, der mehr als bloße Versuche dabey anbringen konnte. Denn außer einem glücklich beobachtenden Geiste, der ihn zu vielen Entdeckungen leitete, hatte er auch aus den alten Römischen Geschichtschreibern hohe Begriffe von der Kriegsverfaßung ihrer Nation, und Vorschriften gezogen, durch welche er der seinigen wichtige Vortheile zu verschaffen hoffte. Zuerst gab er also dem Fußvolke den Vorzug vor der Reiterey; ließ einen beträchtlichen Theil von dieser eingehen, und schuf von jenem einen vortreflichen Hauffen, welcher gar bald der Kern seines Kriegsheeres wurde. Dieser hieß die schwarze Leibwache, von den schwarzen Panzerhemden, welche er trug; führte aber auch davon den Nahmen der Panzerstecher. Ob er gleich denselben nach eigenen Kenntnißen und Erfahrungen anordnete; so hatte derselbe doch viele Aehnlichkeit mit der berühmten Macedonischen Phalanx, war von dem Könige selbst geübt, zum Kriegsruhm angefeuert, und zu einer solchen Unerschrockenheit gewöhnt worden, daß er auch bey der augenscheinlichsten Todesgefahr seinen Platz behauptete. Er führte weiter allge-

allgemeine, gleichförmige und beständige Waffenübungen bey seinem Heere ein; anstatt daß sie bisher hauptsächlich nur die Befehlshaber und Edelleute für sich nöthig erachtet hatten. Die so üblichen Befehdungen suchte er völlig auszurotten, und zugleich die damit verbundene falsche Meinung aufzuheben, als wenn dieselben zur Nahrung des kriegerischen Geistes der Nation unentbehrlich wären. Dagegen flößte er den Soldaten ehrbegierige Triebe ein, setzte Belohnungen für tapfere Krieger aus, und eine Kriegsordnung fest, nach welcher sich jedermann richten mußte. Doch war er gegen die Ausschweifungen, in welche die schwarze Leibwache verfiel, etwas zu Nachsichtsvoll, weil sie einen Hauptantheil an seinen Siegen hatte.

Ein Brief des Königs, worinne er selbst an einen Ungrischen Cardinalbischof, der sich bey dem Könige von Neapel befand, zum Gebrauche des letztern die Kriegsverfaßung seines Reichs beschreibt, ist zwar schon vom Jahr 1481; man kann aber ohnedieß leicht erachten, daß diese Verbeßerungen nicht das Werk von einer kurzen Zeit gewesen sind. Darinne meldet er, daß es bey den Ungarn dreyerley Soldaten gebe; erstlich die Panzerträger; (armigeri) sodann die leichte Reiterey, welche man Huſzarones nenne; endlich das übrige Fußvolk, welches theils aus gemeinen Fußknechten, theils aus gerüsteten und Schildträgern bestehe. Außerdem wären auch die Büchsenmeister (magistri pyxium) welche aus Flinten und andern solchen kleinen Werkzeugen zu schießen verstünden; doch nicht so tapfer und nüzlich, als die Schildträger. Bey Belagerungen oder Vertheidigungen von Schlößern thäten sie die meisten Dienste, und machten den fünften Theil des Fußvolks aus. Was die Art dieser Soldaten zu fechten betreffe, so würden die Panzerträger als eine

Mauer angesehen, die sich niemals bewegte, wenn sie gleich alle auf ihrem Posten getödtet würden. Die leichten Reiter fielen, wie es die Gelegenheit mit sich brächte, auf die Feinde aus, und zögen sich, wenn sie ermüdet, oder in großer Gefahr wären hinter die Gerüsteten zurück, um sich zu erholen. Die Gerüsteten und Schildträger wären um das übrige Fußvolk und die Büchsenmeister dergestalt herumbestellt, daß sie gleichsam eine Festung bildeten, indem der Kreis von großen einander berührenden Schildern, die Gestalt von Schloßmauern hätte, durch welche die gemeinen Fußvölker bedeckt würden; aus welchen sie aber auch, wenn sie ihren Vortheil sähen, hervorbrächen. Noch gedenkt zwar der König auch des Geschützes; (bombardae) bemerkt aber, daß gegen stark befestigte Städte die großen Schleudern weit mehr Würkung thäten. Jenes bestand ohne Zweifel nur aus Feldstücken, welche die Mauern nicht zu Grunde schiessen konnten, und doch wegen des Schießpulvers kostbar waren; die Schleudern hingegen, deren eine, wie er sagt, so viel werth war, als drey Stücke, warfen Steine, durch welche die Besatzung getödtet wurde. — Doch die Geschichte der Feldzüge des Königs wird von den Verbesserungen seines Kriegswesens ein redendes Zeugniß ablegen.

Er dachte unterdeßen selbst in seinen spätern Jahren, über alle diese seine glückliche Bemühungen sehr bescheiden: desto bescheidener, möchte man hinzusezen, je beßer er die großen Männer des Alterthums in der Kriegskunst kannte. Denn beinahe nichts kann überhaupt die zu hohe Einbildung der Neuern in den meisten Fällen eher niederschlagen, als eine solche Vergleichung. Einst stritt man in seiner Gegenwart darüber, welches Land wohl damals an Kriegswißenschaft und

Tapfer-

Tapferkeit am meisten hervorragte? Da es an seinem Hofe viele Ausländer gab: so behauptete ein jeder derselben, Italiäner, Deutsche, und andere mehr, daß dieser Ruhm seinem Vaterlande gebühre. Die Gelehrten unter ihnen suchten ihre Meinung durch Stellen der Geschichtschreiber zu beweisen. Die Ungelehrten aber wandten dagegen ein, die Geschichte sey nicht glaubwürdig genug für den Zustand dieser Zeiten, da man das Alterthum an Kunst, kriegerischen Werkzeugen und Kriegslisten weit übertroffen, auch manche Waffen und Geräthschaften der Alten ganz weggeworfen habe. Darauf sagte Matthias mit lächelndem Munde: „Wenn unser Zeitalter nur den hundertsten Theil „der alten Kriegskunst besäße, und wir eine solche „Kriegszucht hätten, die sich mit dem Alterthum vergleichen ließe: so würde sich das türkische Reich nicht „so sehr weit ausgebreitet haben. Ich verstehe unter „dem Alterthum nicht dasjenige, was innerhalb des „fünf oder sechshundertsten Jahres (nach Christi „Geburt vermuthlich,) eingeschloßen ist; sondern die „Zeiten der alten Römer. Damals waren Künste „und Rüstzeuge des Kriegs in großer Menge berühmt; „wie man aus dem Frontinus, Vegetius, und „andern, sehr deutlich sehen kann. Und was soll ich „von den Feldherren jener Zeiten sagen? Niemand ist „wohl so äußerst wahnsinnig, wenn man ihn auch den „größten Krieger nennen sollte, daß er sich unterstünde, sich selbst nicht etwan dem Hannibal, Alexander, Marcellus, Scipio und Julius Cäsar „vorzuziehen; sondern nur sich mit ihnen zu vergleichen. „Schließt man aber das Alterthum in die Zeiten vom „fünf- oder sechshundertsten Jahre ein: so bin ich „eurer Meinung; denn in diesem Zeitraum gab es „wenige oder vielleicht gar keine, die man den Feldherren unserer Zeit gleichschätzen könnte. Wir hin-

„gegen haben eben durch die Erneuerung des guten „und geübten Alterthums, das Kriegswesen weit beßer „behandelt, als jenes rohe Zeitalter.“

Von eben derselben Zeit, da Matthias den Grund zur größern Vollkommenheit des Ungrischen Kriegswesens legte, fangen sich auch seine Veranstaltungen zum Besten der Wißenschaften in seinem Reiche an. Sie gereichten ihm desto mehr zur Ehre, da er eigentlich ein junger kriegerischer Fürst war, der durch den herrschenden Hang seiner Nation nur ins Feld fortgezogen wurde; gleichwohl ihr Bedürfniß von dieser Seite so lebhaft empfand; nicht bloß aus Ehrgeiz Beförderer der Gelehrsamkeit seyn wollte; sondern auch eifriger Freund, gewißermaaßen sogar Kenner derselben heißen konnte. Das erste was er in dieser Gesinnung that, war die Errichtung einer hohen Schule. Es scheint zwar, daß es noch weit nothwendiger gewesen wäre, eine Menge niederer Schulen anzulegen, um dadurch zuvörderst Gelegenheit und Reizung zur Erwerbung nüzlicher Kenntniße für alle Stände zu verschaffen. Alle Wißenschaften und Künste durch eine Gesellschaft von Gelehrten zu einer gewißen Reife in einem Lande bearbeiten zu laßen, wo es noch an den Anfangsgründen der Wißenschaften und Künste, selbst an einem merklichen Triebe der Einwohner zu denselben, mangelt, heißt beinahe die natürliche Ordnung umkehren, und sich selbst an der Erreichung seiner Absicht hindern. Allein wenn man auch nicht die Entschuldigung brauchen wollte, daß damals bereits überhaupt der Universitäten ziemlich viele, und der Schulen für den allerersten Unterricht verhältnißmäßig nur wenige, und auch diese nur schlechte, vorhanden waren; daß die Geistlichkeit, auf die bey der Gelehrsamkeit alles ankam, diese Einrichtung vor

die

die beste hielt, und daß in den neuern aufgeklärten Zeiten bisweilen sehr ähnliche Fehler begangen worden sind: so läßt sich auch etwas zur würklichen Vertheidigung des Königs anführen. Es gab noch der geschickten Lehrer beides für hohe und niedrige Schulen so wenige in Ungarn, daß eine Universität, mit gelehrten Ausländern besezt, ihrer vielleicht bald eine hinlängliche Anzahl hervorzubringen, im Stande seyn konnte.

Ungarn hatte schon vor den Zeiten des Königs Matthias mehr als eine hohe Schule bekommen, ohne von denselben ausnehmende Früchte zu ziehen. Die erste hatte der König Ludwig der Große im Jahr 1360. zu Fünfkirchen gegründet; sie dauerte noch fort; aber, so viel man urtheilen kann, diente sie nur dazu, um von Zeit zu Zeit einen Schwarm junger Geistlichen in die Welt fliegen zu laßen. Nachher war auch im Jahr 1388. von dem Könige Siegmund eine Universität zu Buda gestiftet worden. Allein diese scheint sich in den unruhigen Zeiten, die auf seinen Todt folgten, nicht lange erhalten zu haben. Daher wollte eben Matthias diesen seinen Hauptsiz auch zu einem neuen allgemeinen Sitze der Wißenschaften und Künste erheben. Er mußte sich unterdeßen, wie alle andere Europäische Fürsten dieser Zeit, die Erlaubniß dazu erst von dem Papste ausbitten: nicht allein, weil von diesen geistlichen Oberherren der Abendländer die Universitäten als kirchliche Gesellschaften und gottseelige Stiftungen zum Besten der Religion angesehen wurden; sondern vornemlich deswegen, weil ihnen sehr viel daran gelegen war, durch oberste Aufsicht, anbefohlne Einrichtung und gebieterischen Einfluß zu verhüten, daß von diesen gelehrten Gesellschaften nichts anderes und freyeres gelehrt würde, als was sie

ihren und der Geistlichkeit Vortheilen gemäß zu lehren verordnet hatten. Paulus der zweyte ertheilte im Jahr 1465. die von dem Könige erbetene Vergünstigung, in einem Schreiben oder Breve, an die damaligen beiden gelehrtesten Prälaten in Ungarn, die zween Witéz, wovon der ältere nunmehr Erzbischof von Gran, mithin erster Reichsstand, (Primas Regni) der andere aber Bischof von Fünfkirchen war. Er sagte darinne, daß er, als Schlüßelträger des Himmelreichs, und Statthalter Christi, bey Beherzigung des ungemeinen Nutzens, den die Wißenschaften im Geistlichen und Weltlichen, für den Verstand, den wahren Glauben und die öffentliche Ruhe brächten, die Bitte seines geliebtesten Sohnes, des Königs Matthias, desto lieber erfülle, weil nach der Vorstellung deßelben, in dem großen und fruchtbaren Königreiche Ungarn keine Universität in einiger Aufnahme sich befinde. Da nun manche Ungarn, welche Fähigkeit zu den Wißenschaften hätten, entweder durch ihre Armuth, oder durch die Länge des Wegs, Gefahren der Reisen und Schwierigkeiten fremder Sprachen, abgehalten würden, sich auf ausländische hohe Schulen zu begeben, und dieses der Gelehrsamkeit in ihrem Vaterlande sehr nachtheilig wäre: so gebe er hiemit den beiden Prälaten die Freyheit, in einer Stadt, welche der König dazu bequem finden würde, eine hohe Schule nach dem Muster der von Bologna anzulegen; nur mit der Bedingung, daß die Grundgeseze derselben dem Apostolischen Stuhle zur Bestätigung vorgelegt würden.

Es würde angenehm seyn, zu erfahren, welche Gelehrte Matthias in seinem Reiche, vermuthlich auf den Vorschlag jener angesehenen Geistlichen, tüchtig gefunden habe, die Lehrstellen auf der neugestifteten Uni-

Universität zu Buda mit ihnen zu besezen; allein es fehlt an Nachrichten darüber. Man hat indeßen Ursache zu glauben, daß die meisten dieser ersten Lehrer Ausländer gewesen sind. Wenigstens war es Peter Schwarz, auf lateinisch Niger, ein Dominikaner von Würzburg, der zur Oberaufsicht über die Universität oder zu ihrem Rector berufen wurde: ein Mann, der außer der damals gewöhnlichen philosophischtheologischen Gelehrsamkeit, sogar bey den Juden in Spanien das Hebräische erlernt hatte. Martin der Pohle lehrte auf dieser hohen Schule die Theologie, neben welcher er auch einige astronomische Kenntniße besaß. Aurelius Brandolinus, ein Florentiner, wurde zum Lehrer der Beredtsamkeit bestellt. Anfänglich wurde die Universität in das Dominikaner Kloster zu Buda gelegt; bald aber machte Matthias zu ihrem Sitze und Unterhalte einen Entwurf, der an Größe, königlicher Pracht und Freygebigkeit alles übertroffen haben würde, was in dieser Art gestiftet worden ist, wenn er ausgeführt worden wäre. Gegen die Donau zu, unterhalb Buda, legte er den Grund zu einem überaus weitläufigen Gebäude, welches auch schon etwas über die Erde hervorzuragen anfieng. Er sagte niemanden die Bestimmung deßelben; hatte aber mit den Baumeistern den Riß deßelben auf Papier gezeichnet. Es sollte gleichsam eine eigene gelehrte oder Universitätsstadt werden, in welcher vierzig tausend Studierende nicht allein mit ihren Lehrern wohnen; sondern auch eben daselbst mit allem was sie brauchten, reichlich versehen, und mit den nöthigen Aerzten, wirthschaftlichen Personen und Bedienten umgeben seyn könnten. In dem einen und größten Haupttheil des Gebäudes wollte der König oben auf drey Seiten in sieben Stockwerken gewölbte Wohnzimmer anlegen; unten aber fünf bedeckte Gänge

rund herum führen, worinne die Studierenden die Vorlesungen dergestalt anhören sollten, daß dieselben in sieben Abtheilungen getrennt wären, deren jede eine Säule in ihrer Mitte hätte, an welcher der Lehrer der Sprachkunst, der Vernunftlehre, der Redekunst, und so weiter der übrigen freyen Künste, ihren Vortrag hielten. In dem kleinern Haupttheil sollten außer Vorrathshäusern und wirthschaftlichen Gebäuden aller Art, auch Krankenstuben und ähnlichen Einrichtungen, wiederum Wohnstuben für eine Menge zur Universität gehöriger Personen seyn. Eben daselbst sollten in besondern Gebäuden die nöthigen Waaren zum Verkauf ausgelegt werden; überhaupt sollte man nach der Absicht des Königs, das ganze Jahr hindurch nicht nöthig haben, wegen irgend eines Bedürfnißes aus dieser Stadt der Gelehrten nach Buda zu gehen. Hingegen sollte auch in eben derselben eine so strenge Zucht beobachtet werden, daß bey so vielen Tausenden kein einziger Dolch gefunden würde. Die Einkünfte der Universität sollten nach dieser hohen Anlage überaus ansehnlich werden, und sie selbst vor allen andern hervorragen. Allein eben das äußerst weit Umfaßende und Kostbare in diesem Entwurfe, hinderte die Ausführung deßelben; wenn gleich die Universität an sich, nur unter der gewöhnlichen Einschränkung, während der Regierung des Königs, glücklich genug ihren Fortgang hatte. Auch der Erzbischof Witz errichtete im Jahr 1467. eine hohe Schule zu Preßburg, welches man damals, selbst in einer königlichen Urkunde, wegen seiner Lage an der Donau, Istropolis genannt findet. Hier mögen ebenfals Ausländer zuerst großentheils gelehrt haben; man kennt davon zween Deutsche: Nicolaus von Hittendorf, einen Theologen, und den berühmten Mathematiker, Johannes Regiomontanus, welcher das Quadrivium, das

heißt,

heißt, Rechenkunst, Tonkunst, Meßkunst und Sternkunde erklärte.

Eine andere Anstalt des Königs zum Besten der Wißenschaften in seinem Reiche, hat vielleicht noch reichlichere Früchte getragen, als die von ihm gestiftete hohe Schule. Diese konnte gar wohl auf dem einmal gebahnten Wege, der großentheils vorgeschrieben war, eine geraume Zeitlang fortgehen, ohne daß die Gelehrsamkeit, und der menschliche Verstand selbst, etwas Beträchtliches dabey gewannen. Aber die vortrefflichsten Schriften des gelehrten Alterthums in eine öffentliche gemeinnüzliche Sammlung zu bringen, wurde leicht zum wichtigsten Verdienste für die Nation. Diese Schriften waren noch in den meisten Europäischen Ländern so selten; die Handschriften, worinne sie sich befanden, wurden so theuer bezahlt, und die kaum entdeckte Buchdruckerkunst fieng eben damals erst so langsam an, sich außerhalb Deutschland zu verbreiten, daß die lehrbegierigsten Köpfe in Ungarn, und sogar die Lehrer selbst oftmals in den Fall gerathen konnten, von den schönsten Quellen, aus welchen sie schöpfen wollten, weit entfernt zu seyn. Im ganzen Reiche gab es noch keine Buchdruckerey: und die Büchersammlungen der Klöster oder der Bischöfe, dienten nicht allein zu keinem allgemeinen Gebrauche; sondern enthielten auch eine Menge von Handschriften, die zum Wachsthum der Gelehrsamkeit wenig beitragen konnten. Der König Matthias beschloß, eine Sammlung von ganz anderm Werthe und Umfange, in seinem Schloße zu Ofen anzulegen. Vermuthlich war er bald nach dem Entwurfe, den er seit den Jahr 1464. zur Aufrichtung einer Universität in jener Hauptstadt machte, darauf bedacht, ihr auch ein so unentbehrliches Hülfsmittel zu verschaffen. Die Zerstörungen und

Wanderungen im Reiche der Gelehrsamkeit, die sich vor kurzem ereignet hatten, forderten ihn gleichsam auf, aus den kostbaren und zerstreueten Trümmern, die auch schon ihren Untergang drohten, ein neues herrliches Gebäude aufzuführen. Nachdem die Türken Herren von den asiatischen und europäischen Ländern des griechischen Kaiserthums, und endlich von Constantinopel selbst, geworden waren, wurden die Ueberbleibsale so vieler griechischen Bibliotheken von den flüchtigen Gelehrten nach Italien und in andere Gegenden von Europa gerettet. Matthias kaufte viele solcher griechischer Handschriften, welche theils Werke der alten Griechen, theils Schriften der griechischen Kirchenlehrer enthielten. Da aber Italien, vorzüglich Rom und Florenz, Sammelplätze derselben geworden waren: so hielt er in der leztern dieser Städte mit großen Kosten vier Schreiber, welche alle gute griechische und römische Schriftsteller für ihn abschreiben mußten. Er besoldete aber auch noch viele andere Abschreiber und Mahler, zum Dienste seiner Bibliothek. Felix von Ragusa aus Dalmatien, ein im Griechischen und Lateinischen, selbst im Hebräischen und Arabischen, auch in der Mahlerey geübter Mann, hatte die Aufsicht über sie, und sorgte dafür, daß keine fehlerhafte Abschriften gemacht wurden. Der König ließ aber auch hebräische Handschriften, ingleichen die besten der bereits in andern Ländern gedruckten Bücher, kauffen. Einer alten Nachricht zu Folge verwandte er jährlich, (oder wenigstens in manchem Jahre) drey und dreyßig tausend Dukaten auf den Anwachs dieser Sammlung. Sie war daher bey seinem Tode (wenn anders die Anzahl nicht vergrößert worden ist,) über funfzig tausend Stücke hinaufgestiegen, und hatte damals an Menge und Seltenheit der Bücher schwerlich eine ihres gleichen; aber auch nicht an äußerlicher Pracht und Schönheit.

heit. Sie ſtand in zwey ſehr großen und hohen gewölbten Sälen; die Schränke waren vergoldet, und mit ſeidenen Vorhängen, welche durch Farben und Gold ausgeſchmückt waren, verdeckt. Die meiſten Bücher waren in Pergament gebunden; aber mit Seide oder rothem Sammt umzogen, mit ſilbernen und vergoldeten Hefteln verwahrt, alle mit dem königlichen Reichs- und Familienwapen, und inwendig mit ſehr ſchönen Gemählden des Königs und der berühmteſten Gelehrten geziert. Dreyhundert alte Bildſäulen, welche in beiden Sälen vertheilt waren, und andere alte Denkmäler, auch neuere Kunſtwerke für die Wißenſchaften, wie eine Himmelskugel, gaben einen noch würdigern Schmuck für dieſe Bibliothek ab. Außerdem fanden ſich noch andere kleinere Büchersammlungen in dem königlichen Schloße.

Dieſe herrliche und mit Recht bewunderte Bibliothek von Buda, die freylich erſt in den ſpätern Jahren der Regierung des Königs zu einem ſolchen Glanze gelangte, war nicht bloß eine Frucht von königlicher Pracht und Freygebigkeit, (wiewohl dieſe zur Erhaltung der Werke des Geiſtes angewandt, ſich immer ſchon geadelt haben würden;) ſondern ſie diente auch dem Könige, inländiſchen und fremden Gelehrten zum Gebrauche. Zu ihren erſten Aufſehern, ſo viel man weiß, beſtellte der König Ausländer: denn zween Italiäner, Martius Galeotti, und Thaddäus Ugoletti, ingleichen der bereits genannte Felix von Raguſa, haben dieſe Stelle gewiß bekleidet. Nächſtdem ließ er auch auf dem platten Dache ſeines Schloßes die erſte Sternwarte errichten, die man bisher in Ungarn gekannt hatte. Es fehlte noch in Ungarn an einer Buchdruckerey; dieſe wurde gleichfals durch die Fürſorge des Königs im Jahr 1471. von einem

Deut-

Deutschen, Andreas Heß, der seine Kunst bisher in Italien ausgeübt hatte, zu Buda angelegt. Doch druckte er nur lateinische Schriften, indem die ungrische Sprache in Büchern und Urkunden aller Art, auch in gerichtlichen Angelegenheiten, noch keinen Platz hatte. Der vorher genannte Galeotti gab davon diese Ursache an, die Sprache der Ungarn könne nicht leicht geschrieben werden, indem die geringste Veränderung und Verschiedenheit der Accente in derselben auch die Bedeutungen der Wörter verändere. So hätten die Ungarn ein vierfaches U, und es zeige etwas ganz anders an, wenn es mit offenen Lippen, als wenn es mit zusammengezogenen ausgesprochen werde. Heß, der eigentlich durch einen Anverwandten des Königs, Ladislaus Gereb, Propst der Kirche zu Buda, nach Ungarn berufen worden war, druckte im Jahr 1473. das erste Buch für die Nation, eine lateinische Chronik derselben in Folio, welche für diese Zeiten besonders schön ausfiel, und für die jezigen eine große Seltenheit ist.

Zu allen diesen Aufmunterungen und Stützen der Gelehrsamkeit in Ungarn, welche sie dem Könige Matthias schuldig ist, kam noch die Menge fremder Gelehrten, die aus verschiedenen Europäischen Ländern in sein Reich, und größtentheils von ihm eingeladen, übergiengen. Die Ungarn fiengen an, denselben nachzueifern; es wurden mehr Schulen errichtet, die vorhandenen in eine beßere Verfaßung gesezt, und nicht allein die Anzahl, sondern auch der Eifer der einheimischen Gelehrten wurde so stark, daß sie zwo gelehrte Gesellschaften, eine Ungrische und eine Siebenbürgische, errichteten, um, nach dem Beispiele der Italiäner, die Wißenschaften und feinen Künste gemeinschaftlich zu bearbeiten. Aber

weit

weit über alles mußte das eigene Beyſpiel eines Fürſten würken, der durch ſo viele Reden und Handlungen zu erkennen gab, daß er die Gelehrſamkeit nicht etwan bloß ſchäzte; ſondern ſelbſt zur Erlangung der edelſten Einſichten, Verfeinerung ſeines Geiſtes, und Vorſchrift der Regierung, ſogar des Kriegsweſens, genüzt habe; der dadurch ſeine Großen und Edelleute von dem Vorurtheil entwöhnte, als wenn es unter der Würde vornehmer oder tapferer Männer wäre, für ihren Verſtand eben ſo ſehr, und noch etwas mehr wie für ihren Körper, zu ſorgen. Matthias verſäumte keine Gelegenheit, wo er ihnen dieſes recht verſtändlich machen konnte. Einſt wurde eine Verſammlung von Großen in dem königlichen Schloße zu Buda gehalten. Indem ſie zuſammen kamen, und noch nicht Zutritt zum Könige hatten, erſchien auch unter ihnen Nicolaus Barbor, Biſchof von Waitzen, ein junger Herr, der in Italien ſich mit der Gelehrſamkeit des Alterthums bekannt gemacht, und nach ſeiner Zurückkunft nie aufgehört hatte, eben dieſelbe ſo fleißig zu ſtudieren, daß er als ein ſehr aufgeklärter Prälat bewundert wurde. Die andern Großen plauderten mit einander; er aber ſezte ſich in einen Winkel, und las in den Tuſculaniſchen Unterſuchungen des Cicero. Das kam den übrigen eben ſo neu als lächerlich vor, in einer Geſellſchaft, wo man nur zu ſchwazen pflegte, Bücher zu leſen. Nunmehr kam der König dazu, und ſagte, als er den Biſchof mit ſeinem Buche erblickte, zum Galeotti: „Nicolaus iſt, ſo viel ich weiß, „Ihr Schüler und Hausgenoße, ein großer Freund „der Wißenſchaften geweſen: und das mit Recht. „Denn indem der Apoſtel die Biſchöfe bildet, ſchreibt „er unter andern, ein Biſchof müße ein Lehrer ſeyn; „lehren aber kann niemand, wer nicht gelehrt iſt; und „die Gelehrſamkeit wird entweder von oben herab ein-

„gegeben;

„gegeben; oder durch Fleiß und Arbeit erworben.“ Darauf wandte er sich zu den Großen, von deren Lachen er gehört hatte, mit den Worten: „Lachen Sie „ja nicht aus Unwißenheit über Dinge, welche sie nicht „zu beurtheilen vermögen! Sie haben über den Bi„schof Nicolaus gespottet. Haben Sie denn nicht „einmal gehört, daß ein Römer, Nahmens Cato, ein „sehr weiser Mann gewesen sey, wie die Geschichte „erzählt? deßen Todt, welcher zu Utica, einer Afri„canischen Stadt, erfolgte, selbst den Julius Cäsar, „jenen unüberwindlichen Feldherrn, betrübte; ob er „gleich stets sein Feind gewesen war. Nun dieser „Cato, ein Mann von göttlicher Klugheit, bewun„dernswürdiger Wißenschaft, und außerordentlich „angesehen bey allen, sah den Müßiggang als einen „Zunder von Lastern an; er las daher stets etwas, „während daß der Römische Senat sich versammlete.“ Von einem Fürsten des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts würden solche Belehrungen nicht so wörtlich, vielleicht gar nicht angeführt werden dürfen; man sieht leicht, warum sie in dem Leben eines Königs von Ungarn, der vor dreyhundert Jahren lebte, nicht übergangen werden können.

Seine Regierung war selbst um diese Zeit, da er anfieng, sehr viel zur allgemeinen Aufnahme der Wissenschaften zu thun, nichts weniger als ruhig. Ob er gleich erfahren hatte, daß die Türken im Jahr 1465. in Asien Krieg führen würden; so schickte er doch im Anfange dieses Jahrs, um sich gegen sie in eine beßere Verfaßung zu sezen, Gesandte an den Papst, die auch der Venetianische Gesandte in Ungarn Emo, der den Zustand des Reichs sehr wohl kannte, und dem Könige nüzlichen Beistand geleistet hatte, auf sein Verlangen begleitete, um Geldhülfe und Kriegsvölker wider

die

die Türken zu erlangen. Indem er sich von dieser Seite zu stärken suchte, wurde er in eine neue Streitigkeit mit dem Kaiser verwickelt. Die Einwohner von Günz und andern diesem Fürsten noch in Ungarn gehörigen Oertern, weigerten sich, ob es gleich dem neulich geschloßenen Frieden gemäß war, zu dem allgemeinen Geldbeitrage, welcher im Reiche für den Türkenkrieg zusammengebracht war, auch den ihrigen zu geben. Der Befehlshaber von Oedenburg nöthigte sie daher mit Gewalt dazu. Sogleich beschwerte sich der Kaiser bey dem Könige darüber, und sezte hinzu, daß, wenn diese Beleidigungen nicht aufgehoben, noch die weggenommenen Güter zurück gegeben würden, die kaiserlichen Unterthanen auch nicht abgehalten werden könnten, sich durch Streifereyen in Ungarn für ihren Verlust schadloß zu halten. Matthias vertheidigte in einem glimpflichen Schreiben an den Kaiser sein Recht, und das Betragen seines Befehlshabers in der Hauptsache; versicherte, daß er keine Ungerechtigkeit deßelben dulden werde; erinnerte aber auch, daß die Unterthanen des Kaisers schon längst sich feindseelig gegen ihn bewiesen hätten. Doch diese Vorstellungen hinderten es nicht, daß eine Anzahl Oesterreicher in die Gegend von Oedenburg einfielen, dieselbe verwüsteten, die Vorstadt davon verbrannten, und den Befehlshaber selbst beinahe gefangen nahmen. Friedrich, unter deßen Nachsicht dieses geschah, vergrößerte noch die Mißhelligkeiten durch einen andern Schritt. Sein vor kurzem verstorbener Bruder, der Erzherzog Albrecht von Oesterreich, hatte dem Ungrischen Grafen Siegmund von Pösing und St. Georg, das Schloß Berchtholsdorf für eine ansehnliche Geldsumme verpfändet. Als der Kaiser seinen Bruder beerbte, weigerte er sich, unter dem Vorwande, daß derselbe unrechtmäßiger Besizer des Schloßes

gewesen

gewesen sey, das Geld zu bezahlen, und vertrieb den Grafen, der es auf keine andere Bedingung herausgeben wollte, mit gewaffneter Hand daraus. Der König, bey welchem der Graf um Schutz gebeten hatte, begnügte sich nunmehr nicht bloß daran, dem Kaiser in schärfern Ausdrücken Vorwürfe zu machen; sondern befohl auch dem Grafen von Preßburg, Andreas Paumkircher, den Anführer der Oesterreichischen Kriegsvölker Georg Pottendorf, der selbst vorher ein Ungrischer Schutzverwandter gewesen war, mit einem kleinen Heere zurückzutreiben. Die Händel mit dem Kaiser wurden nun zwar bald durch einen Vergleich geendigt. Allein die fremden Soldaten, welche der Erzherzog Albrecht ehemals wider seinen Bruder geworben hatte, und welche jezt gegen Ungarn gebraucht wurden, meistentheils von den alten Böhmischen Räubern, die unter dem Nahmen der Brüder so bekannt waren, konnten nicht so leicht entwaffnet werden. Sie sezten sich in einem Schloße bey Tyrnau, Rostolán, fest; aus diesem Zufluchtsorte drangen sie zur Plünderung eines großen Theils von Oberungarn hervor. Der König mußte das Schloß selbst belagern; ihr Anführer entfloh, ward ergriffen, und mit drittehalb hundert andern aufgehenkt. Die übrigen wurden entweder von den Bauern todtgeschlagen; oder als Gefangene zu Buda nach und nach in die Donau geworfen. Solchergestalt nahm dieser seit so vielen Jahren furchtbare Räuberbund, der unter dem Nahmen der Böhmischen Brüderschaft bis zu siebentausend Mann angewachsen war, gänzlich ein Ende.

Als die neuen Zwistigkeiten des Königs mit dem Kaiser ausbrachen, schien der Sultan desto geneigter zum Frieden geworden zu seyn. Er hatte schon einigemal

mal den Woiwoden von der Walachey, und den Despoten von Rascien, gleichsam zu Vermittlern deßelben bey dem Könige zu gebrauchen versucht, auch den königlichen Befehlshabern in Bosnien, und manchen Ungrischen Großen ähnliche Anträge gethan. Nunmehr schickte er gerade nach Buda selbst Gesandte in dieser Absicht. Allein Matthias, der davon Nachricht bekam, ließ ihnen durch einige Hofleute, die er ihnen entgegen sandte, verbieten, Ungarn nicht zu betreten. Er glaubte, daß die Erbietungen des Sultans nicht ernstlich gemeint wären; sondern daß er nur, unter dem Vorwande derselben, Zeit gewinnen, besonders aber das ihm furchtbar gewordene Bündniß der Ungarn mit den Venetianern, durch einen einseitigen Vergleich trennen wolle. Der König meldete solches diesen seinen Bundsgenoßen; er durfte auch ohnedem nicht, wie man schon aus frühern Fällen schließen kann, sich ohne Einwilligung des Papstes, in Unterhandlungen mit den Türken einlaßen. Den Sultan erbitterte die Abweisung seiner Gesandten ungemein; er rüstete sich daher mit allen Kräften zu einem neuen Anfalle auf Ungarn. Dieses bewog den König, nicht nur die Venetianer, sondern auch den König von Frankreich, der ihm Hoffnung zum Beistande gemacht hatte, darum zu ersuchen. Von dem Papste, der damals die große und allgemeine Triebfeder wichtiger Unternehmungen war, erwartete er freylich das Beste. Seine Gesandten mußten demselben vorstellen, daß die Ungarn und ihre Könige sich zu allen Zeiten durch ihren Gehorsam gegen den Apostolischen Stuhl vor andern Nationen hervorgethan hätten; daß aber auch ihr König, nach einer so glücklichen Anstrengung in den lezten Jahren, die nachdrücklichste Unterstüzung verdiene. Paul der zweyte ließ die Gesandten der Italiäni[illegible] Staaten zu sich

kommen, und erklärte sich, um ihren Eifer anzufeuern, daß er dem Könige jährlich hundert tausend Dukaten Hülfsgelder zahlen wolle. Sie versprachen zwar auch im Nahmen ihrer Fürsten und Staaten, nicht zu verachtende Beiträge; die aber doch den Wünschen des Papstes keineswegs entsprachen. Ueberhaupt hatte sich damals ein nachtheiliges Gerücht über den König in Italien erhoben, als wenn er zu wenig gegen die Türken unternähme, und sogar das Geld, welches ihm zu dieser Absicht geschickt würde, zu anderm Gebrauche verwendete. Der Papst machte ihm darüber Vorwürfe; ob er ihn gleich, bey geändertem Betragen, neue Hülfe hoffen ließ. Allein Matthias zeigte ihm, daß er übel berichtet worden sey; daß der Krieg der Ungarn mit den Türken eigentlich noch gar nicht aufgehört habe; daß andere Unruhen ihn freylich gehindert hätten, noch mehr darinne zu versuchen; daß er aber, wenn er es wagen wollte, die Türken tief in ihr Gebiet hinein zu bekriegen, leicht in den Fall kommen könnte, wo Ihre Heiligkeit seiner jugendlichen Kühnheit ein Maaß vorschreiben müßten. In der That rechtfertigten den König nicht allein die neu ausgebrochenen Händel mit dem Kaiser, und die Räubereyen der Böhmen; sondern er hatte auch um diese Zeit gegen aufrührische Große in Kroatien zu Felde ziehen müßen.

Weit gefehlt indeßen, daß der Papst, nach seinem vorgeblichen Eifer für den Türkenkrieg, die Macht der Fürsten zur nachdrücklichen Beförderung deßelben, immer mehr vereinigen sollte, reizte er vielmehr den König Matthias, eben da er ihm Schläfrigkeit in diesem Kriege Schuld gab, im Jahr 1465. aus Gründen der Herrschsucht und des Verfolgungsgeistes, zu einem neuen gegen einen benachbarten christlichen Fürsten, der gerade *. beste Freund des Königs war.

Georg

Georg Podiebrad, König von Böhmen, hatte sich schon den Zorn des Papstes Pius des zweyten zugezogen. Da er zum Könige gewählt wurde, bestätigte er die Freyheiten, welche den zahlreichen Hußiten in seinem Reiche selbst von der Kirchenversammlung zu Basel zugestanden worden waren, (wie unter andern der Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderley Gestalten;) er blieb auch selbst dieser Parthey zugethan. Zwar erkannte er die Oberherrschaft des Papstes, und ließ die Römischkatholischen im Besize, die herrschende Kirche zu seyn. Allein Pius, den er um die Genehmigung jener Freyheiten ersuchte, drang schlechterdings darauf, daß sie vernichtet werden sollten. Sein Gesandter an den König sprach so kühn, daß ihn dieser ins Gefängniß werfen ließ, wo er drey Monathe lang bey Waßer und Brodt zubringen mußte. Die demüthigen Entschuldigungen, welche Podiebrad deswegen bey dem Papste anbrachte, halfen ihm nichts; er wurde im Jahr 1463. mit dem Bann belegt, und ein Kreuzzug wider ihn ausgeschrieben. An diesem sollten der Kaiser und die deutschen Reichsstände, nach dem Willen des Papstes, Antheil nehmen. Sie weigerten sich aber deßen, und antworteten ihm weislich, der König von Böhmen wäre vielmehr würdig, an die Spitze eines Kreuzheeres wider die Türken gestellt zu werden. Paul der zweyte sezte diese Maaßregeln seines Vorgängers mit einer fast noch größern Erbitterung fort. Da er jedoch merkte, daß er ohne Beihülfe des Königs Matthias, seinen Endzweck, den Schwiegervater deßelben gänzlich zu stürzen, nicht erreichen dürfte: so suchte er diesen vorzüglich zu gewinnen. Er warnte ihn sehr vor dem Könige von Böhmen, indem derselbe seinen Eid, den Römischkatholischen Glauben anzunehmen, schändlich gebrochen habe, und die Großen, die mit ihm nicht gleichgesinnt

wären, drücke; sie wären daher geneigt, ihm den Gehorsam aufzusagen; es werde jezt zu Rom diese Angelegenheit untersucht, und wenn Podiebrad innerhalb der ihm bestimmten Frist von sechs Monathen, sich nicht beßerte, so werde er seines Reichs verlustig erklärt werden. Der Papst bewarb sich nicht allein eifrig um den Beistand des Königs Matthias zu diesem Entwurfe; sondern machte ihm auch nicht undeutlich die Hoffnung, daß er bey dieser Gelegenheit das Königreich Böhmen bekommen könnte.

Lesern, denen Matthias bisher mit Recht werth geworden ist, wird ohne Zweifel an dieser Stelle das Herz für ihn bänger schlagen. Wenn der junge großmüthige Held, der Bewunderer und Nachahmer der größten Männer des Alterthums, fähig war, seinen Wohlthäter, Schwiegervater und Freund, auf Anstiften eines übermüthigen Bischofs, zu verlaßen und sogar zu bekriegen, um das Reich deßelben an sich ziehen zu können: so hat man sich, wie es scheint, von seinem edeln Geiste einen sehr unrichtigen Begriff gemacht. Genug, Matthias unterlag einer zweyfachen, nur zu starken Versuchung. Er schrieb im Jahr 1465. an den Papst zurück: „Eure Heiligkeit „befehlen mir durch Ihr Schreiben, daß ich das Apo„stolische Verfahren wider den König von Böhmen „Georg begünstigen, dabey Hülfe leisten, und es in „meinem Gebiete vollstrecken laßen soll. Ich habe „mich einmal, Seeligster Vater, der heiligen Römi„schen Kirche, und Eurer Seeligkeit, nebst meinem „Reiche ganz geweiht. Der Statthalter Gottes auf „Erden, oder vielmehr Gott selbst, kann mir nichts „so Schweres, so Gefährliches befehlen, daß ich nicht „vor fromm und heilsam halten sollte zu übernehmen, „woran ich mich nicht unerschrocken machen sollte; be-

„sonders

„sonders wenn von der Befestigung des katholischen „Glaubens, und von der zu unterdrückenden Treu„losigkeit der Gottlosen die Rede ist. Auch rühren „mich die alten Bündnisse gar nicht, die mich gewisse „Zeitumstände zu schließen nöthigten. Ich weiß wohl, „daß diese alle leicht durch das Apostolische Ansehen „aufgehoben werden können. Eben so wenig erschröckt „mich auch die Macht von irgend jemanden. Ich „habe mich, auf die Ermahnungen Eurer Heiligkeit „und Ihrer Vorgänger, weit schwerern Feinden, als „die Böhmen sind, entgegengesezt. Es mag also wi„der die Böhmen oder wider die Türken zu fechten nö„thig seyn: hier ist Matthias und zugleich Ungarn! „So weit sich nur meine und meines Reichs Kräfte „erstrecken: so bleiben sie über alles andere dem Apo„stolischen Stuhl und Eurer Seeligkeit gewiedmet, „und werden es ewig bleiben!“

Versucht man sich völlig an die Stelle des Königs und in sein Zeitalter zu versezen: so wird man allerdings einiges finden, das den über eine solche Erklärung aufsteigenden Unwillen mäßigen kann. Matthias war den Päpsten bey seiner Befestigung auf dem Throne, und bey der Beschüzung seines Reichs wider die Türken, so viel schuldig; er erwartete in der leztern Rücksicht, noch so viel von ihnen, daß eine dankbare Folgsamkeit gegen ihre Maaßregeln, so weit sie mit Rechtschaffenheit und Klugheit bestehen konnten, bey ihm sehr natürlich zu seyn schien. Ueberdieß hatte er mit allen Fürsten seiner Zeit die elenden unglücklichen Vorurtheile gemein, daß die Päpste allein den sichersten Ausspruch über die Rechtmäßigkeit der Regierungen thun könnten; daß man ihnen in allem, was sie im Nahmen der Religion verordneten, unbedingten Gehorsam leisten müße; und daß ein Fürst insonder-

heit durch Ketzerey und Feindschaft gegen die Kirche, (so wie es wiederum den Päpsten beliebte, diese Worte zu erklären,) des Throns auf einmal verlustig werde, jedermann gleichsam selbst wider sich die Waffen in die Hände gebe. Nach solchen Reizungen durfte nur noch der Ehrgeiz und die Eroberungssucht des jungen Kriegers hinzukommen, um das Anerbieten des Papstes bey ihm unwiderstehlich zu machen. Man muß sich auch daran begnügen, so viel zu einer kleinen Entschuldigung des Königs, in seiner Denkungsart ausfindig gemacht zu haben. Geht man aber mit einem Schriftsteller der neuesten Jahre bis zur Rechtfertigung des Königs, und behauptet, er habe gar nicht anders handeln können, weil er seinem Schwiegervater nur mit der Bedingung Bischöfe zu seiner Krönung gesandt habe, daß derselbe eidlich versprechen sollte, den katholischen Glauben nach der Vorschrift der Päpste zu schützen: so wirft man sich beinahe zum Vertheidiger von Grundsäzen auf, die zwar an einem Fürsten vor dreyhundert Jahren nicht ohne Mitleiden erblickt werden können; jezt aber und schon lange Abscheu erregen.

Im Vertrauen also auf die Unterstüzung des Königs, brachte der Papst im Jahr 1466. die vor seinen Richterstuhl gezogene Angelegenheit zur Entscheidung. Da Georg Podiebrad, den er hatte vorladen laßen, nicht erschien: so wurde er, zu Folge der schriftlich angestellten Untersuchungen, von den Cardinälen, andern Prälaten und Theologen zu Rom, vor einen Meineidigen, Kirchenräuber und Ketzer erklärt. Noch zweifelte zwar der Papst etwas daran, ob der Ausspruch, den er zu thun im Begriff war, so leicht würde vollstreckt werden können, weil der Kaiser zu unthätig war, die Könige von Ungarn und Pohlen mit einheimischen Unruhen zu thun hatten; die Stände

von

von Böhmen aber dazu nicht mächtig genug waren. Allein nachdem ihm ein Cardinal die Versicherung gegeben hatte, Gott selbst werde dieses ausführen: so betrat der Papst getrost die Kanzel vor dem Hochaltar der Peterskirche, und kündigte einer Menge von Zuhörern an, daß er den König von Böhmen seines Reichs entseze. Dieser fand an verschiedenen deutschen Reichsständen, und vielen seiner Unterthanen, Fürsprecher bey dem Papste; doch wünschte er am eifrigsten, daß Matthias seine Sache vermitteln möchte. Er stellte daher demselben schriftlich vor, daß er nichts weiter gethan habe, als die von der Basler Kirchenversammlung den Hußiten ertheilten Vergünstigungen, (welche man die Compactaten nannte,) in seinem Reiche aufrecht zu erhalten; daß er den Römischkatholischen nicht allein ihre Rechte versichert, sondern auch an Würden und Aemtern den Vorzug gegeben, in Böhmen den Frieden und Sicherheit nebst dem Kriegswesen wieder hergestellt habe, auch mit einem großen Heere wider die Ungläubigen gezogen seyn würde, wenn ihn der Papst nicht daran gehindert hätte. Von diesem zur Verantwortung nach Rom gefordert, habe er Gesandten dahin geschickt, die seine Sache führen sollten; diese wären aber auf eine höchst unbillige Art abgewiesen, und er selbst sey, da die ihm gesezte Frist noch nicht verfloßen war, der königlichen Würde beraubt, und seine Unterthanen wären von dem ihm schuldigen Gehorsam loßgesprochen worden. Mithin bat er den König Matthias, den Papst, bey dem er so viel gelte, dahin zu vermögen, daß er ihm eine neue Frist zur Erörterung seiner Sache ansezen möchte, indem er gewiß hoffte, denselben sich günstig zu machen, wenn er nur seine Gesandten anhören wollte.

Dagegen drang der Papst desto eifriger in den König Matthias, sein Urtheil wider den Georg Podiebrad zu vollziehen, je deutlicher er zu merken anfieng, daß die meisten übrigen Fürsten mit dieser Behandlung eines so würdigen Königs unzufrieden waren. Er munterte ihn auf, den Ruhm, welchen er sich im Kriege mit den Türken erworben hätte, durch die Demüthigung eines so hartnäckigen Ketzers zu vergrößern, von dem die Christenheit eben so viel Gefahr zu befürchten habe, als von jenen. Seinem Hause werde dadurch eine immerwährende Ehre zuwachsen; es gebe auch kein so enges Band der Verwandtschaft, das ihn von diesem heiligen Unternehmen abziehen könnte. Funfzig tausend Dukaten, welche der Papst eine Zeitlang jährlich zur Vertheidigung von Ungarn auszahlen ließ, konnten diesen Ermahnungen noch mehr Nachdruck geben. Selbst der Kaiser bot dem Könige, auf Antrieb des Papstes, Hülfsvölker zu dieser Absicht an; ob ihm gleich einige riethen, diese Gelegenheit, sich des Königreichs Böhmen zu bemächtigen, zu seinem eignen Vortheil zu benüzen. Von so vielen Seiten bestürmt, entschloß sich Matthias in dieser wichtigen Angelegenheit nichts ohne den Rath seiner Großen vorzunehmen.

Er mußte aber eben da er denselben verlangen wollte, seine Aufmerksamkeit auf eine ganz andere Seite wenden. Johann, Graf von St. Georg, Statthalter von Siebenbürgen, empörte sich im Jahr 1466. und ließ sich zum Könige ausrufen. Dazu hatte ihn ein Ungrischer Großer, Benedikt Wórósch, (denn so wird das ungrische Vörös ausgesprochen,) zu bereden gewußt, der ihm vorstellte, die Siebenbürger wären über den König äußerst mißvergnügt, weil er immer willkührlicher und drückender regiere, die Rechte

und

und Freyheiten der Nation mit Füßen trete, den Türkiſchen Krieg nur darum unterhalte, damit er unter dem Vorwande deßelben läſtige Steuern auflegen könne, durch welche ſie alle zu Grunde gerichtet werden müßten; ſie ſähen ſich daher bereits nach einem andern Könige um; ja ſie hätten auf ihn, den Statthalter, vor allen andern ihre Augen gerichtet, weil er der würdigſte ſey, und das Land könne ſich ſowohl durch ſeine Lage als Fruchtbarkeit und Ueberfluß an allem gegen jeden Angriff ſchützen. Beſchwerden gegen die Regierung mochten die Siebenbürger allerdings empfinden; aber Wörösch ſcheint ſie aus beſondern Urſachen zum völligen Abfall gereizt zu haben. Matthias hielt, auf dieſe Nachricht, im Frühling des Jahrs 1467. einen Reichstag zu Szentſalva, einem kleinen Orte bey Peſth, wo die Stände, als ſie ihre Meinung über die Maaßregeln wider dieſen Aufruhr ſagen ſollten, die geſchwindeſte Dämpfung deßelben, wie er ſelbſt wünſchte, beſchloßen. Kurz darauf alſo zog der König mit einem ſtarken Kriegsheere nach Siebenbürgen, rückte durch die engen Päße, welche dieſes Land von Ungarn ſcheiden, eher ein, als die Aufrührer ſeinen Anzug erfahren hatten, und nöthigte ſie dadurch alle zur Unterwerfung. Der Graf Johann erſchien ebenfals, von wenigen ſeiner Freunde begleitet, um ſich vor dem Könige zu demüthigen. Da er ein Günſtling deßelben geweſen war, und ſich nunmehr damit entſchuldigte, daß man ihn wider ſeinen Willen zum Könige ernannt habe: ſo erhielt er leicht Begnadigung. Doch mußte er die Statthalterſchaft ſeinem Bruder und einem andern Großen, (denn zwiſchen dieſen wurde ſie getheilt,) überlaßen. Die Stifter der Empörung wurden bloß mit Landesverweiſung beſtraft; den übrigen, welche daran Theil genommen hatten, ward eine Geldbuße von viermal hundert tauſend Dukaten auf-

erlegt. Und obgleich die Edelleute der Grafschaft Colos die ersten im Aufruhr gewesen, auch dem Könige mit Soldaten entgegengerückt waren; so vergab er ihnen doch durch eine besondere Urkunde vollkommen, nur mit der Bedingung, daß sie ihm künftig treu verbleiben, auch auf seinen Kammergütern keine Steuern, wie sie sonst gewohnt waren, einfordern sollten.

Eine so ausnehmende Gelindigkeit hatte ihren Grund in der bereits beschloßenen neuen kriegerischen Unternehmung des Königs. Er wollte die Ruhe in Siebenbürgen geschwind und dauerhaft wieder herstellen, weil er noch im Jahr 1467. mit seinem Heere in die Moldau eindrang. Der Woiwode dieses Landes Stephan hatte nicht allein die Siebenbürgische Empörung angefeuert; sondern sich auch der Hoheit des Königs, unter die er sonst gehörte, entgegen gesezt. Gewohnt, sich wechselsweise Ungrischem, Pohlnischem und Türkischem Schuze zu ergeben, wozu ihn schon die Lage seines Landes zwischen drey so mächtigen und gegen einander feindseeligen Fürsten bringen konnte, erkannte er jezt die Oberherrschaft des Königs von Pohlen. Er erfuhr es bald, daß ihn Matthias mit einem Angriffe bedrohe, und ließ daher in den Päßen zwischen den Gebürgen und Wäldern, durch welche der König ziehen mußte, starke Verhaue machen, hinter und neben welchen er seine Moldauer und Walachen stellte, um die Ungarn von allen Seiten anzufallen. Doch Matthias ließ die Wälder anzünden, die Feinde flüchteten sich, und er kam ohne Verlust auf das freye Feld. Er rückte darauf bis an die Stadt Bania fort, damit er den Woiwoden, der ihm überall auswich, zu einem Treffen nöthigen könnte. Dieser nahm seine Zuflucht zur List, ließ durch Gesandte eifrig an einem Vergleiche mit dem Könige arbeiten, als

wenn

wenn ihm die Furcht nichts weiter übrig gelaßen hätte, zog unterdeßen Kriegsvölker zusammen, und hätte den König beinahe zugleich eingeschloßen und überfallen. Matthias wollte eben des Abends zu Bania speisen, als ihm ein Gefangener hinterbrachte, daß zwölf tausend Walachen gegen die Stadt im Anzuge wären. Sogleich versammlete er seine Großen und Befehlshaber, wies ihnen nebst den Soldaten ihre Posten an, besezte insonderheit den Zugang des Markts mit seiner Leibwache, und seine Wohnung mit zweyhundert schwer gerüsteten alten Soldaten. Bald darauf, gegen Anbruch der Nacht, erschien der Feind würklich, steckte die mit einem Zaun umgebene, und aus hölzernen Häusern bestehende Stadt in Brand, und that bey den leuchtenden Flammen desto gewißere Angriffe. Nun erhob sich eines der wütendesten Gefechte; zumal da die Ungarn, nach dem Verluste des Marktes und der königlichen Wohnung, gewiß waren, ganz überwältigt zu werden. Endlich behielten sie die Oberhand; kaum viertausend Walachen konnten sich mit der Flucht retten. Die Ungarn büßten auch zwölfhundert Mann ein; die übrigen waren größtentheils verwundet: und der König selbst, der in dieser Nacht mit ihnen die beiden Hauptposten muthig hatte vertheidigen helfen, bekam durch einen Pfeil eine Wunde nahe am Rückgrade, die wegen des im Fleische stecken gebliebenen Eisens, erst nach vier Jahren geheilt werden konnte. Indem er sich auf dem Rückzuge in Siebenbürgen befand, empfieng er ein Schreiben des Woiwoden aus Pohlen, worinne dieser seine Verwegenheit gestand, bereuete, und um Verzeihung bat. Matthias ließ ihn auch in seiner Antwort eine völlige Aussöhnung hoffen, wenn er sie durch eine treue Aufführung verdienen würde; sonst sollte der blutigste Krieg die Entscheidung geben.

So

So erzählen die Ungrischen Geschichtschreiber der damaligen und nächstfolgenden Zeit diese Begebenheit. Allein die Pohlnischen, bey welchen schon die Ansprüche des Matthias auf die Moldau ungegründet heißen, stellen sie weit anders vor. Nach denselben hatte Stephan zween Mitbewerber um dieses Land vertrieben; sie suchten Hülfe bey dem Könige von Pohlen, und fanden sie nicht. Einer derselben aber wandte sich an den König von Ungarn, welcher sich diese Gelegenheit, die Moldau zu erobern, nicht entgehen laßen wollte. Er drang auch mit vierzig tausend Mann in dieselbe ein, und verwüstete sie mit Feuer und Schwerdt. Stephan, ob er gleich von den Pohlen einigen Beistand erhalten hatte, war doch einer solchen Uebermacht nicht gewachsen, und konnte auch seinen Soldaten nicht vollkommen trauen. Hingegen überfiel er den König des Nachts zu Bania, ließ ihm und seinem Heere, zwischen den Flammen und dem Schwerdte gedrängt, keine Zeit sich zu sammeln und zu vertheidigen; sondern nöthigte sie unter beständigem Niederhauen bis Siebenbürgen hin, die Flucht zu ergreiffen. Zehntausend Ungarn sollen dabey umgekommen seyn. Der König bekam drey Wunden, und rettete sich mit den Ueberbleibsalen seines Heeres, nur unter der Leitung eines Walachen, durch ungangbare Wege auf den Gebürgen, weil Stephan die gewöhnlichen Straßen verhauen ließ und besezt hielt. Dieser schickte auch dem Könige von Pohlen Siegszeichen zu, welche er über die Ungarn gewonnen hatte. — So widersprechend diese Nachrichten sind, aus welchen auf beiden Seiten Partheylichkeit hervorleuchtet; so ist es doch nicht unmöglich, sie mit einander zu vereinigen. Matthias erlitt einen sehr beträchtlichen Verlust zu Bania; er behauptete sich nicht lange in der Moldau; aber er ließ ebensals eine Anzahl Fahnen, die er dem

Woi-

Woiwoden abgenommen hatte, in der Hauptkirche zu Buda aufhängen: und daß ihm keine so große Niederlage beigebracht worden, daß ihm auch die Moldau würklich eine Zeitlang unterwürfig gewesen sey, scheint sich durch spätere Vorfälle zu bestätigen.

Während dieser Feldzüge des Königs im Jahr 1467. hatten sich die Angelegenheiten Podiebrads schon tief in die gewaltsamsten Ausbrüche versenkt. Nachdem er von dem Papste in den Bann gethan, und seines Reichs verlustig erklärt worden war, verließen ihn die meisten Fürsten, bis auf einige deutsche Reichsstände, die ihn weit höher als den Kaiser schäzten. Seine eigenen Stände und Unterthanen in Böhmen, Mähren, Schlesien und in der Laufiz, empörten sich zum Theil wider ihn; ein Kreuzheer von Deutschen, auch eine Würkung der päpstlichen Aussprüche wider ihn, fiel ihn von einer andern Seite an; er und seine Söhne schlugen sich mit diesen Feinden oft glücklich herum; und Böhmen wurde wieder ein Schauplaß abscheulicher Verwüstungen, wie es in dem kaum vor dreyßig Jahren geendigten Hußitenkriege ausgestanden hatte. Daß der Kaiser insonderheit, dem er ehemals einen wichtigen Dienst geleistet hatte, und der sein Bundsgenoße war, daran arbeitete, einen Kreuzzug gegen ihn in Deutschland zu Stande zu bringen, verdroß ihn über alles. Um ihm seine Verachtung zu zeigen, und ihn auch dafür zu züchtigen, kündigte ihm Podiebrad in einem Fehdebriefe alle Freundschaft auf; gleich darnach ließ er seinen Sohn Victorinus mit einem Hauffen Reiterey in Oesterreich einbrechen, wo er alles ohne Schonung verheerte. In dieser Noth bewarb sich der Kaiser vergebens um Hülfe bey den deutschen Reichsständen. Desto gewißer versprach er sich dieselbe von dem Könige Matthias, indem er

ihm

ihm jede Art von Unterstüzung zur Erlangung des Königreichs Böhmen anbot.

Beinahe wäre Matthias aus der Verlegenheit, in welche ihn solche Anträge sezen mußten, durch die Dazwischenkunft eines andern Fürsten gerißen worden. Der Papst, der auf seinen thätigen Beistand wider den König von Böhmen nicht gewiß rechnen mochte, hatte unter gleichem Versprechen der Böhmischen Krone, den König Casimir von Pohlen dazu aufgemuntert. Sie ward ihm auf päpstlichen Befehl, von den Böhmischen Ständen selbst angetragen, und der Papst gieng so weit, daß er auf eine gebieterisch drohende Art ihn zur Annehmung derselben zu nöthigen versuchte. Gleichwohl widerstand Casimir allen diesen Reizungen; er wünschte vielmehr, den Papst wieder zu Podiebrads Freunde zu machen. Dieses Beispiel, es mochte nun aus Klugheit oder aus Edelmuth entspringen, hätte auf niemanden stärker würken sollen, als auf den König Matthias. Auch konnte ihn die bevorstehende Fortsezung des Türkenkriegs allein, der vielleicht nur auf eine kurze Zeit durch die Feldzüge des Sultans in andern Welttheilen unterbrochen wurde, von einem Angriffe auf seinen Nachbar und Freund zurückhalten. Aber ein so feuriger Krieger glaubte beide Kriege abwechselnd mit einander verbinden zu können: und der Papst forderte ihn auch zu beiden auf. Bonfinius, der ihn sehr wohl kannte, häufft zwar alle ersinnliche Bewegungsgründe zusammen, die er zu dem Böhmischen Kriege gefunden haben sollte. Darunter steht das vielfache und langjährige Ungemach, das die Böhmischen und Mährischen Räuber Ungarn zugefügt hatten, und wobey sie in Böhmen und Mähren stets einen sichern Zufluchtsort offen hatten; die angebohrne Ruhmbegierde des Königs, die ihm groß

Gefahr-

Gefahrvolle Unternehmungen eingab; der Eifer für die wahre Religion; das Ansehen des Papstes und des Kaisers; endlich eine Anzahl Beschwerden gegen Böhmische und Mährische Herren. Allein das heißt in der That, Gründe zusammenraffen, und mit Geräusche zählen, an Statt sie abzuwägen. Der einzige hat einen kleinen Schein von Wichtigkeit, welcher die unter vorgeblichem Schutze des Königs von Böhmen durch seine Unterthanen dem Ungrischen Reiche zugefügten Drangsale in sich faßt. Sobald man sich aber erinnert, wie wenig es selbst die mächtigern Fürsten dieser Zeit in ihrer Gewalt hatten, den Befehdungen ihres Adels, sogar in ihrem eigenen Lande, ein Ziel zu sezen, und wie aufrichtig übrigens Podiebrad seinem Schwiegersohne, der jene Einfälle sonst nie auf deßen Rechnung gesezt, auch sich mit ihm darüber verglichen hatte, ergeben war: so wird man auch diesen Grund unter die zu leichten werfen.

Matthias, den seine Neigung zu diesem Kriege hintrieb, wollte ihn doch zu seiner Rechtfertigung, und um ihn nicht mit seinen Kräften allein führen zu müssen, auch durch die Stände des Reichs bestätigt wißen. Er versammlete sie im Jahr 1468. zu Erlau, und sah anfänglich, daß die meisten einer andern Meinung zugethan wären. Sie behaupteten, Ungarn habe an dem unaufhörlichen Kriege mit den Türken genug; es sey durch denselben schon zu sehr an Mannschaft und Gelde erschöpft worden, als daß es noch einen übernehmen sollte. Andere hingegen bedienten sich jener blendenden Gründe, die man allemal in Bereitschaft hat, wenn man schlechterdings zu einem Kriege entschloßen ist. Sie sagten, für die Ungarn sey die Muße schädlich, weil sie während derselben sich durch innerliche Händel und Partheien zerfleischten; ihre starken

Körper

Körper und ihre Fähigkeit alle Beschwerlichkeiten zu ertragen zeigten, daß sie zum Kriege gebohren wären; alle Europäische Fürsten bewunderten sie auch wegen ihrer Kriegsthaten; und unter einem so glücklichen, weisen und tapfern Anführer, als der König sey, könne alles von ihnen erwartet werden. Noch sezten sie hinzu, daß beide Kriege auf sehr heiligen und gottseeligen Ursachen beruhten; die in Böhmen und Mähren ausgebreitete Kezerey sey eine der allerschändlichsten, und drohe bereits auch Ungarn anzustecken.

Hierauf ließ der König zuerst die Schreiben des Papstes und des Kaisers vorlesen, worinne sie ihn nebst dem Anerbieten ihres Beistandes, ersuchten, die Christenheit eben sowohl von der Pest der Ketzerey, als bisher von den Türken zu befreyen. Er hielt sodann eine lange Rede, in deren Eingange er gestand, daß niemand weniger als er in einen Krieg wider den Podiebrad, dem er so viel schuldig sey, willigen sollte. Allein, fuhr er fort, derjenige der eine öffentliche Person vorstellt, muß mehr auf das öffentliche Beste, als auf sein eigenes sehen. So muß ich also auch jezt die Meinigen vergeßen, wie der Erlöser sagt. Ja dieser Krieg ist so nothwendig, daß wir ihn auch ohne Verlangen des Papstes und des Kaisers führen müßten. Die Gefahr ist bey demselben weit größer, als bey dem Kriege mit den Türken. Denn diese begehren nur Gehorsam und Steuern; sie zwingen niemanden zu ihrer Religion. Die Böhmische Kezerey aber, die schon mehrere benachbarte Länder angesteckt hat, bedroht auch uns: und wie weit überwiegt nicht der Untergang der Seele den Verlust des Körpers? der Böhme verlangt nichts anders, als immer mehrere mit seiner Ketzerey zu beflecken; er wendet alle Lockungen der Höflichkeit und selbst der Wollüste dazu an; hebt

Gerech-

Gerechtigkeit, Religion und Gottesdienſt gänzlich auf: und unter den vielen Partheien, in welche ſich ſeine Kezerey zertheilt hat, giebt es eine, welche die gröbſte Unzucht mit gottesdienſtlichen Handlungen verbindet. Nachdem der König dieſe ſchwarze Abſchilderung der Hußiten, die aber bloß aus den Vorſtellungen ihrer Feinde und Verfolger gezogen war, vollendet, und beredt gezeigt hatte, wie viel Verdienſt und Ruhm es für die Ungarn ſeyn werde, ſolche Kezer zu unterdrücken: ſo hielt er ihnen noch einen andern, gleichſam Nationalbewegungsgrund vor. „Vielleicht, ſagte er, „wünſcht ſich jemand Ruhe? Was vor eine Ruhe „kann aber ein Ungar haben, als eine träge, unange„nehme Muße? Ueberlegt nur, welches eure Künſte „und Beſchäftigungen ſind. Ganz Ungarn iſt in drey „Gattungen von Menſchen abgetheilt. Die eine, „welche Gott geweiht iſt, hat ſich der Religion ergeben; „die andere dem Kriegsweſen, die dritte dem Acker„bau. Ihr bekümmert euch nicht um die Bearbei„tung verſchiedener Wiſſenſchaften, um mancherley „Künſte und Handelſchaft; die allermeiſten von euch „tragen Waffen; und wenn ihr alſo nicht Kriegsdien„ſte thut, ſo könnt ihr nicht auf eine würdige Art leben. „Seyd ihr zu Hauſe, ſo verfällt ihr, unfähig den „Mangel zu ertragen, ſogleich auf Gewaltthätigkeiten, „Aufruhr und Räubereyen. Glaubt es mir nur, eine „ſolche Muße iſt für euch fürchterlich; die Natur hat „euch zum Kriegführen gebohren; ich bitte euch alſo, „verſinkt nicht in ſchimpfliche Faulheit, und rettet das „mit ſo vielem Blute von euren Vorfahren erworbene „Reich von den Türken und Böhmen!“ Er führte dieſe Gedanken noch viel weiter aus; beſonders erinnerte er die anweſende Prälaten, daß die Kirche, der Erlöſer ſelbſt, der Statthalter deßelben, die Cardinäle, der Kaiſer, ja das Heil der Seelen, eben dieſes von ihnen erwar-

teten. Ob ihn gleich, fuhr er fort, die neulich empfangene Wunde nicht ſchlafen laße, ihm ſogar das Eßen beſchwerlich mache; ſo habe er doch immer einen ſchwerern Küraß angelegt, und den Schmerz verachtet, weil ihm das Beſte des Reichs mehr Vergnügen erwecke. Er vergaß weiter nicht, die Stände zur Rache wegen ſo vieler von den Böhmen gegen ſie verübten Feindſeeligkeiten anzufeuern. Zwar gab er zu, daß die Böhmen kriegeriſch und groß wären, daß ſie ſich, den Todt verachtend, in Gefahren ſtürzten; allein er bemerkte auch, daß ſie bey ihrer vorzüglichen körperlichen Schönheit auf Puß und alle Arten von Vergnügungen ſehr viel hielten, nur im erſten Anfall viel ausführen, aber den Schweiß und Schmuß des Lagers nicht ausdauern könnten; daß ſie lieber ſtürben oder die Flucht nähmen, als das Schmücken ihrer Haare verabſäumten. Ohnedieß würde man nicht mit allen Böhmen, ſondern nur mit den ketzeriſchen, zu fechten haben, wider welche die gerechte Sache Vertrauen gäbe. So viele Gebete, welche für dieſen Krieg angeſtellt werden würden, der Beiſtand des Papſtes und des Kaiſers, verſprächen den glücklichſten Fortgang. Erſt vor zwey Tagen habe ihm der Papſt die Apoſtoliſche Vollmacht mit dem Befehlshaberſtab und Degen überſandt, wodurch er ihn, er möchte wollen oder nicht, nach dem Schluß der Cardinäle, und mit Einwilligung des Kaiſers, zum Feldherrn der Chriſtenheit wider die kezeriſchen Böhmen und wider die Türken ernannt habe. Die leztern wären jezt in einem andern Welttheile beſchäftigt; mithin würden die Ungarn bloß mit den Ketzern zu kriegen haben, um ſie zu einer heilſamen Beßerung zurück zu führen. Nach andern ſolchen Aufmunterungen, ihm in einem ſo heiligen Kriege zur Erwerbung des verdienſtlichſten Ruhms zu folgen, beſchloß der König mit einem Gebete an den

Erlöſer,

Digitized by Google

Erlöser, daß er die Waffen der Nation zur Erreichung so großer Absichten seegnen möchte.

Um die Ungrischen Stände bloß zu erhitzen, und gleichsam in einen kriegerischen Taumel zu versezen, konnte keine Anrede geschickter seyn, als diese. Aber weise und ruhige Ueberlegungen beförderte sie so wenig, als Matthias sie selbst nicht angestellt haben mochte. Das Sonderbarste darinne war dieses, daß ein Fürst, der die Wißenschaften liebte und kannte; der es seinen Ständen ins Gesicht sagte, außer der Geistlichkeit würden dieselben von der übrigen Nation fast gar nicht geachtet; der auch überdies es wußte, wie viele andere Verbeßerungen bey derselben nöthig wären, ihr doch zugleich versicherte, sie wäre von der Natur zum Kriege bestimmt; oder, welches einerley ist, alle andere Gaben derselben könnten ungebraucht verwildern, wenn sie nur immer Muth und Tapferkeit in vollem Maaße zeigte. Genug, dieser Krieg wurde nunmehr von den Ständen einmüthig beschloßen. Sie wurden in dieser Gesinnung durch die Ankunft türkischer Gesandten bestärkt, welche um einen Stillstand anhielten. Man ließ diese vor den König und die Reichsstände kommen, und empfieng sie sehr wohl; aber Matthias veranstaltete es, daß allemal auch sein Gefangener, der ehemalige Fürst der Walachey, Dracula, gegenwärtig war, von dem die Türken so viel gelitten hatten, damit sie durch deßen Anblick noch geneigter zum Frieden werden möchten. Auf ihren Antrag selbst gab der König die Antwort, einen Stillstand könne er ihnen zwar nicht bewilligen, weil dieses nach den Reichsgesezen keinem Könige von Ungarn erlaubt sey, wenn er nicht die Krone dadurch verlieren wollte. Doch werde er ohne wörtliche Verabredung in der That einen Stillstand mit ihnen beobachten, vorausgesezt, daß sie

ſich friedlich gegen Ungarn verhielten. Es iſt glaublich, daß er ihnen durch das, was er von der Ungriſchen Verfaßung meldete, nur furchtbarer zu werden verſucht habe: denn man kann aus ältern Begebenheiten darthun, daß nicht Geſeze, ſondern das Verbot der Päpſte, einen Vergleich zwiſchen den Ungarn und Türken gehindert habe.

Von Erlau gieng Matthias nach Buda, fieng ſogleich an, Soldaten zu werben, ließ dem Könige Podiebrad die Kriegserklärung durch einen Herold thun, zog mit den fertigen Kriegsvölkern nach Preßburg, und befohl ſowohl den geiſtlichen als weltlichen Ständen, mit ihren Soldaten daſelbſt zu erſcheinen. Hier ließ er auch, auf Antrieb des päpſtlichen Geſandten, der ſich bey ihm eingefunden hatte, die Bulle des Papſtes bekannt machen, wodurch alle Böhmen, Mähren und Schleſier, die ſich zu den Ketzern ſchlagen würden, mit dem Banne belegt wurden. Es waren bereits genug Einwohner dieſer Länder von ihrem Könige abgefallen, und der päpſtliche Bann trug dazu noch mehr bey; allein die häuffigen Beſazungen Podiebrads in Schlößern und Städten, erhielten noch ſein meiſtes Gebiet im Gehorſam. Ueberhaupt wollte auch Matthias nicht davor angeſehen ſeyn, daß er gerade zu nach der Böhmiſchen Krone ſtrebte. Er gab ſich, um bey den übrigen Fürſten nicht verhaßt zu werden, nur vor einen Beſchüzer der Katholiſchen Religion in dem Königreiche Böhmen aus. Als er daher im Begriff war, in daßelbe einzurücken, kündigte er in einem Ausſchreiben vom 8ten April des Jahrs 1468. den katholiſchen Böhmen an, daß er auf Befehl des allerheiligſten Herrn, und Ermahnung ſeines Geſandten, es übernommen habe, ſie gegen die Ketzer zu ſchüzen. Er ſprach ihnen Vertrauen zu,

weil

weil ihnen selbst menschliche Hülfe zu Theil würde; verlangte aber auch, daß sie die Zeit des Heils nicht versäumen; sondern ihm, der mehr ihre, als seine Sache hierinne führte, nach ihrem ganzen Vermögen beistehen möchten. Eben diesen Religionsvorwand gebrauchte Matthias auch in einer andern Urkunde, die er zur Nachricht für die Europäischen Fürsten ausfertigen ließ. Er habe gemerkt, sagte er darinne, daß die Rechtgläubigen im Böhmischen Reiche von den einheimischen Ketzern sehr gedrückt würden; ja daß der gottlose Irrthum täglich mehr gegen Gott und seine heilige Kirche überhand nehme. Da ihn nun die gedachten Rechtgläubigen sehr oft, insonderheit durch den Bischof von Olmütz, um Hülfe gebeten hätten, auch unser allerheiligster Herr, dem ein christlicher Fürst in allem gehorchen müße, ihn dazu angetrieben habe: so habe er, ohngeachtet sehr vieler und großer Schwierigkeiten, weil sich niemand an dieses bedenkliche Unternehmen wagen wollte, sich demselben unterzogen; denn er halte es vor einen nicht minder gottseeligen Krieg, als den mit den Türken, erwarte daher auch gewiß dabey den Beistand des Höchsten. Nicht Ehrgeiz, noch einige zeitliche Vortheile reizten ihn dazu; sondern Mitleiden gegen die mit Unrecht Bedrückten, Ehrerbietung für den Apostolischen Stuhl, und Eifer für den wahren Glauben; so wie er auch in dieser Welt keinen andern Lohn dafür hoffe, als den Frieden, der immer aus den Kriegen erwachse, und die Dankbarkeit derer, welchen er diese Wohlthat erweise.

Versicherungen von einer so feyerlichen Art sollte man, wie es scheint, vollkommen trauen können. Es ist auch allerdings glaublich, daß Matthias, gleich so vielen andern seiner Zeitgenoßen, von der Rechtmäßigkeit und Heiligkeit eines Kriegs, der auf Befehl

des Papstes zur Zerstörung ketzerischer Partheien unternommen wurde, durchaus überzeugt gewesen sey; er konnte also alles dieses, was man gelesen hat, ohne eigentliche Falschheit der Welt vorsagen. Allein was so oft Menschen begegnet, deren Gottseeligkeit auf abergläubischen Stützen herumwankt, wovor sogar Christen von einer reinern Frömmigkeit nicht immer sicher sind, daß sie, indem sie bloß im Dienste Gottes zu stehen meinen, von Nebenabsichten und gefälligen weltlichen Aussichten beschlichen werden; das war auch ohne Zweifel das Schicksal des Königs Matthias. Er hatte sich zum Beschützer der wahren Religion geweiht; wollte aber doch auch diejenigen Vortheile mitnehmen, welche ihm auf diesem Wege aufstoßen würden. Solchergestalt braucht man ihm nicht vorzuwerfen, daß er bloß gesucht habe, andere durch den ehrwürdigen Nahmen der Religion zu täuschen. Allein dieser Krieg wurde dadurch um nichts gerechter; der König blieb auch nicht einmal bey dieser Hauptursache, deren Wichtigkeit er mit so vielem Gepränge zur Schau auslegte. In dem Befehdungsschreiben, welches er Podiebrads Prinzen Victorinus, als Befehlshaber von Mähren, wo er zuerst als Feind einzurücken gedachte, zuschickte, berief er sich auf ganz andere Bewegungsgründe, und gab diesen zum Theil eine schiefe Wendung: zu einem Beweise, daß er den Krieg durchaus haben und rechtfertigen wollte. Er warf demselben vor, daß er keinen Frieden mit seinen Nachbarn zu halten wiße; sondern nach der Art seines Vaters und seiner Landsleute immer neue Gelegenheit zu Feindseeligkeiten suche; daß die vieljährigen von Böhmen und Mähren aus in Ungarn verübten Räubereyen, durch ihn begünstigt worden wären, und daß er insonderheit vor kurzem die Erbländer des Kaisers mit aller Wuth verheert habe. Da nun sowohl der Prinz als

sein

sein Vater wißen müßten, daß das Bündniß zwischen dem Könige und Kaiser älter sey, als dasjenige, welches er mit Podiebraden geschloßen habe; — ein Vorgeben, das offenbar mit der Geschichte streitet, aber, wie man es in einer Kriegserklärung braucht, sich wohl noch scheinbar drehen ließ; — so sehe sich Matthias genöthigt, zur Vertheidigung seines Freundes und Bundsgenoßen, fast gezwungen die Waffen zu ergreiffen, wozu er schon längst berechtigt gewesen wäre; jezt aber sey ohnedem der Böhmische Prinz der eigentliche Angreiffer. Zulezt, nachdem alles dieses sehr wortreich vorgestellt worden ist, wird noch kurz genug der Verbindlichkeit des Königs gedacht, als ein katholischer Fürst die Böhmischen Rechtgläubigen wider die gottlosen Verfolgungen ihres Königs zu schützen.

Victorin widerlegte in seinem Antwortschreiben an den König, die von demselben vorgebrachten Gründe, und ermahnte ihn, daß er vielmehr den alten Bündnißen und der nahen Verwandschaft mit seinem Hause gemäß, die zwischen ihnen entstandene Streitigkeiten auf eine billige Art und durch Schiedsrichter entscheiden laßen, erst alsdann den Krieg vorziehen möchte, wenn man sich nicht über einen Vergleich vereinigen könnte. Er benachrichtigte auch seinen Vater eiligst von den feindlichen Absichten des Königs, und Podiebrad gab sich ebenfals durch seinen Gesandten Mühe, ihn umzustimmen. Doch Matthias war unbeweglich; er drang bey dem Kaiser und dem Papste auf die versprochene Hülfe, und rückte mit seinem Heere in Oesterreich, nahe an die Mährischen Gränzen, ein. Hier, bey den Städtchen Laab, bekam er eine kleine Verstärkung von kaiserlichen Soldaten und Geschüze; er erwartete auch die ihm von dem Papste verspro-

nen Kreuzsoldaten. Von der Mährischen Seite kam ihm Podiebrad mit seinem Heere, in Gesellschaft seines Sohns, entgegen, und nur der Fluß Taya trennte die beiden Fürsten von einander. Ihre Kriegsmacht war von gleicher Stärke; nur daß die Ungarn mehr Reiterey, die Böhmen hingegen mehr Fußvolk und eine schwer anzugreifende Wagenburg hatten. Obgleich Podiebrad den Ruhm eines sehr erfahrnen alten Kriegers besaß; so hatte sich doch auch der sieben und zwanzigjährige Matthias unternehmend und klug genug gezeigt; an Muth fehlte es auf keiner Seite; man konnte das Gleichgewicht zwischen ihnen nicht verkennen. Desto mehr hüteten sich beide Fürsten, sich in ein entscheidendes Treffen einzulaßen, deßen übler Ausgang für jeden von ihnen äußerst bedenklich war. Ihre Heere standen sich einander einen Monat lang im Gesichte, ohne mehr als kleine Gefechte zu wagen, welche meistentheils den Ungarn günstig waren.

Nach und nach regte sich das Andenken der alten Freundschaft und Verwandtschaft in dem Herzen beider Könige lebhafter. Sie sahen und sprachen einander oft am Ufer des Taya; da fiengen sie wieder an, die süßen Nahmen Vater und Sohn gegen einander zu gebrauchen; die Kriegslust verminderte sich, und Neigung zur Aussöhnung trat an ihre Stelle. Zwar wenn der Ungrische König an die Ursache dieses Kriegs dachte, und sich den Ruhm vorstellte, den er darinne erwerben könnte, behielten solche Gedanken fast die Oberhand. Man machte einander auch bittere Vorwürfe: Verlezung der kindlichen Pflicht, und Feindschaft gegen die wahre Religion, waren die vornehmsten derselben. Doch Podiebrad, der nach den Ungrischen Schriftstellern, von der feindlichen Reiterey beunruhigt wurde, und vergebens auf eine Gelegenheit lauerte,

lauerte; um sich mit Vortheil aus dieser Stellung zu ziehen, wußte durch sanftes Zureden, Schmeicheln und Bitten, worunter er auch Verweise und standhafte Erklärungen mischte, das Herz seines Schwiegersohns einigermaaßen zu feßeln. Der päpstliche Gesandte verließ diesen beinahe nicht, um ihn von allem Vergleiche abzuhalten; dagegen arbeiteten die Großen auf beiden Seiten desto eifriger daran. Endlich kamen auch beide Fürsten über folgende Bedingungen eines Stillstandes überein. Die Böhmen sollten die Hußitische Parthey gänzlich aufheben, sich völlig zur alten Religion und zum Gehorsam des Papstes wenden; den Römischkatholischen sollte alles Entrißene wieder gegeben werden. Den Kaiser sollten die Böhmen nicht ohne Vorwißen des Matthias bekriegen, noch räuberische Einfälle in Oesterreich thun. Aller den Ungarn zugefügte Schaden sollte ersezt werden; auch sollte Podiebrad die Kriegskosten bezahlen. Mit diesen Vorschlägen wurde ein Gesandter nach Rom geschickt, der die päpstliche Bestätigung derselben auswürken sollte.

Es schien also der Friede zwischen dem Könige Matthias und seinem Schwiegervater gänzlich wieder hergestellt zu seyn. Allein da der lezztere die erforderlichen Geiseln nicht zeitig genug ins Ungrische Lager schickte, nahm Matthias dieses zum Vorwande, daß derselbe, unter dem Blendwerke eines Stillstandes, bloß die Absicht habe, die Städte, welche die Ungarn besezt hielten, wieder in seine Gewalt zu bekommen, und sich also die Ueberlegenheit zu verschaffen. Ueberdieß fiel man von seiner Seite nunmehr auch darauf, daß man erst das Gutachten des Kaisers, als Ungrischen Bundsgenoßen, abwarten müße, ehe man einen gültigen Stillstand eingehen könne. Kurz, man wollte

den bereits geschloßenen mit Anstand brechen: und er wurde sogleich gebrochen. Die Feindseeligkeiten erneuerten sich mit aller Heftigkeit; Podiebrad ward durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt, den Rückzug nach Böhmen zu nehmen; er ließ aber seinen Sohn Victorin zu Trzebicz mit einer Besazung zurück. Matthias belagerte ihn in diesem Schloße; er glaubte schon, ihn als seinen Gefangenen zu sehen, als der Prinz, dem sein Vater einige tausend Reiter zu Hülfe sandte, bey der Nachläßigkeit der Ungrischen Wachen, sich mit allen seinen Soldaten in Sicherheit zog. Indem hierauf Matthias tiefer in Mähren eindrang, stellte sich ihm Podiebrad plözlich entgegen; vermied jedoch eine Schlacht durch seinen neuen Abzug, und erweckte vielmehr die Besorgniß, daß er in Ungarn selbst einbrechen möchte. Der König von Ungarn betrug sich gegen ihn mit möglichster Vorsichtigkeit. Er bemächtigte sich der Hauptstädte von Mähren, Brünn und Olmütz, ob er gleich das feste Schloß Spielberg nicht erobern konnte; ließ bey dem Kaiser um neue Hülfsvölker anhalten, weil die Reiterey deßelben ihn meistens verlaßen hatte, und ersuchte auch den Papst, ihm Kreuzfahrer zuzuschicken, die, wenn sie gleich nichts Beträchtliches ausführen würden, doch den Feind in Verlegenheit sezen könnten. In der That suchte sich dieser damals durch Unterhandlungen mit dem Könige von Pohlen Casimir, dem er die Böhmische Thronfolge für einen seiner Söhne anbot, zu verstärken.

Endlich fühlte sich Matthias dennoch durch Podiebrads List überwunden. Er war über Deutschbrodt in Böhmen eingerückt, und mit seinem durch Kreuzfahrer vermehrten Heere, nachdem es längs der sogenannten eisernen Gebürge fortgezogen war, in einem

nem sehr dicken Walde bis Samietießi oder Semteßi gekommen. Allein Podiebrad hatte hier die Bäume halb durchsägen laßen; jezt wurden sie, auf ein gegebenes Zeichen, von den vielen Kohlenbrennern, die im Walde wohnten, umgestürzt. So befand sich Matthias in der Mitte von unzählichen Bäumen eingeschloßen; er hatte nicht einmal Platz, um mit seinen Soldaten gegen den mittlerweile anrückenden König von Böhmen zu fechten; und seine Reiterey, aus welcher der größte Theil seines Kriegsheeres bestand, war ihm ganz unnüz geworden. In dieser Noth, da es leicht war, ihn und seine Ungarn auszuhungern, wandte sich Matthias an den Liebling des Königs Podiebrad, Albrecht Kostka, der auch neulich bey ihm Böhmischer Gesandter gewesen war. Durch ihn bot er dem Könige Frieden und ewige Freundschaft an; versprach auch sogleich mit seinem Heere nach Ungarn zurück zu kehren, wenn ihm der freye Weg dazu geöfnet würde. Podiebrad gestand ihm dieses zu; fand sich aber gleich darauf hintergangen, indem Matthias den Krieg auf andern Seiten fortsezte. Die Böhmischen Schriftsteller sind es allein, bey welchen man diese ganze Erzählung findet: und der älteste unter ihnen, Hagek, der bald nach diesen Zeiten lebte, meldet noch überdieß, daß Matthias seinem Schwiegervater, wenn er ihn fortziehen ließe, eine ansehnliche Summe Geldes versprochen, auch den Gesandten deßelben einen großen Kasten mit Dukaten angefüllt gezeigt, zum Ueberfluß ihn mit seinem Siegel besiegelt, und darauf übergeben habe. Georg, so fährt dieser Geschichtschreiber fort, beschwerte sich gegen den Matthias darüber, daß er dem Vertrage zuwider, Mähren verwüstete, bekam jedoch von ihm die Antwort: „Wiße, daß ich kein Ungrischer König bin, wie du „mich nennst; sondern ein Walachischer! Einem Un-

„garn

„garn aber darfst du nicht anders trauen, als wenn er „das dritte Auge an der Stirne hat.“ Georg merkte nunmehr, wie sehr man ihn getäuscht habe; er ließ aus einem aufsteigenden Argwohn den Goldkasten öffnen, und befand darinne bloß eine obere Schicht von Dukaten, in dem übrigen ganzen Raum aber nichts als Sand. Eine Entdeckung, die ihm durch heftigen Zorn eine starke Krankheit zuzog.

Sieht man nur auf die Ehre des Königs Matthias: so möchte man wohl versuchen, diese Nachrichten der Falschheit oder wenigstens des Uebertriebenen zu beschuldigen. Neuere Ungrische Geschichtschreiber haben auch mit einiger Wahrscheinlichkeit dagegen erinnert, daß Matthias in seinen Briefen, weit entfernt, eines solchen Unfalls und darauf erfolgten Vertrags zu gedenken, vielmehr seinem Schwiegervater den Vorwurf mache, er habe stets eine Schlacht mit ihm vermieden, und sich zurückgezogen. Sie vermuthen daher, Matthias möchte zwar wohl, weil er die Böhmischen Waldungen nicht kannte, in einen Hinterhalt gerathen seyn; sich jedoch aus demselben, da eine Schlacht zu viel Menschen gekostet haben würde, nicht durch einen betrügerischen Vergleich, sondern dadurch gezogen haben, daß er den König von Böhmen durch Friedensanbietungen sicher machte, und in diesem Zustande, zu wenig vom Feinde beobachtet, sich mit seinem Heere rettete. Allein es scheint würklich, daß die Erzählung der Böhmischen Schriftsteller in ihren Hauptumständen nur zu gegründet sey. Schon das ist einer Milderung derselben nicht günstig, daß die Ungrischen Geschichtschreiber der damaligen Zeit sie ganz und gar vorbeilaßen. Der Ruhm ihres Königs litt sichtbarlich durch dieselbe; und doch wäre sie für ihn nicht schimpflich gewesen, wenn er seinen falschen

Schritt

Schritt nur durch eine gegen Feinde erlaubte List verbeßert hatte. Noch weniger würde in diesem Falle Podiebrad ein Jahr darauf an die Ungrischen Grossen haben schreiben können, daß er ihren König, der auf allen Seiten eingeschloßen gewesen sey, aus seinen Händen habe entrinnen laßen, nachdem ihm derselbe die größte Versprechungen gethan hätte; daß er aber gar nichts von diesen gehalten hätte. Endlich blickt auch durch das ganze übrige Betragen des Matthias gegen den Böhmischen König so viel Leichtsinn und Zweydeutigkeit hervor, daß man an diesem Orte desto weniger eine Veranlaßung findet, ihn zu entschuldigen.

Er mußte jezt von seinem gereizten Schwiegervater, deßen zahlreiches Heer auch durch Hülfsvölker verstärkt worden war, und der ihm nach Mähren folgte, den hizigsten Angriff erwarten. Daher bewarb er sich von neuem um den Beistand, den man ihn aus Deutschland hatte erwarten laßen. Da aber einer von den Böhmischen Großen, von dem päpstlichen Gesandten angetrieben die Ungrische Parthey, und gegen seinen König die Waffen ergriff, sah sich dieser genöthigt, wider ihn nach Böhmen zu ziehen. Dadurch erlangte Matthias Zeit, um sich beinahe ganz Mähren zu unterwerfen; nur die Stadt Hradisch und das Schloß Spielberg ausgenommen. Bey dem Angriffe auf jene Stadt wurde er sogar von dem jüngern Sohne des Böhmischen Königs, Heinrich, mit beträchtlichem Verluste zurück geschlagen; wenn anders diese Begebenheit nicht ins folgende Jahr gehört. Genug, er verlegte sein Heer schon gegen den Anfang des Herbstes im Jahr 1468. in die Winterruhe, und hielt darauf zu Preßburg einen Reichstag, auf welchem ihm eine außerordentliche Kriegssteuer bewilligt wurde. Zugleich gab er den Ständen

eine

eine schriftliche Versicherung, daß weder er noch seine Nachfolger eine solche Forderung zu einer Gesezmäßigen Gewohnheit machen wollten.

Allein er, der so billig und gefällig gegen die Vorrechte des ansehnlichern Theils seiner Nation war, verfuhr dennoch zu gleicher Zeit sehr gewaltthätig mit Männern von Würde und Rechtschaffenheit, wenn sie ihn kaum aus Uebereilung beleidigt, oder vielmehr sich vor seinen Leidenschaften in Sicherheit gesezt hatten. Damals war sein Rath, Nicolaus Bánffy, Graf oder Befehlshaber von Preßburg. Dieser hatte eine eben so schöne als tugendhafte Gemahlinn, eine gebohrne Schlesierinn. Der König verliebte sich in dieselbe: und Bánffy befand daher vor gut, als er von deßen bevorstehender Ankunft hörte, dem Benedikt Cseneházy, den er zum Unterbefehlshaber des Preßburger Schloßes bestellt hatte, aufzutragen, daß er seine Gemahlinn, welche damit wohl zufrieden war, auf seine Güter führen möchte. Cseneházy widerrieth ihm solches: der König, sagte er, würde, wenn er die Ursache merkte, darüber sehr unwillig werden; so viel Neigung er auch zum Frauenzimmer hätte, so wenig bediene er sich doch dabey gewaltsamer Mittel: und dieser treue Diener versprach selbst durch wachsame Klugheit die Gemahlinn seines Herrn zu beschüzen. Doch dieser beharrte auf seinem Vorsaze, und schickte sie heimlich weg. Nunmehr langte Matthias zu Preßburg an, wo ihn Bánffy prächtig bewirthete. Sobald er aber erfuhr, daß dieser seine Gemahlinn, aus Furcht vor ihm, weggeschaft hatte, gerieth er in den äußersten Zorn, warf ihm vor, daß er seinen König zum Nachsteller und Feinde der Keuschheit machte, und befohl dem Cseneházy, ihm Feßeln anlegen zu laßen. Der arme Befehlshaber wußte anfänglich vor Angst nicht, wozu

er

er sich entschließen sollte; als der König seinen Befehl ernstlicher widerholte, antwortete er kein Wort darauf; knieete öfters vor ihm nieder, gieng mehrmals hinaus, und kam immer wieder. Der König glaubte, Cseneházy wolle einen Gerichtsdiener holen; dieser aber versammlete vielmehr die von ihm geworbene Besazung des Schloßes; zahlte ihr ihren Sold aus, und ließ sich von ihr eidlich versprechen, ihm zu folgen; sie möchte nur so lange warten, bis ihm der König, wie er vorgab, seine Verhaltungsbefehle ertheilt hätte. Hierauf gieng er, mit den Schlüßeln des Schloßes in der Hand, zum Könige, und redete ihn also an: „Hier, „o König! sind die Schlüßel des Schloßes, welche „mir Nicolaus unter der Bedingung anvertrauet „hat, daß ich solche, wenn er in Leibes und Lebens„gefahr käme, oder plözlich aus der Welt gienge, Dir „treulich überliefern sollte. Da er nun ein Gefange„ner ist, und ich es vor unerlaubt halte, an ihn, als „meinen Herrn, Hand anzulegen: so nimm hier die „Schlüßel hin, und lebe wohl!“ Nach diesen Worten zog Cseneházy mit der ganzen Besazung, unter den Augen des Königs, zum Schloße hinaus. Zwar lobte dieser seine Treue, und brachte es durch vieles Zureden dahin, daß er blieb; aber er scheint doch nicht den ganzen Werth seiner edlen Handlungsart empfunden zu haben. Denn er würde sonst zum Mitleiden gegen den Bánffy gerührt worden seyn, der nur aus Liebe zu seiner Gemahlinn gefehlt hatte. An Statt deßen ließ ihn der König, als er abreiste, mit einer Kette an ein Stück Geschüz, das er mitnahm, gefeßelt nachfolgen. Cseneházy, der ihn auch begleiten mußte, nahm sich die Freyheit, ihm vorzustellen, daß es von Alters her üblich gewesen sey, Verbrecher nicht zu Fuß zu ihrer Strafe fortzuschleppen; sondern auf einem Wagen führen zu laßen; ein so würdiger, um ihn wohl

ver-

verdienter Mann, den man keiner Mißethat überwiesen hätte, verdiene wenigstens eben dieses. Dadurch bewürkte er auch so viel, daß Matthias den Gefangenen auf einen Wagen sezen ließ; allein er mußte dennoch ihm überall hin mit Ketten beladen folgen. Die Treue des Cseneházy gegen seinen Herrn ließ es dabey nicht bewenden. Er eilte, da ihm der König erlaubte, sein Gefolge zu verlaßen, zu der Gemahlinn deßelben; brachte ihr nicht allein die angenehmsten Nachrichten von deßen Zustande; sondern sogar in seinem Nahmen geschriebene Briefe, welche eben dieses von Zeit zu Zeit versicherten, bis er seine Freyheit wieder erlangte. Dieses geschah erst nach zwey Jahren; Bánffy kam zu seiner Gemahlinn; sie erstaunte aber darüber, ihn mit einem langen Barte zu sehen. Ihn befremdete es nicht weniger, daß sie von dem Unglücke, welches er ihrentwegen erduldet hatte, gar nichts wußte; endlich erkannten beide, wie viel sie dem Cseneházy schuldig wären, und nahmen ihn unter ihre vertrautesten Freunde auf. Allein Bánffy hatte durch die Rache des Königs zwey seiner Schlößer verloren, die auch seinen Nachkommen nicht zurückgegeben wurden. Matthias, der bey dieser Begebenheit so hart und unedel verfuhr, bloß weil Unterthanen gegen seine entdeckte Schwäche auf ihrer Hut waren, ward durch die drey verbundenen Freunde sehr verdunkelt.

Vielleicht waren die ihm nicht fremden großmüthigen Gesinnungen durch die Denkungsart, an welche er sich bisher in dem Kriege mit seinem Schwiegervater gewöhnt hatte, etwas verdrängt worden. Dieser Feldzug, durch welchen der Kaiser von dem Böhmischen Einfall befreyet worden war, machte ihm denselben desto mehr zum Freunde. Niemand konnte bereitwilliger seyn, den Willen des Papstes zu vollziehen,

als

als Friedrich; er hatte auch mit Verdruß das übermäßige Ansehen Podiebrads bey den deutschen Reichsständen empfunden. Daher versprach er dem Könige von Ungarn, ihn, sobald er Böhmen erobert haben würde, mit diesem Reiche zu belehnen; und zugleich wies er ihm einige Abgaben in Oesterreich an, damit er den Krieg nachdrücklich fortsezen könnte. Matthias aber bedachte sich nun nicht länger, den Kaiser, wie es die Ungrischen Stände schon ehemals gethan hatten, zu seinem Thronfolger zu ernennen, im Fall daß er ohne männliche Erben sterben sollte.

Um ihrem gemeinschaftlichen Feinde alle vermuthliche Hülfe zu entziehen, ließ Matthias nach dem Wunsche des Kaisers, dem Könige von Pohlen Casimir, nicht nur ein Bündniß, sondern auch Vermählungen antragen, die zwischen den ältesten Prinzeßinnen deßelben, ihm selbst, und dem Erzherzoge Maximilian, Sohne des Kaisers, geschloßen werden sollten. Er ließ ihm zugleich die Hoffnung zeigen, dereinst auf Ungarn und Böhmen ein Recht behaupten zu können, wenn seine vorgeschlagenen Schwiegersöhne ohne Kinder aus der Welt giengen. Allein Casimir wollte von dem Vermählungsantrage gar nichts hören. Er glaubte, daß ihm ohnedieß das nächste erbliche Recht an die beiden gedachten Reiche zukomme. Ein Bündniß wollte er eben so wenig eingehen; vielmehr beschwerte er sich darüber, daß Matthias den Fürsten der Moldau, einen Pohlnischen Lehnsmann, völlig als den seinigen behandelt habe, und forderte Genugthuung wegen der Verheerungen, welche die Ungarn in den Zipser Städten, die Pohlen als ein Pfand besaß, angerichtet hätten. Matthias beantwortete beide Vorwürfe in einem Schreiben an die Pohlnischen Großen, welche auch daran Theil genommen hatten. Die Mol-

dauischen Fürsten, sagte er darinne, wären jederzeit den Ungrischen Königen unterwürfig gewesen; wie man aus den Handlungen der Oberherrschaft sehen könne, welche diese in jenem Lande vorgenommen hätten. Auch der Woiwode Stephan habe dieses erkannt; aber durch seine übermüthige Aufführung es verdient, von ihm gezüchtigt zu werden. Was die Befehdungen anlangte, über welche sich die Pohlen beklagten, so könne er eben diese Sprache in Ansehung seiner Unterthanen führen; er sey übrigens geneigt, die beiderseitigen Beschwerden durch gütliche Unterhandlungen aufheben zu laßen.

Indem dieser Versuch, einen neuen Bundsgenoßen zu bekommen, mißlang, erfuhr Matthias, wie unzuverläßig derjenige sey, den er bereits hatte: ein Schicksal, das unter verbundenen Fürsten, deren Absichten verschieden waren, immer sehr gemein gewesen ist. Der Kaiser reiste gegen das Ende des Jahrs 1468. Kraft eines ehemaligen Gelübdes, in der Gestalt eines Wallfahrers oder Pilgrims, nach Rom. Hier suchte er nicht allein den Papst zu bereden, daß er zur Zerstörung der Böhmischen Ketzerey mit ihm nach Deutschland kommen möchte; sondern er verlangte auch von ihm Bullen oder päpstliche Urkunden, durch welche seinem Prinzen Maximilian die Ungrische und Böhmische Krone versichert würde. Beides schlug ihm der Papst ab; Matthias aber, der von diesem Begehren Nachricht erhielt, und dem ohnedies die von dem Kaiser versprochenen Hülfsgelder nicht ausgezahlt wurden, wußte sich bald an ihm zu rächen; ob er gleich selbst den Bund mit seinem Schwiegervater noch weniger beobachtet hatte. Während der Abwesenheit des Kaisers hatten einige vom Oesterreichischen und Steyermärkischen Adel sich gegen ihn empört; und Mat-

thias unterstützte sie. Doch er und Friedrich wurden in kurzem wieder Freunde, weil sie einerley Feind hatten, oder haben wollten; darauf nöthigte der König selbst die unruhigen Edelleute zum Gehorsam.

Mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit zog Matthias schon im Februar des Jahrs 1469. wieder nach Mähren, wo er die Festung Spielberg, die sich gegen sieben Monathe vertheidigt hatte, zur Uebergabe zwang. Sodann wandte er sich nach Olmütz: denn dahin hatte er die Katholischen Stände von Böhmen und Mähren bestellt. Sie verlangten von ihm, daß er den königlichen Titel von Böhmen annehmen möchte, um seinem Kriege ein desto gerechteres Ansehen zu geben. Allein er trug Bedenken darein zu willigen, weil ihn dieses bey den benachbarten Fürsten verhaßt machen konnte. Er empfand auch wieder Neigung zum Frieden; zumal da er nicht hoffen durfte, daß man ihm aus dem gemeinen Schatze des Landes die Kriegskosten verschaffen dürfte. Schon im vorigen Jahre hatten er und sein Schwiegervater sich bey der Belagerung von Spielberg einander genähert. Zwar schlug Matthias den Zweykampf aus, den ihm Podiebrad damals anbot; er sey, sagte er, kein Bauer, sondern ein Fürst, für den es sich gezieme, auf freyem Felde zu fechten. Allein dafür besprachen sie sich häuffig, und speisten miteinander. Bey Tische hatte jeder von ihnen eine Art von Hofnarren um sich, der ihn durch Scherzreden belustigte. Auf einmal fiel es dem gegenwärtigen Statthalter von Böhmen, der eifrig Katholisch, und dem Könige von Ungarn sehr ergeben war, ein, den Vorschlag zu thun, man möchte diese Poßenreißer sich mit einander balgen laßen; welcher von ihnen beiden die Oberhand behalten würde, deßen Glauben (denn der Böhmische war natürlicher

Weise ein Hußit,) sollte der Vorzug zuerkannt werden. Die beiden Fürsten gaben ihre Einwilligung dazu; obgleich der päpstliche Gesandte, der auch zugegen war, es gar nicht gern sah. Da der Ungar weit kleiner war, als der Böhme: so schien sich der Sieg auf die Seite des leztern zu neigen, bis jener seinen Gegner hoch in die Luft hob, um ihn zu Boden zu werfen. Ein Böhme trat dazwischen, um solches zu verhindern; diesem gab der Statthalter eine Ohrfeige: und sogleich griff man auf beiden Seiten zu den Waffen. Die Könige stillten endlich das Getümmel, und Podiebrad vergab dem Statthalter seine unbesonnene Handlung, aus Achtung für seinen Schwiegersohn; ohne, wie er hinzufügte, sie jemals vergeßen zu wollen. Die Zusammenkunft überhaupt war vergeblich; jezt aber wurde sie mit mehrerm Glücke erneuert. Podiebrad, der, sobald Matthias in Mähren einrückte, an die Böhmische Gränze gekommen war, wurde von demselben zu einer Unterredung nach Olmütz eingeladen. Er wählte dafür Sternberg, einen Flecken in der Nachbarschaft, mit der Bedingung, daß daselbst Friedenshandlungen angestellt werden sollten. Dort besprachen sich auch beide Könige insgeheim, und schloßen auf ein Jahr lang Friede mit einander. Was sie damals ausgemacht haben, ist nicht völlig bekannt. Denn daß Matthias, wie ein neuerer Schriftsteller berichtet, gegen die zugesicherte Thronfolge in Böhmen, den Schuz der dortigen Hußiten übernommen haben sollte, kann deswegen gar nicht wahrscheinlich heißen, weil Podiebrad allein über diese Thronfolge nichts zu bestimmen im Stande war; die Gesinnungen des Matthias aber gegen die Hußiten sich schwerlich so geschwind verändert hatten.

Wenigstens diente es zum Zeichen einer völligen Aussöhnung, daß Matthias die beiden königlichen

Prinzen

Prinzen von Böhmen mit sich nach Olmütz nahm. Beym Anblicke derselben, rieth ihm der päpstliche Gesandte, den Krieg dadurch auf einmal zu endigen, indem er sie gefangen zurückbehielte; ihr Vater würde gewiß in alles willigen, um ihnen nur die Freyheit wieder zu verschaffen, da besonders auf dem ältern Victorinus seine ganze Hoffnung beruhte; und der König dürfe auch desto weniger Bedenken tragen, dieses zu thun, weil die Prinzen ihn begleitet hätten, ohne sich vorher ein schriftliches Versprechen der freyen Rückkehr geben zu laßen. Auf diesen schändlichen Antrag ertheilte Matthias folgende Antwort: „Die Söhne des Königs Georg sind mit mir in diese Stadt gekommen, weil sie sich auf mein Wort verließen; denn ich habe auf dem ganzen Wege freundlich mit ihnen über allerhand Dinge geredet. Sie sollen also auch niemals von mir gefangen gehalten; sondern mit allen Ehren entlaßen werden. Denn bey mir ist es einerley, ob ich jemanden durch Gesicht, durch ein Zeichen, oder auf eine andere Art, Hoffnung zur Freundschaft und Sicherheit mache. Wer seinen Feind nur nach einer schriftlich ausgestellten Versicherung, unbeschädigt entläßt, der fürchtet sich nicht vor seiner Versicherung; sondern vor der Beschämung, weil man ihn, wenn er seine Zusage verlezte, sogleich der Verrätherey beschuldigen würde. Wer aber mit aufrichtigem Herzen die Treue beobachtet, es mag nun Schrift, oder Wort, oder ein bloßer Wink dazwischen gekommen seyn, der beträgt sich immer auf einerley Art. Hüte dich, künftig in meinem Reiche solche Ueberredungen zu gebrauchen! denn Beispiele dieser Art habe ich stets verabscheuet.“

Jedermann wird diese Gesinnungen mit Vergnügen aus dem Munde des Königs hören. Allein, wie

man Fürsten so oft zur Unzeit, sogar wegen Handlungen gelobt hat, die Tadel verdienten: so erzählt man auch aus fast gleicher Zeit ein anderes Muster der Großmuth von ihm, das nichts weniger, als diesen Nahmen, führen kann. Ein Ungenannter, den aber Galeotti, sein Zeitgenoße, sehr wohl kannte, erbot sich gegen ihn, den König von Böhmen mit dem Schwerdte umzubringen, wenn ihm Matthias fünftausend Dukaten dafür zahlen wollte. Dieser nahm es sogleich an; er versprach sogar schriftlich dem Meuchelmörder noch mehr, wenn er diesen Streich ausführen würde. Nachdem der Elende eine Zeitlang auf eine Gelegenheit dazu vergebens gelauert hatte, weil Podiebrad mit einer so treuen Leibwache umgeben war, daß es die äußerste Lebensgefahr kostete, ihn anzugreifen: so entschloß er sich, mit Gift einen Versuch gegen denselben zu machen. Er meldete dieses dem Könige Matthias; der es ihm aber schlechterdings verbot. „Wir fechten hier, sagte er, mit Schwerdtern, nicht mit Gifte. Ich müßte die Geschichte vom Fabricius ohne Nutzen gelesen haben, der an den König Pyrrhus, einen sehr heftigen Feind der Römer, schrieb, er möchte sich vor dem Gifte seiner Vertrauten hüten; denn einer von diesen hatte sich angeboten, ihn auf diese Weise umzubringen: und Fabricius sezte hinzu, die Römer pflegten mit Waffen, nicht mit Gifte zu fechten. Wozu läsen wir also Bücher, als daß wir durch vortreffliche Beispiele belehrt, die Tugend nachahmen und das Laster fliehen sollen?“ Darauf warnete Matthias den Böhmischen König, ja nichts zu eßen oder zu trinken, als was seine Getreuen gekostet hätten, weil er sonst Gefahr liefe, vergiftet zu werden. — Das nennt Galeotti, und andere nennen es nach ihm, eine sehr rühmliche That; und sie war es doch nur, wenn keine andern meuchelmörderischen

schen Absichten des Königs auf seinen Feind vorhergiengen. Man sollte wohl aus seinem Betragen schliessen, daß es einen gar mächtigen Unterschied zwischen solchen Nachstellungen gegen das Leben eines Feindes gebe, die mit dem Schwerdte in der Hand angestellt werden, und zwischen andern, die durch Gift würksam werden. Vermuthlich fühlte der Krieger, der nur offen und bewaffnet zu schaden gewohnt war, erst bey dem zweyten Antrage der Vergiftung, das Niederträchtige von beiden.

Selbst in Ansehung des Friedens aber, den er eben mit dem Könige Podiebrad geschloßen hatte, erhielt er sich nicht lange bey den schönen Grundsäzen von unverbrüchlicher Treue, die er dem Gesandten des Papstes empfol. Hier kömmt ihm freylich einige Entschuldigung zu statten. Er hatte jenen Frieden kaum in seinem Reiche bekannt gemacht, als sich die sämmtlichen Ungrischen Stände, und vor allen andern der päpstliche Gesandte, dawider erklärten. Sie behaupteten, was er allerdings voraussehen konnte, und was aus seiner eigenen Denkungsart floß, daß er ohne Genehmigung des Papstes keinen Frieden mit einem Ketzer habe eingehen können; daß derselbe also gleich wieder aufgehoben werden müße, wenn er anders vor einen Katholischen gehalten seyn wollte. Erfolgte dieses nicht: so drohte ihm der erstgedachte Gesandte, daß er, wenn gleich ungern, sich des Kirchenbannes wider ihn bedienen müße. Man stellte dem Könige noch außerdem vor, daß der Kaiser, ohne deßen Vorwißen dieser Friede getroffen worden, und den Podiebrad durch seinen neulichen Einfall in Oesterreich so sehr erbittert habe, sich desto mehr dadurch beleidigt halten werde; daß er, als Bundsgenoße deßelben, verpflichtet sey, den Krieg mit dem Bundbrüchigen

Podiebrad fortzuführen, zumal da derselbe bey den zu erwartenden Hülfsvölkern des Papstes, des Kaisers und der deutschen Fürsten, immer glücklicher laufen würde; auch würden die Böhmen und Mähren sich gänzlich zu ihm schlagen, wenn er, wie sie schon ehemals gebeten hätten, sich zum Könige von Böhmen weihen ließe.

Durch alle diese Gründe fortgerißen, hob Matthias den kaum gestifteten Frieden wieder auf, und wurde am dritten May des Jahrs 1469. von den zu Olmütz versammleten Ständen zum Könige von Böhmen gewählt. Daselbst leistete er ihnen auch das eidliche Versprechen, sie bey ihren Rechten und Freyheiten zu schützen. Kurz darauf, (so erzählen es mehrere Geschichtschreiber von jenen Zeiten an,) wurde er zu Brünn gekrönt: und da man die gewöhnliche Böhmische Königskrone nicht hatte, so nahm man einer sehr verehrten Bildsäule der Jungfrau Maria in einer dortigen Kirche, Krone und Scepter zu diesem Gebrauche ab. Allein man hat neuerlich gegen diese Nachricht so erhebliche Zweifel aufgeworfen, daß man nur von der Wahl, nicht aber von der Krönung, mit Gewißheit reden kann. Sodann gieng Matthias nach Schlesien, wo ihn zwölf Fürsten des Landes (denn nur acht blieben dem Könige Georg getreu,) empfiengen. Er nahm die Huldigung in der Hauptstadt Breslau ein, nachdem er an einem von seinem Hofsterndeuter bezeichneten glücklichen Tage, seinen Einzug daselbst gehalten hatte. Hierinne folgten endlich auch die Schlesischen Fürsten und Städte, ingleichen die dem Königreiche Böhmen einverleibte Lausiz nach. Ueberall waren die Gesandten des Papstes und Kaisers zugegen, in deren Nahmen sie gleichsam alles genehm hielten. Als aber der Kaiser dem Könige tausend

Reiter

Reiter zur Hülfe schickte, und Matthias dafür, weil es schlechte Soldaten waren, Geld begehrte, das der Kaiser entweder gar nicht, oder nur sehr sparsam, hergab: so wurde dadurch das gute Vernehmen zwischen beiden Fürsten so sehr gestört, daß es seitdem niemals völlig wieder hergestellt werden konnte.

Auch der Besiz des Böhmischen Reichs, den Matthias erlangt zu haben glaubte, war noch nichts weniger als sicher. Podiebrad, der zu oft und zu geflißentlich von ihm beleidigt worden war, als daß er ihn weiter hätte schonen sollen, hielt im Jahr 1469. mit den ihm ergebenen Ständen zu Prag einen Reichstag, und brachte es dahin, daß sie den Prinzen Wladislav, ältesten Sohn des Königs von Pohlen, zum Böhmischen Thronfolger wählten. Da sich eben Pohlnische Gesandte, welche nach Rom reisen sollten, zu Prag eingefunden hatten: so wurden die Bedingungen dieser Wahl mit ihnen verabredet. Sie konnten zwar nachmals die Bestätigung derselben von dem Papste nicht erlangen; allein die Böhmischen Abgeordneten von der Parthey des Matthias, waren darinne nicht glücklicher. Der Papst, der die Böhmische Krone beiden Königen angeboten hatte, war jezt desto unschlüßiger, für welchen er sich erklären sollte; er versprach also nur, die Wahl durch seine Abgeordnete untersuchen zu laßen. In der Folge that er auch dieses nicht; sondern bemühte sich Casimirn zu überreden, daß er sein Recht auf eine gute Art seinem Mitbewerber abträte.

Einen entscheidendern Ausschlag für den König Matthias schien der Krieg zu geben. Podiebrad hatte seinen Prinzen Victorin eiligst in Mähren einrücken laßen, wo er während daß der König sich in Schlesien befand, nicht geringe Verwüstungen anrich-

tete. Matthias zog geschwind wider ihn, schloß ihn in dem Flecken Weßale ein, und bekam ihn, da er zu entwischen suchte, gefangen. Man rühmte den König, daß er nicht nur dem Prinzen das Leben geschenkt, und ihn, die zwey Jahre seiner Gefangenschaft hindurch, nach seinem Stande behandelt; sondern ihn auch ermahnt habe, mit Verlaßung der Ketzerey, zur wahren Kirche überzugehen. Aber in diesem allem sieht man nichts als entweder gemeine Billigkeit, oder eingebildeten Religionseifer. Uebrigens hatte doch das Schicksal des Prinzen Victorin nicht völlig die Folgen, die man davon hätte erwarten sollen. Denn ob es gleich einige Bestürzung unter die Böhmen verbreitete, und Matthias, weil der Krieg dadurch etwas unterbrochen ward, desto ruhiger ein Bündniß mit den Schlesischen Fürsten schließen konnte, in welchem ausgemacht wurde, daß Oberschlesien ihm und den folgenden katholischen Königen von Böhmen unterworfen seyn sollte; so verlor er doch die Meinung von seiner Ueberlegenheit gar bald wieder. Podiebrads zweyter Prinz Heinrich drang schnell aus der Lausiz und Schlesien in Mähren ein, und eroberte Hradisch. Matthias wollte diese an Ungarn gränzende Stadt, durch welche er die Zufuhr aller Bedürfniße des Kriegs erhielt, eben so plözlich wieder erobern. Da es aber Heinrich erfuhr, fiel er das Ungrische Belagerungsheer, nach gemachtem Umwege, auf einmal an, und nöthigte den König, sich weit zurückzuziehen. Dieser rächte sich zwar gleich darauf für den erlittenen Verlust durch einen Sieg, den er über den Prinzen erfocht; konnte aber wegen des einbrechenden Winters nicht allen Vortheil daraus ziehen; noch den Prinzen hindern, in Schlesien die Oberhand zu behaupten.

Vergebens würde er auch damals die größten Kriegsthaten gegen seine Böhmischen Feinde verrichtet haben;

Digitized by Google

haben; die Bewunderung müßte dem Bedauern und Mißvergnügen Platz machen, sobald man weiß, daß er zu gleicher Zeit seine und seines Bundsgenoßen Länder den grausamsten Verwüstungen weit älterer und furchtbarerer Feinde Preiß gegeben hat. Der türkische Sultan nüzte die weite Entfernung des Königs, um durch einen seiner Befehlshaber einen Einfall in Croatien unternehmen zu laßen. Ueberall wo er zog, blieben die abscheulichsten Spuren von Feuer und Schwerdt zurück: und Zagrab selbst, die Hauptstadt dieses Königreichs, würde von ihm überwältigt worden seyn, wenn nicht die dortigen Domherren ihre Händel mit der Stadtobrigkeit sogleich aufgehoben, und gemeinschaftliche Anstalten zur Vertheidigung mit ihnen gemacht hätten. Eben so überschwemmten darauf die Türken Steyermark und andere österreichische Länder bis an die Italiänischen Gränzen hin; endlich kehrten sie mit Beute beladen, und viele tausend Christen in die Leibeigenschaft fortschleppend, zurück. Weder der Kaiser noch die Ungarn hatten auch nur eine mäßige Anzahl Kriegsvölker in Bereitschaft; sonst würde es ihnen leicht gefallen seyn, dem Feinde, der bey einem angeschwollenen kleinen Fluße acht Tage lang verweilen mußte, Raub und Gefangene abzujagen. Alles was Matthias thun konnte, war, daß er in sein Reich zurück eilte; und dennoch wurde er noch eine Zeitlang, wie man eben gesehen hat, durch den Prinzen Heinrich in Mähren aufgehalten.

Als er in Ungarn angelangt war, rief er die Reichsstände im Jahr 1470. nach Buda zusammen, und begehrte von ihnen zur Führung des Böhmischen Kriegs, aber auch vorzüglich zur Beschüzung des Reichs gegen die Türken, eine außerordentliche Steuer. Sie wurde ihm, nach der gewöhnlichen Anlage, auf jeden Thorweg,

weg, bewilligt; er versprach aber wiederum schriftlich, daß dieses nicht zur Gewohnheit werden sollte. Die Urkunde, in welcher er dieses und andere alte Rechte der Nation versicherte, unterschrieb zwar der Erzbischof von Colocza, nebst drey andern Bischöfen und mehrern weltlichen Großen, zur gewißern Bestätigung, daß der König keine Steuer jemals wider den Willen der Nation auflegen wolle. Allein daß dabey der Nahme des ersten Prälaten von Ungarn, des Erzbischofs von Gran, der übrigen Bischöfe, und anderer der vornehmsten Stände fehlte, konnte schon als ein Merkmal der Unzufriedenheit dieser Herren mit den Maaßregeln des Königs, angesehen werden. Würklich ließ der kostbare Böhmische Krieg weniger Vortheile für das Reich, als für den König hoffen; er erleichterte vielmehr den Türken das Eindringen in Ungarn; außerdem mißfielen auch einer für ihre Freyheit so sehr besorgten Nation, manche zu harte Bestrafungen oder sonst zu eigenmächtige Handlungen des Königs.

Vermuthlich konnte auch der Kaiser bereits auf diesen unter der Hand sich regenden Unmuth nicht weniger Ungrischen Großen Rechnung machen, indem er sich um diese Zeit von der Verbindung mit dem Könige Matthias auf die Seite seines Mitbewerbers lenkte. Es verdroß ihn, daß Matthias, ohne die geringste Verabredung mit ihm, sich zum Könige von Böhmen hatte krönen laßen, und vielleicht war er überhaupt über das Glück deßelben eifersüchtig geworden. Dazu kam ihr beiderseitiger Zwist über die von dem Kaiser gestellten Hülfsvölker. Man begreift auch leicht, daß ein Fürst, der an Geiste und äußerlichen Kräften so schwach war, wie Friedrich, bald durch diesen, bald durch einen andern Schritt seines ihm auf allen Seiten über-

überlegenen Bundsgenoßen auf den Argwohn gebracht werden mußte, daß er von demselben hintangesezt und verachtet würde. Er beschwerte sich also bey dem Könige Casimir von Pohlen, daß Matthias, den er immer freundschaftlich behandelt, und dem Papste empfolen habe, durch den glücklichen Fortgang seines Böhmischen Kriegs stolz geworden, sich undankbar gegen ihn betragen, und während seiner Abwesenheit seine aufrührischen Unterthanen in Schuz genommen habe, damit er, wenn der Kaiser mit diesen Unruhen beschäftigt wäre, sein Gebiet desto bequemer, zum Schaden seiner Nachbarn, aber seiner unbegränzten Herrschbegierde gemäß, erweitern könnte. Zufolge deßen erklärte sich Friedrich gegen Casimirn, daß er gänzlich aufhöre, ein Freund des Ungrischen Königs zu seyn, und sich desto genauer mit ihm zu vereinigen wünsche. Es kam auch gleich darauf ein Bündniß zwischen ihnen zu Stande, das nicht allein auf ihre wechselseitige Vertheidigung, sondern auch auf die einander zu versichernde Thronfolge in den Ländern des andern Theils, auch in Ungarn und Böhmen, gerichtet war.

Nichts von allem diesem wußte Matthias, als er im Jahr 1470. den Kaiser zu Wien besuchte, um allem Ansehen nach sich mit ihm über den Böhmischen Krieg zu unterreden. Er wurde zwar sehr wohl daselbst aufgenommen, erhielt auch dort die ihm von den Florentinern aus Verehrung seiner kriegerischen Gaben geschenkten Löwen, von welchen er in seinem Danksagungsschreiben sagte, daß sie allerdings, wie diese seine Freunde bemerkt hätten, den Königen, und also auch ihm, ähnlich wären. Allein er merkte nach und nach die Veränderung in Friedrichs Gesinnungen, und verließ daher die Stadt, ohne Abschied von ihm zu nehmen.

nehmen. Er mußte sich ohnedieß dem Prinzen Heinrich in Schlesien, und seinem Vater Podiebrad in Mähren entgegenstellen, welche beide glücklich genug dem Fortgange seiner Waffen Einhalt thaten. Matthias lagerte sich bey Hunbroda oder Hunnisch Brodt in Mähren dergestalt, daß er sich auch leicht nach Schlesien wenden konnte. Seine Stellung sezte ihn vor einem Angriffe ziemlich sicher; Podiebrad hingegen, der einige Meilen weiter bey Kremsir stand, war mit Lebensmitteln nicht hinlänglich versorgt, und hatte in Böhmen selbst mächtige Feinde hinter sich zurückgelaßen.

Diese Umstände bewogen ihn, wie es scheint, durch Gesandte, die er an den König Matthias schickte, einen neuen Friedensversuch zu machen. Da aber diese den Geleitsbrief, den ihnen Matthias auf ihr Begehren ausgefertigt hatte, unzureichend befanden: thaten sie wiederholte Vorschläge zum Frieden, und schrieben ihm endlich im Nahmen ihres Königs folgendes. Obgleich Matthias einen höchst ungerechten Krieg gegen ihn unternommen, und denselben sehr barbarisch geführt habe; so wolle er doch zur Endigung deßelben den Antrag machen, daß dieser Fürst alles der Böhmischen Krone entrißene zurück gebe: und was den Schaden betreffe, den sie einander zugefügt hätten, so möchten die deutschen Kurfürsten den Ausspruch thun, welcher von ihnen denselben, oder wie viel er vergüten müße? Sollte aber Matthias keine Neigung zum Frieden haben, so erbiete sich Podiebrad, aus Mitleiden über das abscheuliche Unglück, das viele Unschuldige in diesem Kriege litten, sein Leben zu wagen, und sich mit dem Ungrischen Könige, im Angesichte beider Heere, mit völlig gleichen Waffen, in einen Zweykampf einzulaßen. Weil er aber fett sey,

so

so sollte, damit keiner dem andern entfliehen könnte, ein anständiger enger Ort dazu bestimmt werden. Würde Gott es zugeben, daß er überwunden würde, so möchte Matthias mit ihm machen, was er wollte; so wie ihm solches im gegenseitigen Falle auch erlaubt seyn müßte: und dadurch werde alles Blutvergießen ein Ende nehmen. Gesezt endlich, daß Matthias keine von diesen Bedingungen annehmen wollte, so sey Podiebrad bereit, ihm eine Schlacht zu liefern, und ihn zu diesem Ende an einem schicklichen Orte vier Tage lang zu erwarten; auch sollte alsdann ein jeder versprechen, sein Heer nicht zu verlaßen, der Ausgang möchte seyn, wie er wollte.

Ueber diese Anträge berathschlagte sich Matthias mit den vornehmsten seiner Stände, und beschloß, denselben auf alle Art auszuweichen. Schon die Lage, in der sich Podiebrad befand, konnte ihn bewegen, es auf den bisherigen Gang des Kriegs ankommen zu laßen. Aber er hielt es auch vor bedenklich, die Kurfürsten als Schiedsrichter anzuerkennen, die nicht nur ein günstiges Urtheil für den Kaiser erwarten ließen; sondern sich ehemals gar wider denselben für den König von Böhmen erklärt hatten. Er antwortete also den Böhmischen Gesandten, daß er zu einem Zweykampfe bereit sey, wenn derselbe, wie es Fürsten geziemte, auf freyem Felde, und nach Ungrischer Art zu Pferde, angestellt würde. Doch könne er sich die Bedingung nicht gefallen laßen, daß von dem Ausgange deßelben auch das Schicksal ihrer Reiche abhängen sollte: denn sie wären beide Könige, die nicht in ihrem, sondern im Nahmen der ihrigen, Krieg führten. Es werde auch keine von Podiebrads Absichten erfüllt werden, wenn sie gleich beide mit einander besonders fechten sollten, weil die Ursache des Kriegs, die lediglich in seiner

Ketzerey,

Ketzerey, nicht in Länderbegierde, zu suchen sey, nicht wegfallen werde, es möchte siegen, welcher wolle. Mithin ermahnte ihn Matthias, sich mit der Kirche wieder auszusöhnen; alsdann wollte er gleich sich aus Mähren zurückziehen, und das alte Bündniß erneuern. Was die angebotene Schlacht betreffe, so werde er thun, was Zeit und Ort ihm anrathen würden; er sey nicht in das Böhmische Reich eingedrungen; sondern, weil es keinen König habe, dem fliehenden Feinde, zur Vertheidigung der guten Christen daselbst, nachgefolgt.

Durch diese Ausflüchte und Kunstgriffe gereizt, schrieb Podiebrad in heftigen Ausdrücken an die Ungrischen Reichsstände; widerlegte nicht allein die Vorwürfe ihres Königs, sondern gab ihm auch selbst Schuld, daß er vor ihm geflohen sey, und schlug sein Lager näher bey ihm auf, damit er ihn zum Treffen nöthigen möchte. Doch da Matthias in dem seinigen unbeweglich stehen blieb, folgte er dem Rathe seines vornehmsten Vertrauten, daß er die Parthey deßelben unter den Böhmischen Herren durch Glimpf und Vergebung an sich ziehen möchte, und gieng deswegen wieder nach Böhmen. Matthias rückte eben dahin fort, in der Hoffnung, von den ihm ergebenen Böhmen unterstüzt zu werden. Allein um eben diese Zeit erfuhr er, daß der Kaiser und der König von Pohlen im Begriff wären, sich wider ihn zu vereinigen, wie sie denn auch noch im Jahr 1470. ein Vertheidigungsbündniß gegen ihn schloßen; ingleichen, daß der Erzbischof von Gran und der Bischof von Fünfkirchen noch andern Ungrischen Großen ein Mißvergnügen über seine Regierung einzuflößen suchten. Mehr brauchte es nicht, um ihn aufs neue zum Frieden geneigt zu machen. Beide Könige waren schon darüber einig

gewor-

geworden, daß der eine den Prinzen Victorin in Freyheit sezen, und alle Eroberungen in Mähren und Schlesien zurückgeben; der andere aber seinen Verbindungen mit dem Pohlnischen Könige entsagen, dagegen nach seinem Tode das Böhmische Reich seinem Schwiegersohne zuwenden sollte. Gleichwohl blieb auch dieser Friede bloß bey seinem Entwurfe.

Matthias fand vielleicht die Verfaßung Podiebrads weit bedenklicher als die seinige, und glaubte nicht um einiger Versprechungen Willen, gegenwärtige Vortheile aus den Händen laßen zu müßen. Zwar fielen die Türken abermals in Croatien ein, und verwüsteten es, nebst andern benachbarten, auch Oesterreichischen Erbländern; sie erbaueten noch überdieß eine Festung am Saufluß, in der sie ihre weit und breit herum geraubte Beute verwahren konnten. Unterdeßen verwehrte ihnen doch der König den Einbruch in Ungarn, indem er längs dem gedachten Flusse hin, eine zulängliche Anzahl Kriegsvölker stellte; wenn gleich dadurch seinen Unterthanen der Grund zur Klage nicht entzogen wurde, daß er einen auswärtigen entbehrlichen Krieg ihrer Beschüzung vorziehe. Auf der andern Seite bemühte sich der Papst durch das außerordentliche, damals so sehr geschäzte Geschenk eines geweihten Schwerdtes und Hutes, (oder eigentlich einer Sturmhaube,) ihm neuen standhaften Muth einzuprägen. Er möchte, schrieb der Papst an ihn, im Anfange des Jahrs 1471. dieses Apostolische Geschenk, das mit himmlischem Seegen begabt sey, mit gebührender Ehrerbietung aufnehmen, und die Kriege des Herrn desto eifriger führen, je gewißer er dabey den göttlichen Beistand sehe. Der Papst schickte ihm zugleich achtzehntausend Dukaten zu den Kriegskosten: eine unbeträchtliche Summe, die er mit dem schlechten

Zustande seines Schazes entschuldigte; wofür er aber dem Könige Hoffnung machte, daß mehrere Italiänische Nationen und die Deutschen Fürsten ihm gar bald noch kräftigere Hülfe leisten würden. Matthias empfieng selbst das unbedeutende Geschenk mit der demüthigsten Danksagung; er sagte sogar darüber in seinem Antwortschreiben, daß Gott durch Christum seine Niedrigkeit angesehen habe. Uebrigens versprach er, in der Fortpflanzung des Glaubens, und Bekriegung der Ungläubigen desto unermüdeter zu seyn; auch wurde ihm die geheiligte Waffenrüstung in der Kirche mit vielen Feyerlichkeiten angelegt. Ausdrücklich war sie ihm zwar zum Türkenkriege ertheilt worden; er verstand es aber sehr wohl, daß der Feldzug wider die sogenannten kezerischen Böhmen, für den Papst fast noch wichtiger sey. Indem er über den neuen Anfang deßelben mit dem päpstlichen Gesandten und den Böhmischen Großen von seiner Parthey berathschlagte, ließ ihm der Kaiser, zur fernern Abwendung der Türkengefahr von seinen Ländern, eine Erneuerung ihres Bündnißes antragen. Der König bezeigte sich bloß zu einem Stillstande willig, und entschloß sich vielmehr, noch gegen das Ende des Winters, von Mähren und Schlesien her in Böhmen einzudringen. Denn man hatte ihm versichert, daß er dadurch alle Stimmen der Stände dieses Reichs gewinnen würde, weil Podiebrad vor kurzem, als er ihnen einen seiner Söhne zum Thronfolger vorschlug, beinahe von allen so vielen Widerspruch erfahren habe, daß sie sich zwischen dem Böhmischen Prinzen und dem Könige von Ungarn getheilt hätten.

Allein eben da Matthias sich bereitete, diesen Rath auszuführen, erhielt er die Nachricht, daß Podiebrad am 22. März des Jahrs 1471. gestorben sey.

ſey. Man erzählt, daß er den Todt dieſes vortrefflichen Fürſten beweint habe; er hatte wenigſtens mehr Urſachen dazu, als irgend ein anderer Regent ſeiner Zeiten. Und doch wären es nur Thränen des Kriegers und Eroberers geweſen, der zu ſpät beym Anblicke ſeines todten Feindes gerührt wird, nachdem er das Ende deßelben auf alle Art, wohl gar durch einen ungerechten Angriff, beſchleunigt hatte.

Es ſchien jezt ſchwer zu beurtheilen zu ſeyn, ob Matthias, im Vertrauen auf die Böhmiſchen Großen von ſeinem Anhange, und die durch ſie ehemals an ihm vollzogene Wahl zu ihrem Könige, das Recht, welches er dadurch erworben zu haben vermeinte, mit den Waffen in der Hand behaupten, oder ſich nur bemühen ſollte, bey der bevorſtehenden Wahl beide Partheien durch glimpfliche Mittel zu ſeinem Vortheile zu vereinigen. Das erſtere gefiel ſeiner feurigen Gemüthsart; es war auch die Meinung der meiſten ihm ergebenen Böhmiſchen Herren: und da ſie ihn einmal zum Könige gewählt hatten, ihr Reich ohne Oberhaupt und hinlängliche Vertheidigung, dagegen aber in Partheien getheilt war, ſo hatte er Hoffnung, deſto eher Herr in demſelben zu werden. Auch dauerte der Bewegungsgrund, deßen er ſich gleich anfänglich bedient hatte, daß er die Ketzer in Böhmen bekriegen müße, noch immer fort; und es war kaum zu erwarten, daß ihm die dortigen Hußitiſchen Stände ihre Stimme geben würden. Dennoch rieth ihm Kollowrath, Propſt von Prag, deßen Gutachten in dieſen Angelegenheiten der König ſonſt vorzüglich ehrte, der ſogar bey Podiebrads Leben zuerſt auf den Krieg gedrungen hatte, nunmehr ganz zu friedlichen Unterhandlungen. Er kenne, ſagte er, ſeine Böhmen und beſonders die Stände von der Gegenſeite; ſie ließen ſich

sehr laut vernehmen, daß die gesammte Nation ein freyes Wahlrecht habe, und also weder einige wenige einen König ernennen, noch der Papst ihr einen nach Gefallen aufdringen könne. Deswegen sey es weit dienlicher, daß sie Matthias durch Abgeordnete um die königliche Würde ersuche, als dieselbe sich durch einen ungewißen Krieg erzwinge.

Dieser kluge Rath fand Eingang bey dem Könige. Er schickte Gesandte an die zu Kuttenberg versammleten Böhmischen Stände, und Zdenko von Sternberg, einer der vornehmsten Böhmischen Grossen von seiner Parthey, wußte sowohl bey den öffentlichen Berathschlagungen, als in Gesellschaften, die Siege des Königs über die Türken, nebst seinen übrigen königlichen Eigenschaften, mit guter Würkung auf die Gemüther, zu erzählen. Allein Matthias selbst verdarb seine Sache durch einen übereilten Schritt. Er rückte mit seinem Kriegsheere durch Mähren gegen die Böhmische Gränze zu; das Gerücht vergrößerte noch die Stärke deßelben. Auf die Nachricht davon, geriethen die Stände in den heftigsten Zorn, und befohlen seinen Gesandten, Kuttenberg zu verlaßen. Viele von ihnen betheuerten jetzt in der Versammlung, sie würden sich niemals einem Feinde, der Böhmen so mancherley Uebel zugefügt hätte, und noch immer Gewalt drohte, unterwerfen. Der König zog zwar, nachdem man ihm dieses gemeldet hatte, sein Heer zurück; aber zu spät. Ob ihn gleich die meisten Katholischen Stände zu ihrem Könige wünschten; so war doch der größte Theil der Hußiten auf der Seite des Pohlnischen Prinzen: und nicht wenige von beiden Religionspartheien erklärten sich für den Herzog von Sachsen Albrecht. Zum Schein hatte auch der Kaiser Gesandte nach Böhmen abgehen laßen, welche

die

die Wahl des Matthias empfelen sollten; allein niemand blieb lange im Zweifel über seine wahren Gesinnungen.

Die eifrigsten, aber zugleich unverständigsten Freunde des Königs von Ungarn schadeten ihm bey dieser Gelegenheit am meisten. Es waren zween Bischöfe, als päpstliche Gesandten, zugegen: und diese glaubten, daß es, um ihn auf den Thron zu sezen, genug sey, im Nahmen ihres Herrn Machtsprüche zu thun. Sie ließen in ganz Böhmen eine schriftliche Erklärung verbreiten, daß alle diejenigen Stände, welche ihre Stimme dem Matthias nicht geben würden, mit dem Kirchenbanne belegt werden sollten. Auch bestätigten sie die Wahl, die ein Theil der Böhmen ehemals zu Olmütz an ihm getroffen hatte. Einer dieser Gesandten schrieb zwar an den Papst, sie hätten dieses leztere auf Verlangen des Königs und vieler katholischen Stände gethan, weil ihm ein längeres Zaudern nachtheilig seyn würde; selbst Ketzer genug wären ihm zugethan. Doch gesezt auch, daß dieses Vorgeben richtig war; so verrieth doch das Betragen der Gesandten wenig Klugheit. Es erfolgte, was Sternberg bey einer ungestümen Zunöthigung vorhergesehen hatte: die meisten Reichsstände wählten am 27. May des Jahrs 1471. den Pohlnischen Prinzen Wladislav zu ihrem Könige.

Diesmal schlugen alle Maaßregeln fehl, welche der König Matthias und der Papst selbst für ihn nahm. Matthias wandte sich zwar an den Reichstag, der damals zu Regensburg gehalten wurde, um von dem Kaiser, der sich das Ansehen gab, sein Freund zu seyn, und von den deutschen Reichsständen, über sein Recht an Böhmen, als an ein deutsches Reichslehn, eine günstige Entscheidung zu erlangen. Es

zeigte sich aber nicht bloß, wie wenig er sich von dem Kaiser zu versprechen hätte; sondern es scheinen ihm auch selbst seine Ungrischen Reichsstände dabey hinderlich gewesen zu seyn. Denn einige von ihnen, vornemlich der Erzbischof von Gran, hatten durch Abgeordnete dem Reichstage ein Schreiben übergeben, und darinne vorstellen laßen, daß die Türken sich rüsteten, sowohl in Ungarn, als in die Oesterreichischen Länder einzufallen; und daß ihr Reich diesen hundertjährigen Krieg, ohne fremden Beistand, nicht länger aushalten könne. Schon dieses mußte die Reichsfürsten abgeneigt machen, einem Könige zu einem neuen Reiche behülflich zu seyn, der nicht einmal sein altes und erstes gehörig zu vertheidigen im Stande seyn sollte. Man glaubt aber nicht ohne Grund, daß seine mißvergnügten Stände noch besonders wider ihn zu Regensburg haben arbeiten laßen. Der neue Papst Sixtus der vierte suchte ihm desto aufrichtiger zu dienen. Er hatte bereits im März des Jahrs 1471. den König von Pohlen ermahnt, die ketzerischen Böhmen gegen den König von Ungarn nicht zu vertheidigen: und kurz vorher hatte er alle Böhmische Herren von dem Lehns- und andern Eide loßgesprochen, welchen sie etwan dem Könige Casimir oder seinem ältesten Prinzen geleistet hätten. Zugleich drohte er allen Böhmen, Schlesiern und Mähren mit dem Banne, die nicht den Matthias vor ihren König erkennen würden, weil Wladislav dadurch, daß er ihr Reich nicht vom Podiebrad habe befreyen wollen, der an ihm getroffenen Wahl wieder verlustig geworden sey. Allein dieser Prinz nahm nicht nur die Wahl, welche nun rechtmäßig auf ihn gefallen war, an; sondern rückte auch mit einem Heere in Böhmen ein, wo er im September des gedachten Jahrs gekrönt wurde. Alles was Matthias thun konnte, lief auf die Führung des

Böhmi-

Böhmischen Königstitels, und auf die Behauptung von Schlesien und Mähren hinaus. Wenn ihm gleich durch die päpstlichen Ausschreiben die Gewogenheit der katholischen Geistlichkeit in allen böhmischen Ländern zugewandt worden war; so fanden sich doch die weltlichen Stände in denselben, die seit den Hußitischen Bewegungen freyer über den Papst dachten, dadurch in ihren Rechten desto mehr gekränkt.

Er lief sogar unter diesem Bestreben nach Böhmen, Gefahr, Ungarn selbst zu verlieren. Denn während daß er sich gefaßt machte, mit seinem Heere in Böhmen einzurücken, hatten die beiden Witéz, der Erzbischof von Gran und der Bischof von Fünfkirchen, nebst mehrern andern Ungrischen Großen, dieses Reich dem jüngern Prinzen des Königs von Pohlen, der, wie sein Vater, Casimir hieß, angetragen. Dieser nahm es an, nannte sich in einem Schreiben an den König Matthias, den natürlichen Herrn und Erben des Ungrischen Reichs, ihn hingegen den unrechtmäßigen Besizer deßelben, und drang mit zwanzig tausend Mann bis Erlau ein. Sein älterer Bruder Wladislav meldete dem Könige gleichfals, daß er an der Spitze eines Heeres komme, sein Recht an das Böhmische Reich auszuüben, das ihm schon nach dem Tode seines Mutterbruders Ladislaus gebührt hatte; auch wolle er den König dafür strafen, daß er christliche Länder durch die Türken verwüsten, und das Christenthum unterdrücken laße.

Warum das Mißvergnügen der Ungrischen Stände über ihren König, und darunter selbst der alten vornehmsten Freunde seines Hauses, zu einer solchen Höhe gestiegen sey, das wird durch die bereits in der vorhergehenden Erzählung angegebenen Ursachen noch nicht völlig begreiflich. Sie fühlten freylich das

Drückende und dem Reiche Schädliche des auswärtigen Kriegs, den er führte, mit immer mehrerm Widerwillen. Um ihn an Ländern reicher zu machen, mußten sie außerordentliche Steuern hergeben, und eine Mannschaft aufopfern, die weit nothwendiger an den Türkischen Gränzen zu gebrauchen war. Seine willkührliche Regierungsart beleidigte sie überhaupt; aber diejenigen, deren Rath er sonst gefolgt war, wurden seit einiger Zeit besonders aufgebracht, da er beinahe nur sich allein zum Rathgeber hatte. Schwerlich würde es jedoch so weit gekommen seyn, daß man sich nach einem neuen und ausländischen Könige umgesehen hätte, wenn nicht die mächtige Geistlichkeit von ihm empfindlich beleidigt worden wäre. Matthias glaubte, daß ihre zum Theil fürstliche Einkünfte vorzüglich zur Bestreitung der Staatsbedürfniße gezogen werden müßten. Daß er eben kein ausnehmender Freund dieses Standes sey, und die Ausschweifungen deßelben sehr wohl kenne, bewies er einst, als an seinem Hofe von bösen Geistlichen gesprochen wurde. „Böse Leute, sagte er, können diejenigen nicht heißen, welche das fliehen, was in der Hölle ist: denn da giebt es alles Böse und alle Sünden. Und was fliehen die Geistlichen davon, wenn man auch nur auf die Hauptlaster sieht? Nicht den Stolz: denn ihr ganzes äußerliches Betragen würde den Stolz wieder herstellen, wenn er schon unterdrückt wäre. Nicht den Zorn, indem sie es nur vor Strenge halten, gegen ihre Untergebenen und Hausgenoßen abscheulich zu wüten, sie endlich geißeln und umbringen zu laßen. Nicht die Grausamkeit, deren bekannte Beispiele an einigen Bischöfen ich mich zu beschreiben schäme; da doch der Apostel Paulus unter andern Eigenschaften des Bischofs auch diese sezt, er sollte kein Todtschläger seyn. Nicht den Geiz, weil sie auf erlaubte und unerlaubte Art, unter

Ver-

Vernachläßigung der Religion, und Beraubung der ihrigen, die Kirchen nicht ohne Wucher und Simonie, verunstalten. Nicht die leckerhafte Eßbegierde und Wollust, die sie vielmehr als eine prächtige Lebensart ansehen, und die man aus ihren geschickten Köchen, ausgesuchten Speisen, Huren, und andern Personen, die sich nicht mit Anstand nennen laßen, erkennen kann. Neid und Verleumdung geben sie zwar vor Hofkünste und weltliche Weisheit aus; wir wollen aber wünschen, daß sie dieselben für sich behalten mögen, weil der Neid nach dem alten Dichter die größte Marter ist. Was die Trägheit betrifft, welche die Griechen Acedia nennen: so hat diese sie dergestalt eingenommen, daß sie immer müßig und schläfrig, die Religionshandlungen verabsäumend, meistentheils bis gegen Mittag schlafen. Sich zu verstellen, und durch betrügerische Schmeicheleyen andere zu verstricken, wird bey ihnen vor Kunst und Scharfsinn gehalten. Doch, die Wahrheit zu gestehen, eines von denjenigen Dingen, die man in die Hölle sezt, verabscheuen sie hauptsächlich; vor demselben fürchten sie sich heftig; das fliehen sie Tag und Nacht mit aller möglichen Sorgfalt; weder durch Bitten, noch durch Drohungen, Ueberredungen und Beispiele, werden sie sich bewegen laßen, daßelbe zu lieben." Alle Anwesenden fragten begierig, was denn dieses Einzige wäre? „Es ist die Dürftigkeit, antwortete der König, welche die Geistlichen so sehr fliehen. Daß aber der Sitz dieses Uebels in der Hölle sey, bezeugt Virgilius in seiner Aeneis, wo er vielen andern dort befindlichen Ungeheuern, auch den übel berathenden Hunger und die häßliche Dürftigkeit beifügt." — Bey solchen bittern Spöttereyen über die Habsucht der Geistlichkeit blieb es nicht. Matthias nahm den Bischöfen und Klöstern vieles von den Steuern, Zehnten und Ländereyen, welche sie

besaßen: theils, um ihnen die Nahrung für Ausschweifungen zu benehmen; theils, um sie außer Stand zu sezen, daß sie sich nicht voll Uebermuths wider ihn auflehnten; aber auch insonderheit, weil er Geld zu seinen Feldzügen brauchte. Vor allen andern büßte der Erzbischof von Gran die so einträglichen Zehnten ein, welche ihm bisher von den Ungrischen Goldbergwerken bezahlt worden waren. Es ist wahr, daß der König durch den päpstlichen Gesandten im Nahmen seines Herrn zu dieser Einziehung kirchlicher Einkünfte berechtigt wurde: eine Erlaubniß, welche ihm die Geistlichkeit, als die erste dieser Art, sehr übel nahm. Allein der König hatte doch die Rechte aller Stände seines Reichs zu erhalten geschworen; und dieser Stand würde auch in jedem andern Falle nichts wider die Vergünstigung des Papstes einzuwenden gehabt haben. Daher waren nun die beiden oben genannten Prälaten die Häupter der ganzen aufrührischen Verbindung. Besonders konnte der Erzbischof dem Könige trozen, da es ihm weder an festen Schlößern, noch an Soldaten, fehlte. So unbekümmert und getrost auch Matthias, dem Anschein nach, als er von dieser Empörung hörte, in die Worte ausbrach: „Ich will doch genau darauf Acht geben, welcher von meinen Ständen Casimirs Wirth abgeben will;“ so gewann sie doch bald eine furchtbare Gestalt. Die Ungrischen Großen eilten dem Prinzen Casimir in Menge entgegen: und von ohngefähr fünf und siebzig Grafschaften, in welche das Reich getheilt war, konnte Matthias kaum neun getreue zählen.

Seine Rettung beruhte auf der Geschwindigkeit seiner Gegenanstalten, und auf der Klugheit, mit welcher er den gefährlichen Bund zu trennen wußte. Beides leistete er zu seinem Ruhm und Vortheil.

Nach-

Nachdem er seine Kriegsvölker eilends aus Schlesien und Mähren nach Ungarn zurückgeführt hatte, rief er die Reichsstände nach Buda zusammen. Hier eröfneten sie ihm ihre Beschwerden, und er gestand ihnen alles zu, was sie forderten. Unter andern wurde ausgemacht, daß weder der König, noch die Hofgerichte, Prälaten und Baronen, einen Edelmann außer dem gerichtlichen Wege gefangen nehmen könnten; daß die königlichen und alle andere Schlösser des Reichs nur Ungrischen Edelleuten anvertrauet werden sollten; daß der König, auf eine bloße Klage, nicht befugt seyn sollte, jemandes Güter einzuziehen; daß er keine Steuern von seine Unterthanen einfordern wolle, wenn sie nicht darein gewilligt hätten; daß die Geistlichkeit weder größere noch kleinere Steuern zahlen, nur nach der alten Weise die Kosten des Feldzugs tragen sollte; daß weder ein Weltlicher, noch ein Geistlicher, gegen die Freyheit des Reichs, die seit dem heiligen Stephanus üblich war, irgend eine Klage, mit Uebergehung seiner ordentlichen Richter, am Römischen Hofe anbringen sollte; diejenigen welche Pfründen besizen, bey Verlust derselben, die übrigen bey Lebensstrafe; und, (um andere Punkte zu übergehen) daß der König alle seit seiner Krönung eingezogene Güter, innerhalb dreyßig Tagen ihrem Eigenthümer wieder verschaffen wollte. Durch eine solche Willfährigkeit, auch durch eine besondere Freygebigkeit gegen Reichsstände von ungewißer Treue, verstärkte Matthias seine Parthey in kurzem sehr ansehnlich. Er konnte daher mit einem Heere von sechszehntausend Mann auf den jungen Casimir loßgehen. Dieser wurde von vielen seiner Anhänger verlaßen, die sowohl durch das gütige Betragen des Königs, als durch die Erinnerungen an seine ehemaligen Thaten, wieder für ihn eingenommen wurden; oder aus Furcht vor der Bestrafung zum

Gehor-

Digitized by Google

Gehorsam zurückkehrten. Der Prinz, der sich bis Neitra gezogen hatte, behielt kaum die Hälfte seines Heeres übrig; zumal da er nicht Geld genug hatte, seine ausländischen Soldaten zu bezahlen. Er mußte sich also in einer dunkeln Nacht heimlich nach Pohlen flüchten. Die Besazung, welche er in dem Schloße zu Neitra ließ, ergab sich zwar erst im Jahr 1472. an den König; weil sie aber auf dem Rückwege nach Pohlen, viele Gewaltthätigkeiten verübte, erlaubte er dem Landvolke, ihr die geraubte Beute abzujagen, und viele davon niederzuhauen.

Nach einer so glücklichen Dämpfung dieses innerlichen Kriegs, wozu dem Könige Nicolaus Ujlak, den er zum Könige von Bosnien ernannt hatte, diese Maaßregeln gegen die Pohlen, bey einbrechendem Winter, als die würksamsten vorgeschlagen haben soll, söhnte sich Matthias vornemlich mit dem Erzbischof von Gran wieder aus. Das geschah durch Vermittelung einiger anderer dem Könige treu gebliebenen Großen, von welchen ein Geschichtschreiber dieser Zeiten den Palatinus von Ungarn, Michael Ország, einen der weisesten Männer nennt, der immer zu sagen pflegte: „Wen du nur mit der heiligen Krone gekrönt siehst, und wäre es ein Ochse, den verehre und erkenne als geheiligten König von Ungarn!“ Es ward also noch gegen das Ende des Jahrs 1471. ein Vergleich zwischen dem Könige und dem Erzbischof aufgesezt, durch welchen das königliche Ansehen wenig gewann. Der Prälat versprach darinne, dem Könige von neuem zu huldigen; ihn stets vor den rechtmäßigen König von Ungarn anzuerkennen, und sich allen Feinden deßelben zu widersezen; alle seine Schlößer und Festungen Ungrischen Befehlshabern von bewährter Rechtschaffenheit zu übergeben, die ihm, und durch ihn auch dem

dem Könige, Treue schwören sollten, mit der Bedingung, daß nach seinem Tode diese Schlößer an den König fielen; eben dieselben dem Könige, so oft er es verlangte, für seine Befehlshaber zu öfnen, damit sie aus denselben die Feinde des Reichs beßer bekriegen könnten, doch ohne die Erzbischöflichen Besazungen daraus zu verdrängen; sich alle Mühe zu geben, daß zwey von den Pohlen besezte Schlößer erledigt würden, und zwey andere schleifen zu laßen. Dagegen nahm es auch der König auf sich, dem Erzbischof alle seine bisherigen Einkünfte, und was er ihm schuldig war, ohne die geringste Verminderung zahlen, und die entrißenen Güter zurückgeben zu laßen. Es wurde hinzugesezt, daß der Erzbischof ohne alle Gefahr für seine Person, Freyheit und Leben, an den Hof kommen und denselben verlaßen könnte; daß, wenn er Beschwerden über den König, oder dieser über ihn zu führen hätte, sie solches einander sogleich anzeigen sollten; und daß der Prälat, wenn er eines Verbrechens überführt würde, niemals an seiner Person oder Leben, sondern nur an seinen Gütern, bestraft werden sollte.

Doch dieser Vergleich war von keiner langen Dauer. Entweder gab es einen Verdacht wider die Aufrichtigkeit des Erzbischofs; oder, welches wahrscheinlicher ist, der König, der ihn sicher gemacht hatte, wollte ihn nun gebührend bestrafen. Als der Erzbischof nach Buda gekommen war, ließ er ihn gefangen nehmen, und auf das Schloß Wischegrad bringen. Darauf schlugen sich wieder einige Große ins Mittel; sie konnten aber dem Prälaten seine Freyheit im Jahr 1472. nicht wieder auf so vortheilhafte Bedingungen verschaffen. Er mußte sein Schloß Gran, ob er gleich darinne mit zwey und dreyßig Mann Leibwache wohnen durfte, doch nebst andern seiner Schlöß-

ser,

Digitized by Google

ſer, den Befehlen des Biſchofs von Erlau ſo lange untergeben, bis der Krieg mit Pohlen gänzlich geendigt, oder der König ohne Erben geſtorben wäre. Der Erzbiſchof überlebte ſeine Freyheit nur wenige Monathe, indem er bereits im Auguſt des Jahrs 1472. von Kummer verzehrt, aus der Welt gieng. Wie verdient er ſich um die Wißenſchaften und um den König ſelbſt gemacht habe, iſt oben gezeigt worden. Man hat angemerkt, daß er im Vertrauen auf die Sterndeuterey, ſogar ſinnbildliche Gemählde der vier nächſten Nachfolger des Königs Matthias in ſeinem Vorſaal aufgeſtellt habe; er, der gleichwohl ſein eigenes Schickſal in den Sternen nicht hatte vorausleſen können.

Sein Neffe, der jüngere Johann Vitéz, Biſchof von Fünfkirchen, folgte ihm im Jahr 1473. im Tode nach. Er war, wie man auch bereits geſehen hat, der erſte vorzügliche Kenner des gelehrten Alterthums und lateiniſche Dichter in Ungarn; doch wird ihm zugleich der Hauptantheil an der eben unterdrückten Empörung zugeſchrieben, in welche er auch ſeinen Oheim hineingerißen haben ſoll. Bey dem übeln Gang, welchen dieſelbe nahm, begab er ſich an die Gränzen des Reichs auf die Flucht, und ſtarb daſelbſt. Seine Domherren zu Fünfkirchen fürchteten ſich, den Leichnam eines Mannes, der bis an ſein Ende die ſtärkſte Ungnade des Königs gefühlt hatte, feyerlich begraben zu laßen; mithin lag er eine Zeitlang über der Erde. Allein Matthias verwies ihnen dieſe ihn beleidigende Bedenklichkeit; ſein Zorn, ſagte er, treffe nur Lebende. Er ließ vielmehr dem Biſchof ein Ehrenvolles Begräbniß geben; erlaubte, daß die Verſe, die derſelbe zu ſeiner Grabſchrift beſtimmt hatte, auf ſein Grabmahl geſezt wurden, und befohl nachmals

einem

einem Erzbischof von Colocza, seine Gedichte gesammlet herauszugeben.

Jezt hatte er wieder freyere Hände, um seine Ansprüche auf das Böhmische Reich behaupten zu können. Zwar wurde er, wie so oft, in eine Mißhelligkeit mit dem Kaiser verwickelt. Dieser versagte ihm die Belehnung über Böhmen, und hatte ihm auch, um sich die Erbfolge in Ungarn zu versichern, das Versprechen ausgepreßt, daß er sich nicht von neuem vermählen wollte. Allein Matthias, mißvergnügt über beides, nahm sich der Oesterreichischen Landstände an, die auch mit dem Kaiser immerfort uneins waren, und schickte ihm eine Anzahl Kreuzsoldaten in seine Erbländer, von welchen sie grausam verwüstet wurden. Dadurch brachte er es so weit, daß ihm nicht allein die Belehnung zugesagt, sondern auch die gedachte Verbindlichkeit erlaßen wurde, wenn er nur die Räuber aus dem Oesterreichischen wieder vertreiben wollte. Ein anderes Mittel wählte er, um in Böhmen beide Religionspartheien zu gewinnen. Er gab dem gefangenen Prinzen Victorin, der bey den Hußiten so viel galt, seine Freyheit, und zog, da er sich auf die Ergebenheit deßelben verlaßen konnte, im Jahr 1472. mit ihm nach Böhmen, wo er Collin eroberte, es befestigte, und nunmehr im Innersten des Reichs selbst den Krieg fortzuführen im Stande war. Dieses machte den König Casimir für das Schicksal seines Sohns Wladislav besorgt; er that daher dem Könige Friedensvorschläge, zu deren Empfelung auch ein Gesandter des Papstes nach Pohlen kam, der noch immer wünschte, Ungarn, Böhmen und Pohlen gegen die Türken vereinigen zu können. Man erzählt, daß Matthias, mit einigem Troze auf sein neuliches Glück in Ungarn, wo er auch viel Geld von den unterdrückten

drückten Aufrührern bekommen hatte, jene Anträge kaum angenommen, und anfänglich zu dem Gesandten gesagt habe, er werde bald kommen, und dem Kahlen, (denn das war der König Casimir, aber auch kahl im Beutel, oder von Geldmangel gedrückt,) die noch übrigen Haare ausrauffen. Doch bewilligte er endlich im Jahr 1472. einen Stillstand. Um den völligen Frieden zu schließen, verabredete man eine Versammlung böhmischer, ungrischer und pohlnischer Gesandten, welche im Jahr 1473. zu Neiße in Schlesien, in Gegenwart des päpstlichen Legaten, als Mittelsperson, angestellt wurde. Matthias rückte mit viertausend Reitern bis Brünn vor, damit er desto günstigere Bedingungen erzwingen, auch seinen Anhang in Böhmen verstärken möchte. Dadurch wurden aber die Friedensunterhandlungen nicht befördert: und auch zu Troppau, wo man sie fortsezte, kamen sie nicht weiter, bis sie der Krieg selbst zur Reife brachte.

Eine Anzahl Kreuzsoldaten, welche meistentheils Pohlen waren, sezte sich, nachdem sie lange genug in Oesterreich geraubt hatten, im Jahr 1473. in zwey Ungrischen Schlössern an der Pohlnischen Gränze fest, aus welchen sie die umliegende Gegend verheerten. Matthias vertrieb sie bald aus denselben: und da er glaubte, daß sie auf Casimirs Anstiften in sein Reich eingefallen wären, schickte er hinwiederum im Anfange des Jahrs 1474. sechstausend Mann nach Pohlen, die daselbst große Verwüstungen anrichteten, auch zwey Schlösser einnahmen. Casimir, der bey seinen Unterthanen die Kriegsrüstungen zu langsam für seine Wünsche betrieben sah, bot dem Könige von Ungarn den Frieden an, der auch im Februar des Jahrs 1474. zu Lublyo oder Lubowna in der Grafschaft Zips auf die Bedingungen geschloßen wurde, daß die

Erobe-

Eroberungen von beiden Seiten zurückgegeben, und neue Zwistigkeiten von den Ständen beider Reiche entschieden werden sollten. Die Ungrischen Stände bestätigten dieses im April; man kam aber eben wegen des übrigbleibenden Saamens von Händeln, noch darinne überein, daß zwischen Matthias, Casimir und Wladislav ein dreyjähriger Stillstand in Ansehung Böhmens bestehen; der Woiwode von der Moldau und Walachey einen zweyjährigen genießen, und die Stände auf ihrer künftigen Versammlung festsezen sollten, ob diese Länder von Ungarn oder von Pohlen abhängig wären.

Unterdeßen waren im Jahr 1473. auch türkische Gesandten zu Buda angelangt, durch welche sich der Sultan, um andern mächtigen Feinden in Asia und Europa beßer gewachsen zu seyn, zum Frieden mit dem Könige geneigt erklärte. Da er aber Bosnien und Servien nur alsdann zu räumen versprach, wenn ihm der König freyen Durchzug durch sein Reich zum Angriffe auf andere christliche Fürsten zugestehen wollte; so verwarf Matthias diesen für ihn schimpflichen Antrag. Gleichwohl erhob sich in vielen Ländern das Gerücht, daß er sich mit dem Sultan wider seine christliche Nachbarn verbunden habe; und der Papst ließ deswegen ein sehr dringendes Abmahnungsschreiben an ihn ergehen.

Auf keiner Seite war es dem Könige leicht, einen dauerhaften Frieden zu schließen; aber freylich beobachtete er so wenig als seine Feinde alles, was denselben erhalten konnte. Er nahm gegen die neuliche Verabredung, die Huldigung von dem Woiwoden der Moldau und Walachey an; auch sezte man die Streiferey eines Schlesischen Fürsten nach Pohlen auf seine Rechnung. Casimir hingegen trat in ein gehei-

mes Bündniß wider ihn, mit dem Kaiser und einigen deutschen Fürsten, die zugleich seinen Sohn als König und Kurfürsten von Böhmen erkannten. In kurzem also brach der Krieg zwischen beiden wieder aus. Matthias griff im Jahr 1474. die Raubschlösser in Mähren und Schlesien an, deren Besizer seinen Unterthanen sehr viele Drangsale zufügten. Verschiedene derselben eroberte er; alles was sich in denselben fand, wurde gehenkt, und andere ergaben sich daher freywillig. Als er aber auf diesem Zuge bis in das Fürstenthum Schweidniz gekommen war, erfuhr er, daß der König von Pohlen ein großes Heer nicht weit von den Schlesischen Gränzen zusammenziehe. Sogleich verlangte er von den nach Breslau zusammen berufenen Fürsten und Ständten Schlesiens, den nöthigen Beistand, weil die Kriegsvölker, die er mitgebracht hatte, bloß zur Bezähmung des unruhigen Adels hinreichten. Jedermann war dazu willig; doch ließ er sich von zween seiner Räthe bereden, an Statt der zu stellenden Soldaten Geld anzunehmen. Sein Heer betrug nicht mehr als sechstausend Mann, mit welchen er sich bey Breslau lagerte; die aber, bekannt unter dem Nahmen des schwarzen Heeres, oder der schwarzen Leibwache, auch viele Ausschweifungen begiengen. Ob er gleich von einigen Seiten her Verstärkungen bekam; so war doch seine Lage, in welcher er sich beinahe von Ungarn abgeschnitten sah, so mißlich, daß er vor dienlich befand, den König Casimir ersuchen zu laßen, daß er sich an die zu Neiße einstweilen verglichenen Punkte halten möchte. Allein dieser Fürst, der mit sechszig tausend Mann bey Czenstochow stand, gab seinen Gesandten die Antwort, sie sollten nur dazu helfen, daß die Pohlen den Matthias bey Breslau fänden; so gewiß glaubte er ihn daselbst in seinen Händen zu haben. Selbst Freunde

des

des Ungrischen Königs riethen ihm, das Königreich Böhmen an den Pohlnischen Prinzen abzutreten, damit er aus seiner Verlegenheit käme. Er verlor jedoch seinen Muth nicht, sezte sich in ein Lager, durch welches Breslau bedeckt wurde, befestigte es dergestalt, daß es einer beträchtlichen Stadt gleich kam, und versorgte es, so wie die Stadt selbst, überflüßig mit allen Bedürfnißen.

Nunmehr rückten die Pohlen unter Casimirs Anführung in Schlesien ein. Sie breiteten sich weit herum aus, verbrannten alle Dörfer und Mühlen, griffen einige Städte an, und schlugen einen kleinen Hauffen des Ungrischen Heeres, der sie zu hitzig angefallen hatte. Aber dieser Gebrauch ihrer Ueberlegenheit war gerade der schlechteste, den sie machen konnten. Durch ihre Verheerungen beraubten sie sich des nöthigen Unterhalts; fühlten ihren Mangel an allerley Bedürfnißen desto empfindlicher, da sich bereits der Winter näherte, und konnten sich auch keiner einzigen Stadt bemächtigen. Es schien zwar schmeichelhaft für sie zu seyn, daß Matthias, in einem verschanzten Lager unter den Mauern der Hauptstadt eingeschloßen, ihnen gewißermaaßen das ganze flache Land von Schlesien Preis geben mußte. Allein er zeigte ihnen seine furchtbare thätige Gegenwart oft genug. Er ließ sie durch abgeschickte Hauffen von vielen Seiten beunruhigen, und da sie unordentlich herumschwärmten, viele von ihnen gefangen nehmen; ihnen die Zufuhren, welche sie aus Pohlen und Böhmen erwarteten, wegnehmen; sogar die benachbarten Gegenden dieses Reichs verheeren, und das Schloß Meseritz einnehmen; die Städte, deren sie sich zu bemächtigen suchten, unterstützen; auch alles Landvolk mit seinen Gütern in die Städte ziehen, damit die Feinde desto weniger antreffen

möchten. Vergebens stieß Wladislav mit einem Böhmischen Heere zu seinem Vater; die vergrößerte Anzahl verursachte auch mehr Schwierigkeiten in Absicht auf Lebensmittel. Endlich versuchte Casimir, was er gleich anfänglich hätte thun sollen, mit seiner ganzen Macht über den König herzufallen, ihn und Breslau zu überwältigen. Das verbundene Heer näherte sich also dieser Hauptstadt bis auf eine Meile; aber eine Belagerung derselben vorzunehmen, erlaubte ihm die Stellung des Königs Matthias nicht. Er verkleidete sich, um es leichter besichtigen zu können, in einen Bauer, und durchritt es auf einem schnellen Pferde von einem Ende bis zum andern. Täglich that er ihnen durch leichte Kriegsvölker Abbruch; er bekam zulezt der Gefangenen so viele, daß er befohl, die Gemeinen nur mit einem Schnitte ins Gesicht gezeichnet, laufen zu laßen, damit die Narbe ein Denkmal wäre, sie hätten die Ungarn gesehen. Er sezte sich auch in eine so gute Verfaßung, daß sie gar keinen Angriff auf ihn oder auf die Stadt wagten. Ihre Hungersnoth stieg immer höher; manche baten sogar ihre Freunde in dem Ungrischen Heere, ihnen einige Lebensmittel zukommen zu laßen, und diese, ja Matthias selbst, thaten solches. So hatte er mit einem geringen Hauffen Kriegsvölker, der nach allen Verstärkungen, nur gegen zehntausend Mann angewachsen war, alle Entwürfe der Pohlen und Böhmen, die zwischen sechszig und siebzigtausend stark waren, rückgängig gemacht. Er spottete ihrer mit der kühnsten Zuversicht, indem er unter ihren Augen vor den Thoren von Breslau Schauplätze errichten ließ, auf welchen getanzt wurde; die vornehmsten Böhmen und Pohlen wurden dazu eingeladen; und während daß sie fast an allem Mangel litten, gab er den Soldaten und Einwohnern Gastmahle.

Endlich

Endlich sahen sich Casimir und Wladislav genöthigt, Schlesien zu verlaßen, nachdem sie um das Ende des Jahrs 1474. einen Stillstand auf drittehalb Jahre mit dem Könige getroffen hatten. Man erzählte ohngefähr seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, daß Matthias nicht einmal diesen Vergleich eingegangen haben würde, wenn nicht der Kurfürst Ernst von Sachsen und der Markgraf Johann von Brandenburg mit sechstausend Reitern nach Breslau gezogen wären, und der leztere insonderheit durch seine hinreißende Beredsamkeit die Gemüther vereinigt hätte. Allein diese Nachricht, von der kein Zeitgenoße etwas weiß, scheint wohl aus einer verfälschten Sage von der wahren Begebenheit entsprungen zu seyn, da der gedachte Kurfürst, welcher mit sechshundert Reitern nach Breslau gekommen war, daselbst von dem Könige Matthias mit dem Fürstenthum Sagan belehnt worden ist, und den König Casimir, als er im Begriff war, in Schlesien einzurücken, vergeblich zum Frieden ermahnt hat. Auch die künstlichen Reden, welche Bonfinius den Königen von Ungarn und Böhmen in den Mund legt, als sie wegen des Friedens eine Zusammenkunft hielten, können hier keinen Platz verlangen; zumal da dieser Geschichtschreiber ohnedieß den erst nach mehrern Jahren geschloßenen Frieden mit dem Stillstande dieser Zeit vermengt. Glaublicher ist die Nachricht anderer Schriftsteller, es sey ein Haupthinderniß gewesen, warum diesmal kein vollkommener Friede zu Stande gekommen wäre, daß Casimir dem Könige Matthias seine Tochter, die er zur Gemahlinn begehrte, abgeschlagen habe: und dieses sey theils den geheimen Gegenvorstellungen des Kaisers, theils dem Stolze der Königinn von Pohlen zuzuschreiben, die den Matthias wegen seiner niedrigen Herkunft verachtete. Dieser

Fürst ließ nun seine Kriegsvölker in Schlesien sich erholen; verstattete ihnen aber, welches man sonst von ihm nicht gewohnt war, ziemliche Ausschweifungen. Er traf auch in manchen Schlesischen Fürstenthümern solche Einrichtungen, die zur Befestigung seiner Macht dienlich waren.

Noch hielt er sich in diesem Lande auf, als er die Nachricht bekam, daß die Türken, bey ihrer Unternehmung auf die ihm unterworfene Moldau, durch den Woiwoden derselben, den er mit einem Heere Siebenbürger unterstüzte, im Jänner des Jahrs 1475. eine der größten Niederlagen erlitten hätten. Um diesen Vortheil zu benützen, kehrte er nach Ungarn zurück; besonders da die Türken aus der am Saustrohm angelegten Gränzfestung Szabács einen großen Theil von Slavonien verheerten. Er entriß ihnen auch diese Festung noch vor dem Ende des Winters; und man bemerkte es bey der Belagerung derselben, wo er sein Leben wagte, als etwas Außerordentliches, daß er, der sonst den leisesten Schlaf hatte, durch die heftigste Erschütterung, in welche Luft, Erde und Mauern von der Abfeuerung des Geschüzes versezt wurden, nicht gehindert ward, viele Stunden lang, wie unter gewohntem Klange, fest zu schlafen. Nicht so glücklich war er zwar bey seinem Angriffe auf die türkische Festung Szendrö, weil er sie mit seinen wenigen Kriegsvölkern nicht ganz einschließen konnte; dafür aber verwüstete er Servien ohne Widerstand. Ueberhaupt gab ihm dieser Feldzug so viel Ansehen, daß er bey seiner Zurückkunft nach Ungarn, päpstliche und venetianische Gesandten fand, die ihm zur Fortsezung dieses Kriegs drey und neunzig tausend Dukaten brachten. Es fiel auch schon im Jahr 1476. wiederum ein sehr zahlreiches Heer von Türken und Tataren über die Moldau her.

Digitized by Google

her. Der Woiwode schlug sie eine Zeitlang mit vielem Verluste zurück; endlich zog er sich, nach der Anweisung des Königs, mit allen Einwohnern, die zugleich ihre Güter retteten, in die tiefen Wälder und Gebürge. Die Türken konnten also in der Moldau und Walachey wenigstens mit Feuer wüten; sie machten sich fertig, auch in Siebenbürgen einzudringen, als die Nachricht von dem Anzuge des Königs mit seinem Heere, sie davon abschröckte. Er würde gern mit Casimirn und deßen Sohne Wladislav einen beständigen Frieden getroffen haben; aber der Titel eines Königs von Böhmen, den er fortführte, stand im Wege; er verlängerte daher nur den Stillstand mit diesen Fürsten, den auch der Kaiser bestätigte.

Eine solche Zeit, da alle Feinde des Reichs ruhten, schien die bequemste zu seyn, um die zweyte Vermählung zu vollziehen, welche Matthias bereits im Jahr 1475. geschloßen hatte. Er bewarb sich um Ferdinands des ersten, Königs von Neapel, Tochter Beatrix. Ferdinand war ein würdiger Sohn und Nachfolger des berühmten Königs Alphonsus; er machte sich um sein Reich durch gute Geseze und Einrichtungen, Beförderung der Wißenschaften und Einführung neuer Künste, sehr verdient. Sein Hofstaat war einer der prächtigsten, die man damals kannte. Matthias fand in der Verbindung mit ihm eine neue Stüze gegen die Türken, besonders zur See. Indem sie ohnedieß damals das Neapolitanische Reich bedrohten, und nach wenigen Jahren in daßelbe einbrachen, vereinigte die beiden Fürsten ihr gemeinschaftlicher Vortheil. Die Prinzeßinn Beatrix ragte fast vor allen Fürstinnen dieser Zeit, durch Schönheit, feine Einsichten und Sitten, auch eine angenehme fertige Beredtsamkeit, ungemein hervor. Matthias ließ sie

im Jahr 1476. durch eine Gesandtschaft von Bischöfen, Schlesischen Herzogen, andern Großen und Edelleuten, die auch von achthundert wohlgerüsteten Reisigen, (oder Reitern) vielen Poßenreißern und Spielleuten begleitet wurden, abholen. Die Herren hatten goldene, die Ritter sammtne, die Knechte (oder gemeinen Soldaten) damaskene und atlaßene Kleider; die Diener aber rothes Bernisches Gewand, und es befanden sich auch sechszehn kostbar geschmückte Türken dabey. Die königliche Braut wurde vor ihrer Abreise zu Neapel gekrönt, langte im December des Jahrs 1476. zu Stuhlweißenburg an, wo ihr die Ungrische Krone aufgesezt wurde, und kurz darauf wurde sie zu Ofen mit dem Könige vermählt; alles unter einer Menge Prachtvoller Feierlichkeiten und Lustbarkeiten.

Aber diese Vermählung, die nur eine von den gewöhnlichen Begebenheiten solcher Art zu seyn scheint, hatte überaus merkwürdige Folgen für den König und seine ganze Nation. Beatrix wußte eben so sehr durch ihre Geistesgaben, als durch ihre Annehmlichkeiten, den Geschmack, die Lebensart und die herrschenden Neigungen sowohl des Hofs, als der vornehmsten Ungarn zu verändern. Schriftsteller, die außerhalb Ungarn davon Nachricht ertheilten, oder doch Ausländer waren, haben zwar bisweilen diese Veränderung so übertrieben vorgestellt, als wenn die Ungarn vor derselben beinahe Barbaren gewesen wären. Bonfinius selbst, ein Augenzeuge derselben, aber, wie diese Königinn, ein Italiäner, giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß Matthias erst durch seine zweyte Gemahlinn aufgemuntert worden sey, den Wißenschaften und Gelehrten die eifrigste Unterstüzung zu verschaffen, aus Pannonien ein anderes Italien zu machen; wovon man doch bereits weit frühere Spuren häuffig gesehen

sehen hat. Unterdeßen ist es an sich wahrscheinlich genug, daß Italien, welches damals an Sitten, Künsten und Gelehrsamkeit so viel Vorzügliches vor den übrigen Europäischen Ländern besaß, durch die Prinzeßinn, welche es Ungarn überließ, zur Verfeinerung der Einwohner dieses Landes nicht wenig beigetragen habe. Man bewunderte insonderheit ihren leichten und anmuthigen Ausdruck in mehrern Sprachen; nichts war unerwarteter, als daß eine Königinn, bey Gesprächen von mancherley Inhalte, sogleich treffende Stellen alter Römischer Dichter anzuwenden wußte.

Bisher hatten die Könige von Ungarn mit ihren Großen und Edelleuten sehr vertraulich gelebt. Während daß sie mit denselben an vielen Tischen speisten, stand der Zugang zu ihnen aller Welt offen; es kam daher eine Menge Bettler, denen zu eßen ausgetheilt wurde. Auch sonst ließen sie jedermann, selbst vom Pöbel, vor sich; sie lebten und speisten schlecht, nicht nur ohne Pracht und besondere Bequemlichkeit; sondern es fehlte sogar öfters an Reinlichkeit der Geräthschaften. Allein so wenig auf ihren häuslichen Anstand verwandt wurde; so ungeheure Kosten nahmen öffentliche Feierlichkeiten, Feldzüge und Ausrüstungen zu denselben weg. Ihre Pferde und Waffen glänzten von Gold, Silber und Edelgesteinen; ihre Kleidung gab alsdann diesem Anputze nichts nach. Durch herablaßende Güte und Freigebigkeit erwarben sie sich die allgemeine Liebe der Unterthanen. So lebte auch Matthias; er war äußerst gefällig und wohlthätig; im täglichen Umgange, vornemlich mit seinen Befehlshabern und Soldaten, schien er seine Würde gänzlich zu vergeßen. Er besuchte im Lager die Kranken; gab ihnen manchmal selbst zu eßen, sprach ihnen Muth zu; ja in Schlachten verband er nicht selten die Verwunde-

ten. Er rühmte sich mehrmals, daß er bey einem Besuche, den er bey dem kranken Könige von Bosnien Nicolaus, ablegte, demselben die Zehen gekrazt habe; seinen Freunden leistete er ebenfals die kleinsten Dienste, wenn ihnen übel wurde. Bei seinen Mahlzeiten überließ er sich dem Scherze und einer ungebundenen Frölichkeit. Er fragte nicht viel darnach, von einer Leibwache umgeben zu seyn; aber auf die Treue seiner Unterthanen, mit welchen er sorglos umgieng, verließ er sich desto mehr.

Alles dieses nahm eine andere Gestalt an, nachdem Beatrix an den Hof gekommen war. Sie brachte es bald dahin, daß prächtige Speisezimmer und vergoldete Wohnstuben angelegt wurden. An die Thüren ward Wache gesezt, damit nicht jedermann nach Gefallen eindringen könnte, und die Majestät des Königs mit dem Pöbel unvermischt erhalten würde. Er ließ sich nur zu gewißen Zeiten im Gerichtssaale sehen, um Recht zu sprechen. Italiänische Sitten vereinigten sich jezt mit den Ungrischen; selbst auf die Gerichte und Mahlzeiten erstreckte sich dieser Einfluß. Die Königinn führte verschiedene bisher in Ungarn unbekannte Künste ein, und verschrieb treffliche Künstler aus Italien mit großen Kosten. Darunter waren Mahler, Bildhauer, Steinschneider, Goldschmiede, Baukünstler, selbst Steinmetzen und Zimmerleute; manche von ihnen bekamen einen überaus starken Gehalt. Auch das Cärimoniel des Gottesdienstes wurde erweitert und verschönert, indem man aus Frankreich und Deutschland Sänger dazu holte. Italien gab Gärtner und im Ackerbau geübte Leute her, welche unter andern auch nach der dortigen Weise Käse verfertigten. Da die Königinn die Schauspieler sehr liebte: so wurde auch von diesen eine Anzahl herbeygezogen, mit denen zugleich

gleich Tonkünſtler aller Art kamen. Man rief Dichter, Redner und Sprachkenner aus Italien; freylich giengen manche, ob ſie gleich anſehnlich beſchenkt wurden, ärmer in ihr Vaterland zurück, als ſie gekommen waren: vermuthlich, weil man nicht allen Aemter und Beſoldungen ertheilen konnte. Aber auch Aerzte, Rechtsgelehrte, Mathematiker und Sternkundige, begaben ſich aus Italien und andern Ländern, immer häuffiger nach Ungarn. Man hat inſonderheit bemerkt, daß mit der Königinn Beatrix einige berühmte Italiäniſche Rechtslehrer angelangt wären, welche oft in Gegenwart des Königs das Geſezbuch Juſtinians ſo ſehr angeprieſen hätten, daß er demſelben eine rechtliche Gültigkeit in ſeinem Reiche zugeſtanden habe. Auf ſeinen Befehl waren alſo einige geſchickte Lehrer des Römiſchen Rechts aus Italien geholt worden, die es ſowohl auf den hohen Schulen auslegen, als in Richterſtellen zur Ausübung bringen ſollten. Kaum ſey dieſes geſchehen, ſo wäre alles mit gerichtlichen Händeln erfüllt worden, weil dieſe Römiſchen Rechtsgelehrten ſo viele Formeln, Spizfindigkeiten, Ausflüchte, und dergleichen mehr, ausgeſponnen hätten, daß man mit Hülfe von dieſem allem, auch über Nichts, oder doch nichtsbedeutende Dinge, große und langwierige Streitigkeiten führen konnte. Nachdem aber kluge Männer dem Könige das daraus entſtehende Uebel vorgeſtellt hätten: ſo habe er dieſe Römiſchen Ränkeſchmiede wieder fortgeſchickt; und darauf ſey nach Ungarn die glückliche Zeit zurückgekehrt, da man nur wenige Streithändel hatte; aber auch dieſe aus der kleinen Anzahl bekannter Geſeze, nach alten Sitten und Gewohnheiten, leicht entſchied. Es iſt glaublich, daß die Königinn Beatrix auch an der Anlegung einer Schule zu Schemnitz, als Matthias im Jahr 1478. die Bergſtädte beſuchte, einigen Antheil genommen

men habe. Er bezeigte jeder Kunst immer mehr sein Wohlgefallen; selbst Zauberer und Schwarzkünstler waren nicht davon ausgeschloßen.

Ueber so viele Neuerungen aber, welche Beatrix in Ungarn stiftete, war der größte Theil der Nation sehr mißvergnügt. Sie tadelten den unmäßigen verschwenderischen Aufwand, mit welchem die zu nüzlichen Dingen bestimmten Abgaben in nichtswerthen Kleinigkeiten verzehrt würden; daß der König, insonderheit die Sparsamkeit und Mäßigkeit seiner Vorfahren verließ, die alten ernsten Ungrischen Gebräuche abschaffte, an Statt derselben Italiänische Ueppigkeit, und weichliche Lebensart einführte, konnten sie nicht vertragen. Nächstdem murrten sie darüber, daß der König seiner Gemahlinn gar zu sehr ergeben sey, und daß Ausländer sich nicht nur bereicherten, sondern auch unter der Nachsicht des Königs das Reich plünderten. Matthias kehrte sich an alle diese Reden und Beschwerden nicht. Er liebte zwar diese seine Gemahlinn so sehr, daß er zehn Jahre hindurch, weder in Friedenszeiten, noch in Feldzügen, von ihr getrennt lebte. Aber weit gefehlt, daß sie ihn zu seiner unwürdigen Schwachheiten verleitet hätte, half sie vielmehr seine Sitten beßern, vornemlich die Neigung zum Spiele und zur wollüstigen Vertraulichkeit mit dem weiblichen Geschlechte, unterdrücken. Auf der andern Seite erklärte er sich laut wider die zum Theil bäurische Lebensart und manche rohe Gebräuche der Ungarn; suchte besonders dem Adel ein höfliches und artiges Betragen anzugewöhnen, empfol ihm, schöne Häuser zu bauen, und den alten Abscheu gegen alle Fremde abzulegen; in welchem allem er mit seinem Beispiele vorgieng. Die herrlichen Schlößer, die er theils anlegte, theils vergrößerte und ausschmückte; seine Landhäuser, Bildsäulen, Gärten,

Thier-

Thier- und Irrgärten, nebst vielen andern Denkmälern der Künste, die er hinterließ, erweckten doch bald bey den Großen Gefallen und Nacheiferung.

Nur die häufigen Kriege, welche Matthias bisher geführt hatte, waren der Aufnahme sanfter Sitten, Künste und Vergnügungen bey seiner Nation nicht günstig gewesen; und sogar die Zeit der Ankunft seiner neuen Gemahlinn, die er so glücklich gewählt zu haben glaubte, wurde durch traurige Hinderniße dieser Art bezeichnet. Alle Großen, Statthalter und andere ansehnliche Befehlshaber hatten sich, um die Königinn zu empfangen, nach Buda begeben, und die Beschützung der Gränzen einigen Edelleuten anvertrauet. Dieser ihrer Abwesenheit bediente sich der Sultan Muhamed zu einem Einfall, den er plözlich und fast ohne alle Gegenwehr, im October des Jahrs 1476. unternahm. Von Bosnien aus verwüstete er Slavonien, Croatien, Dalmatien, Krain und Steyermark auf das grausamste. Er vernichtete die Schanzen, welche der König gegen Szendrò zu hatte errichten laßen, brach in Siebenbürgen ein, und führte daraus ohngefähr vierzigtausend Menschen in die Leibeigenschaft fort. Der neuliche Ruhm von dem Siegsglücke des Königs wurde dadurch nicht wenig vermindert, daß seine Sicherheit den Feinden Gelegenheit gegeben hatte, sich ungestraft an ihm zu rächen. Seine Braut hatte mit großer Vorsichtigkeit durch Gegenden reisen müßen, wo kurz vorher Feuer und Schwerdt gewütet hatten, und wo sie noch so viele halbverwesete Leichname seiner Unterthanen zerstreuet erblickte.

Aber diese Verheerung der Türken war auch, wo nicht die vornehmste Ursache, doch eine der nächsten Veranlaßungen zu einem neuen Kriege mit dem Kaiser,

in

in welchen Matthias verwickelt wurde. Zwar pflegte der König oft zu sagen, niemand als er und der Kaiser wüßten die eigentliche wahre Ursache des zwischen ihnen ausgebrochenen Kriegs. Allein, wenn es sogar unmöglich wäre, bis auf dieselbe unterscheidend zu dringen: so müßte sie doch vermengt unter so vielen andern liegen, die sich leicht aus den Verhältnißen beider Fürsten gegen einander angeben laßen. Sie hatten sich schon so oft zum Verdruß und Mißtrauen gereizt; der Kaltsinn, welchen der Kaiser bey dem Bestreben seines Bundsgenoßen nach der Böhmischen Krone zeigte, war noch in frischem Andenken, und drohte sich in würklich feindseelige Schritte zu verwandeln. Jezt argwohnte Friedrich, daß Matthias wohl gar, um dieses Betragen zu ahnden, den Türken einen freyen Weg in die Oesterreichischen Länder gelaßen haben möchte. Vermuthlich mißfiel ihm auch die zweyte Vermählung des Königs, weil sie ihn von der erworbenen gegründeten Hoffnung, das Ungrische Reich an sein Haus zu bringen, zu entfernen schien. Doch überhaupt war die Denkungs- und Gemüthsart dieser zween Herren zu sehr verschieden, als daß sich eine dauerhafte Freundschaft zwischen ihnen hätte denken laßen. Bonfinius vergleicht sie, allem Ansehen nach, so treffend mit einander, daß Bild und Gegenbild hier zu stehen verdienen. „Matthias, schreibt er, war von „Natur freygebig und prächtig; übermäßig nach Lob „begierig, und äußerst Ehrsüchtig; er zeigte stets ei„nen sehr großen Geist, eine Bereitschaft zu Gefahren, „und zu trefflichen Thaten. Friedrich hingegen war „nicht allein sparsam und mäßig; sondern sogar geizig; „nach Geld strebte er mehr, als nach Ehre; und zu „großen Vortheilen der Christenheit erhob er seinen „Geist entweder aus eigner, oder aus fremder Schuld, „niemals. Jener war kriegerisch, in der Arbeit unermüdet,

„müdet, und konnte den Hunger sehr wohl ertragen;
„dieser liebte Muße und Ruhe; ja er war nur allzu
„nachläßig, träge und langsam. Jener, ein Nach-
„eiferer der berühmtesten Fürsten, war stets im Wett-
„streite mit dem Lobe der Alten; dieser, den man zu-
„weilen vor neidisch hielt, fieng die edeln Thaten ande-
„rer auf, pflegte im Frieden Krieg, und im Kriege
„Frieden zu wünschen; aber in keinem von beiden be-
„hielt er einen standhaften Sinn bey. Jener hatte
„einen freyen Geist, eine offene Kriegslust, gleiche
„Leichtigkeit, Frieden zu schließen und Krieg zu führen;
„diesem aber gefiel es, alles künstlich, überlegt, schlau,
„und nach seinem eigenen Urtheile zu behandeln, den
„Rath seiner Freunde aber nichts zu achten; zum
„Kriege und zum Frieden entschloß er sich mit Mühe.
„Jener lebte herrlich und in Persischer Pracht; unter
„dem Weintrinken wurde er lustig, und war sonst kein
„Feind menschlicher Vergnügungen. Dieser hingegen
„kleidete sich schlecht, war überaus enthaltsam, ein
„Feind der Trunkenheit, der sogar nichts als Waßer
„trank, ein Liebhaber der Einsamkeit und der Betrach-
„tungen. Jener ergözte sich sehr an witzigen Einfäl-
„len, Scherzen, und am Umgange seiner Freunde;
„dieser an einem abgesonderten, ernsten, traurigen
„Leben, ohne Umgang mit den Seinigen. Endlich
„erließ der König, aus Güte des Herzens, leicht alles;
„nahm zwar auch alles an, um seinem Reiche keinen
„Nachtheil zu verursachen; liebte aber die Ehre mehr
„als das Geld, war überdies frölich, aufgeräumt und
„lustig, auch zu allem bereit. Allein der Kaiser er-
„duldete alles in die Länge, und achtete einen Verlust
„geringe; er suchte den Gegner durch Hartnäckigkeit
„zu ermüden; verlor lieber alles, als daß er einen
„Pfennig aus dem Kasten geholt hätte; schonte eher
„des Geldes, als seiner Bundsgenoßen; hoffte durch

„Zaudern

„Zaudern alles wieder herzustellen; und wich von seiner Strenge und Einsamkeit nicht ab. Beide hatten „einerley Ergebenheit gegen die Religion, einerley „abergläubische Neigung zu den Eitelkeiten der Sterndeuter, wie sie selbst nicht leugneten; der Kaiser aber „wohnte dem Gottesdienste weit fleißiger bey, und „überließ sich mehr geistlichen Betrachtungen.“ Es könnte wohl seyn, daß diese Vergleichung für den König etwas schonend, auch nicht vollständig genug ausgefallen wäre; unterdeßen bestätigt doch die Geschichte beider Fürsten ihre Hauptzüge in derselben.

Friedrich also verband sich mit Pohlen und Böhmen wider Ungarn; ertheilte die Lehn über das Böhmische Reich an Wladislav; vertrieb einige Oesterreichische Herren, die dem Matthias zugethan waren, aus ihren Gütern, und aus dem Lande selbst, ob ihnen gleich dieser König in dem lezten Stillstande alle Sicherheit ausgewürkt hatte; ließ auch seine Unterthanen nach Ungarn streifen. Nachdem sich Matthias hierüber vergebens beschwert hatte, sandte er dem Kaiser im Junius des Jahrs 1477. einen Fehde- und Absage-Brief zu. Zugleich richtete er Schreiben zu seiner Rechtfertigung an die Oesterreichischen Landstände und an die deutschen Reichsstände; die leztern bat er insonderheit, dem Kaiser bey seinem ungerechten Angriffe, gar keine Hülfe zu bewilligen. Der Kaiser hingegen begehrte eben dieses von den Ungrischen Ständen, an welche er ausführlich von den vielen Beleidigungen schrieb, die ihm ihr König zugefügt hätte. Er warf demselben unter andern vor, daß er die Böhmische Krone erstlich angenommen, und nachher ihn darüber zu Rathe gezogen; die zum Türkenkriege angewiesenen Gelder wider ihn und andere christliche Fürsten angewandt, ihm zuerst den Krieg ange-

Digitized by Google

angekündigt habe, und dergleichen mehr. „Er sezt „zwar auch hinzu, sagt der Kaiser, wir hätten von „uns selbst die Meinung, daß wir zur Regierung nicht „geschickt wären; allein man sieht daraus nur, daß er „anderer Handlungen leichter tadle, als die seinigen.“ Im Grunde hatte sich wohl jeder dieser Fürsten über den andern zu beklagen; allein die Klugheit hätte dem Kaiser rathen sollen, es wenigstens nicht zum Kriege kommen zu laßen. Freylich verließ er sich auf die Unterstüzung des Königs Wladislav. Auch hatte in Schlesien die öffentliche Unsicherheit so sehr überhand genommen, daß Matthias in den ersten Monathen des Jahrs 1477. zweytausend Soldaten dahin schicken mußte, um den Räubereyen der Schloßherren Einhalt zu thun. Diese Ungarn plünderten jedoch selbst das Land aus; es rückte ein Böhmisches Heer in daßelbe ein, und die Schlesier schloßen, unter Erlaubniß des Königs, mit den Böhmen einen Frieden, um ungestört leben zu können; der aber von den lezten wenig gehalten wurde.

Matthias fand nicht alle seine Ungrischen Grosen zum Kriege mit dem Kaiser geneigt. Darf man den Reden trauen, welche Bonfinius wiederum bey dieser Gelegenheit halten läßt: so stellte einer der ansehnlichsten von ihnen vor, daß ein solcher Krieg wegen der Hülfsquellen, die dem Kaiser offen stünden, niemals ein Ende nehmen würde; daß, gesezt auch, der König werde Herr von Oesterreich, Ungarn darunter leiden müßte, weil er alsdann in jenem eroberten Lande sich aufhalten, es auf Kosten seines Reichs bereichern würde; und daß überhaupt der Krieg mit den Türken den Vorzug verdiene. Allein der König erreichte seine Absicht dennoch, daß ein Heer zusammengezogen wurde. Er breitete sich bald mit siebzehn tau-

send Ungarn, Böhmen und Raizen im Sommer des Jahrs 1477. in Oesterreich aus. Die leztern brannten und mordeten alles was ihnen vorkam, gleich den Türken. Er selbst bemächtigte sich in kurzem fast aller Städte, bis auf Wien, (eine der schönsten Städte der Barbaren, sagt Bonfinius, so wie die Italiäner noch im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, alle Ausländer Barbaren nannten,) Crems und Linz, wohin sich der Kaiser geflüchtet hatte. Dieser Fürst hatte seine Kriegsvölker in Besazungen vertheilt, um den König desto länger durch Belagerungen aufzuhalten; allein diese Erwartung schlug fehl; schon war Wien aus Mangel an Lebensmitteln der Uebergabe nahe, und Wladislav konnte nicht schnell genug dem Kaiser zu Hülfe ziehen. Für den König war es auch keine geringe Aufmunterung, daß der Papst dem Kaiser über die Belehnung, welche Wladislav von ihm empfangen hatte, sein Mißfallen bezeigte, und sowohl ihm, als den Böhmen und Mähren die Erklärung that, Matthias allein werde von ihm stets vor den rechtmäßigen König von Böhmen gehalten werden. Daher bot nun Friedrich dem Könige den Frieden an, und der Papst nebst den Venetianern suchten ihn ebenfals zu vermitteln. Es wurde bald ein Stillstand getroffen; aber die Königinn Beatrix lag sowohl ihrem Gemahle, als dem Kaiser, ihrem Anverwandten, so eifrig an, einen vollkommenen Frieden einzugehen, daß dieser noch gegen das Ende des Jahrs 1477. auf folgende Hauptbedingungen zu Stande kam. Sobald der König den kaiserlichen Belehnungsbrief über das Königreich Böhmen und die damit verbundene Kurwürde, gerade in der Gestalt, wie solchen ehemals Wladislav erhalten hatte, bekommen würde: so wollte er alsbald sein Heer Oesterreich räumen laßen; dagegen auch dem Kaiser Beistand

stand leisten, wenn er von dem Könige von Pohlen, oder von deßen ältesten Sohne wegen der gedachten Belehnung angegriffen werden sollte. Der Kaiser und die Oesterreichischen Stände mit ihm sollten dem Könige eine schriftliche Versicherung über hundert tausend an ihn für Kriegskosten zu zahlende Gulden, ausstellen; wenn ihm dieselbe eingehändigt worden wäre, so wollte er sogleich alle eroberte Plätze dem Kaiser übergeben laßen. Endlich sollte dieser Fürst die Oesterreichischen Anhänger des Königs wieder in den Besitz ihrer Güter einsezen, und ihnen verzeihen. Würklich ließ auch der Kaiser gleich darauf die genannte Belehnungsurkunde für den König ausfertigen, und verwies die Einwohner aller zum Böhmischen Reiche gehörigen Länder, an ihn, als ihren einzigen wahren König. Der päpstliche Gesandte, der sich im Anfange des Jahrs 1478. zu Breslau eingefunden hatte, wollte auch dabey das Ansehen seines Herrn behaupten, ließ also jeden Sonntag daselbst von allen Predigern den Bann wider den König von Pohlen, und alle Unterthanen deßelben, auch wider Wladislav und seine Anhänger, bekannt machen; sogar den Pohlen und Böhmen in dieser Stadt allen Gottesdienst in ihren Kirchen untersagen. Allein er sezte dadurch nur die Breslauer der Rache dieser beiden Nationen auf ihren Reisen aus.

Eben diese Veränderungen aber, da sich Wladislav von dem Kaiser verlaßen, und von dem Papste feindlich behandelt sah, beförderten den völligen Frieden zwischen ihm und dem Könige Matthias; zumal da dieser sich stark genug fühlte, um von Schlesien aus, dem deutschen Orden und dem Bischof von Wermeland in Preußen, gegen den König von Pohlen gewaffnete Hülfe zu schicken. Zwar wollte Matthias

den zu Brünn um Ostern des Jahrs 1478. geschlossenen Frieden nicht genehmigen, weil seine Bevollmächtigten bey demselben weiter gegangen wären, als er ihnen erlaubt hätte. Sie hatten insonderheit zugegeben, daß er dem Wladislav, aber dieser nicht ihm, den Nahmen eines Königs von Böhmen beilegen sollte. Doch im September eben dieses Jahrs, kam man zu Olmütz über folgende Friedensbedingungen überein. Sowohl Matthias als Wladislav sollten sich beide Könige von Böhmen nennen und schreiben. Der erstere sollte Mähren, Schlesien, die Lausitz und die Sechsstädte; der leztere aber Böhmen, als wahre Könige und Erbherren, besizen. Würde Matthias sterben, und Wladislav oder seine Nachfolger wollten Mähren nebst den übrigen Ländern, wieder mit dem Böhmischen Reiche vereinigen: so sollten dem neuen Ungrischen Könige dafür viermal hundert tausend Dukaten bezahlt werden. Wenn hingegen Wladislav früher sterben, und Matthias zu seinem Nachfolger gewählt werden sollte: so sollten jene Länder desto mehr an Böhmen zurückfallen. Nach diesem Vergleiche, fand Matthias auch weniger Schwierigkeiten, im folgenden Jahr 1479. auf dem Reichstage zu Sirad in Pohlen, seine Händel mit diesem Reiche und deßen Könige größtentheils beizulegen. Er nahm sich dabey auch der Vortheile des deutschen Ordens an, und versprach, die pohlnische Handlung mit Ungarn mehr zu begünstigen.

In dieses Reich hatten ihn nun dringendere Angelegenheiten zurückgerufen. Er brauchte einen neuen Geldbeitrag zur Fortsezung des Türkenkriegs; zumal da ihm die Venetianer ihren bisherigen, in der Besorgniß, er möchte ihn zum Kriege mit dem Kaiser anwenden, entzogen hatten. Matthias versammlete

also die Ungrischen Stände zu Buda, und sie waren sehr bereitwillig, ihm eine neue Kriegssteuer, fünf Jahre hindurch, dergestalt zu zahlen, daß jeder Thorweg einen Goldgulden tragen sollte. Zugleich schlugen sie vor, daß sie und ihre Mitbürger nicht wider alle Feinde des Königs ohne Unterscheid, sondern nur alsdann zu fechten verbunden seyn sollten, wenn der Römische oder Türkische Kaiser, ingleichen die Könige von Pohlen und Böhmen, oder der Baßa von Romanien, persönlich einen Einfall in das Reich vornehmen würden. Allein, sezten sie hinzu, da das Reich, außer andern Beschwerden, durch die zum Kriege ziehenden Soldaten so sehr verwüstet worden wäre, daß die armen Einwohner kaum die nöthigsten Lebensbedürfniße haben könnten: so bäten sie den König, zur Erholung für das Reich, darauf bedacht zu seyn, daß die Kriegsvölker künftig die Unterthanen nicht so hart bedrückten; daß der Bau mancher Schlößer ihnen nicht zu lästig würde; [daß] auch nur in solchen Grafschaften, wo Straßenraub, Diebstahl, Menschenverkauf, Verstümmelungen, Mordthaten und andere Verbrechen im Schwange giengen, allgemeine Gerichte ohne Geldkosten gehalten werden möchten. Sie verlangten weiter, daß gegen Besizer von Gütern bloß rechtlich, nicht gewaltthätig, verfahren werden sollte; daß der König, auf eine bloße Klage, keine Güter eines Edelmanns in Besiz nehmen, keinen derselben willkührlich gefangen halten, auch insonderheit nicht ohne Rath und Urtheil der Stände und Edelleute, einen von ihnen bestrafen möchte. Alle diese Bitten der Reichsstände bestätigte der König, weil sie dem Reiche vortheilhaft wären.

Er hatte desto mehr Ursache, sich so gefällig zu bezeigen, da es gar bald mehr als Gefahr wurde, was

von Seiten der Türken dem Reiche drohte. Sie fielen im Jahr 1479. hundert tausend Mann stark, in Siebenbürgen ein, verwüsteten es weit und breit, waren auch bereits auf dem Rückzuge begriffen, als sie ein kleines Heer des Woiwoden von diesem Lande angriffen; aber, nachdem ein Ungrischer Großer demselben zu Hülfe gekommen war, eine Hauptniederlage litten. Matthias, der geschwind, aber doch zu spät, Rüstungen wider die Türken angestellt hatte, konnte es ihnen nicht verwehren, daß sie bald darauf auch in Slavonien, Steyermark und in Ungarn bis nach Raab und Hünz, einen verheerenden Einfall wagten. Freylich durfte er sich damals von keinem seiner Nachbarn wider diese Feinde einigen Beistand versprechen. Die Venetianer hatten sogar einen Vergleich mit den Türken geschloßen, durch welchen diese mehr Muth gewannen, die Ungarn anzugreiffen. An die deutschen Reichsfürsten schickte der König zwar Gesandte, die um Hülfe anhielten; aber ohne etwas auszurichten. Auch beschwerte er sich gegen den Papst, daß derselbe keinen Eifer für diese seine wichtigen Bedürfniße blicken ließe. Als ihm die Cardinäle hierauf antworteten, ein solcher Argwohn gegen den Papst, der immer thätig wider die Türken sey, könne dem Könige nur auf Anstiften eines bösen Geistes beigebracht worden seyn: schrieb dieser nicht allein zurück, er habe von jenen gerühmten Gesinnungen keine Würkung verspürt; sondern klagte auch darüber, daß der allerheiligste Herr ihn, nach so vielen Arbeiten, die er für den katholischen Glauben und die Beschüzung der Christenheit übernommen hätte, gar oft schlecht belohne, und ihm nicht einmal Gerechtigkeit wiederfahren laße. Zum Beispiel führte er an, daß der Papst die Insel Veglia, die zum Ungrischen Reiche gehöre, den Venetianern zugesprochen, und dem königlichen Wahlrechte zuwider, das

das Bißthum Modrusch mit einem andern, als den der König dazu bestimmte, besezt habe. Solche Eingriffe könne er nicht ertragen: denn in Ungarn sehe man diese Angelegenheiten vor sehr wichtig an; erst neulich hätten ihm die Stände mit so großem Geschrey vorgeworfen, er verabsäume seine Rechte, daß er einen allgemeinen Aufstand deswegen habe befürchten müßen; ja die Ungarn würden viel lieber das doppelte Kreuz, welches ihr Reichswapen ist, in ein dreyfaches verwandeln, als verstatten, daß geistliche Stellen, welche die Krone zu vergeben berechtigt ist, von dem Apostolischen Stuhl vertheilt werden. — Diese Klagen scheinen gerecht gewesen zu seyn; ob aber die Vorwürfe, welche der König den Venetianern wegen ihres mit den Türken getroffenen Friedens, den er höchst schändlich nannte, eben so gegründet gewesen sind, bleibt etwas zweifelhaft. Denn ob sie ihm gleich die Geldhülfe zum Türkenkriege entzogen, und sich dadurch seiner Unterstüzung beraubt hatten; so war er doch zugleich durch seine fast ununterbrochenen Feldzüge gegen den Kaiser, Böhmen und Pohlen außer Stand gesezt worden, auf jener Seite etwas Entscheidendes zu leisten.

Auch jezt hatte er sich kaum mit zwey Königen ausgesöhnt, als er, an Statt seine ganze Macht wider die Türken zu kehren, wie es so nothwendig war, in einen neuen Krieg mit dem Kaiser hineingezogen wurde. Welcher von beiden Fürsten die meiste Schuld daran gehabt habe, ist schwer zu bestimmen; doch mag die erste Veranlaßung von dem Kaiser hergekommen seyn. Er zahlte dem Könige die hundert tausend Gulden nicht, die derselbe Kraft des lezten Vergleichs zu fordern hatte. Man sagt sogar, daß Friedrich dieses Geld bereits von den Wienern bekommen, aber aus Geiz und Eigensinn zurückbehalten habe. Eine neue

Zwistigkeit hatte sich zwischen diesen beiden Herren über Johann Beckenschlägern, ehemaligen Erzbischof von Gran, erhoben. Dieser Prälat, ein Schlesier von niedrigem Herkommen, dem Matthias wegen seiner großen Sprachkenntniß, und Fertigkeit in Geschäften, nicht allein die erste geistliche Stelle in Ungarn ertheilt, sondern auch die Cardinalswürde verschafft hatte, dem er selbst sein Vertrauen schenkte, war im Jahr 1476. mit sehr ansehnlichen Schätzen an Geld und kostbaren Geräthschaften, heimlich zu dem Kaiser übergegangen: entweder, weil ihm derselbe Hoffnung zu einer noch wichtigern geistlichen Würde gemacht hatte, um durch ihn die geheimern Maaßregeln des Königs zu erfahren; oder, weil er bey diesem verdächtig geworden war; nach andern sogar aus Mißvergnügen und Neid über die Erhebung eines andern Ungrischen Prälaten zum Cardinal. Der Kaiser hatte ihn sehr wohl aufgenommen, und eine Unterhandlung schon ziemlich weit gebracht, durch welche der Erzbischof von Salzburg dem Ungrischen Prälaten sein Stift überlaßen, und dafür das Wienerische Bißthum bekommen sollte. Allein Matthias wußte den darüber errichteten Vergleich durch den Bischof von Seckau in Oesterreich rückgängig zu machen. Dadurch hielt sich der Kaiser so sehr beleidigt, daß er die Güter und Einkünfte dieses Bischofs in Beschlag nahm. Der Bischof hingegen begab sich in den Schuz des Königs, der sich vergeblich bemühte, ihn mit dem Kaiser auszusöhnen, und daher ein ordentliches Bündniß mit ihm schloß, wofür ihm der Bischof die Plätze, welche er in Steyermark inne hatte, einstweilen überließ. Eben so verband sich der König mit dem Erzbischof von Salzburg; versprach ihm seinen Beistand gegen den Kaiser, und sollte dafür die Städte des Erzbischofs in Kärnthen besezen: er erreichte auch

dieses

dieſes leztere durch Liſt. Nachdem er von den Oeſterreichiſchen Ständen die hunderttauſend Gulden vergebens gefordert hatte, die ſie nicht weniger als der Kaiſer, zu zahlen ſchuldig waren, begehrte er von dieſem den freyen Durchzug durch ſeine Erbländer gegen die Venetianer, welche ihm die Inſel Veglia entrißen hatten. Sobald aber ſein Feldherr gegen das Ende des Jahrs 1479. in die gedachten Länder mit Kriegsvölker eingerückt war, bemächtigte er ſich aller feſten Städte der beiden Prälaten daſelbſt, wie Rakersburg, Pettau, und anderer mehr.

Keiner von beiden Fürſten wollte das Anſehen haben, der Urheber eines neuen Kriegs zu ſeyn, den auch einige Reichsfürſten bey dem Kaiſer zu verhüten ſuchten. Matthias inſonderheit gab den Schritt, den er im Oeſterreichiſchen gethan hatte, bloß vor eine Folge ſeiner Verbindungen mit den beiden Biſchöfen aus, und wandte, ganz unbekümmert darüber, im Jahr 1480. vielmehr ſeine Aufmerkſamkeit auf den Einfall, den die Türken damals in Kärnthen und Steyermark wagten. Um ſie zu hindern, daß ſie nicht auch einen Theil ſeines Reichs ausplünderten, beſchloß er, ſie auf dem Rückzuge anzugreifen; fand aber, als er mit ſeinem Heere an den Sauſtrohm gekommen war, daß ſie bereits über denſelben gegangen wären. Er ſezte ihnen alſo nach, und verwüſtete ihr eigenes Land. Allein plözlich rief ihn die Nachricht zurück, daß der Kaiſer fünfhundert Reiter nach Ungarn geſchickt habe, welche es in der Gegend zwiſchen der Leita und Raab grauſam verheerten. Schon war er Willens, dieſes durch einen Einfall in das Oeſterreichiſche zu vergelten; doch auf dem Wege dahin, empfieng er ein ſehr rührendes Abmahnungsſchreiben des Papſtes, das ihn zu einem andern Entſchluße brachte. Unter-

deßen antwortete er dem Papste, so geneigt er sey, sich wider gegen die Türken zu wenden, und ihm die Entscheidung seiner Zwistigkeit mit dem Kaiser zu überlaßen; so nöthig wäre es auch, daß der Papst zu dieser Absicht einen solchen Gesandten bevollmächtigte, der strenger sey, als der ihm bekannte Bischof, weil der Kaiser sich gar zu gern zurückziehe und entwische, wenn man von ihm, was recht ist, fordere; mithin der päpstliche Gesandte nicht allein alles genau untersuchen und bestimmen, sondern auch denjenigen, der billige Bedingungen nicht annehmen wollte, durch Strafen dazu zwingen müßte.

Beinahe scheint es, daß Matthias, ob er gleich dem Kaiser nichts weniger als gewogen war, doch seine Gemüthsart ziemlich wohl getroffen habe. Denn Friedrich kehrte sich nicht an den Vergleich, den der päpstliche Abgeordnete gestiftet hatte; und wollte doch auch den Krieg vermeiden. Er zahlte die ausbedungene Summe nicht; und hatte gleichwohl durch eine drückende Steuer in Oesterreich, viel Geld, selbst von den Klöstern, erpreßt; er wollte auch die von dem Graner Erzbischof mitgebrachten Schätze nicht zurückgeben, noch ihn zur Ablegung seines ehemaligen Titels nöthigen. Daher kündigte ihm Matthias noch im Jahr 1480. den Krieg an, indem er ihm nicht allein viele feindseelige Anschläge gegen sein Reich, sondern auch eine Anreizung anderer Fürsten wider ihn, vorwarf. Der Krieg nahm auch gleich seinen Anfang; wurde jedoch mit geringer Lebhaftigkeit geführt. Von dem Kaiser war sie auch jezt nicht, wie niemals, zu erwarten; die deutschen Reichsstände, denen Matthias die Ursachen seiner Kriegserklärung eröfnete, machten ihrem Oberhaupte Vorwürfe darüber, daß er den König von einer Unternehmung zurückgehalten hätte, die selbst zur

Beschü-

Beschüzung Deutschlands wider die jährlichen Anfälle der Türken hätte dienen können; versprachen zwar dem Kaiser, als er sich dagegen vertheidigte, Hülfsvölker; stellten aber nur wenige. Auf der andern Seite mußte Matthias seinem Schwiegervater, dem Könige Ferdinand von Neapel, schnellen Beistand leisten, weil ihm die Türken Otranto, eine seiner Seestädte, entrißen hatten. Er schickte ihm also in diesem und in dem folgenden Jahr 1481. eine Anzahl Soldaten; erbot sich auch, ihm einen Vorrath von Kriegsgeräthschaften aller Art zu senden. Aus dem Briefe, welchen er darüber an einen bey dem Könige von Neapel sich aufhaltenden Ungrischen Bischof schrieb, und aus welchem bereits oben (S. 81.) die Kriegsverfaßung der Ungarn zu dieser Zeit erläutert worden ist, sieht man nicht undeutlich, daß Matthias geglaubt habe, sein Schwiegervater werde am besten thun, wenn er seine Art Krieg zu führen annähme. Er empfol ihm, den mitgeschickten Ungrischen Feldherrn, der des Kriegs mit den Türken sehr kundig wäre, vor andern zu gebrauchen; den Angriff auf Städte durch große Schleudern vorzunehmen, und für sein Heer durch eine reichliche Zufuhr von Lebensmitteln zu sorgen.

Indem aber der Krieg des Königs mit dem Kaiser nur schläfrig, und mit abwechselndem Glücke geführt wurde: suchte er es bey dem Papste dahin zu bringen, daß ihm von mehrern Fürsten eine Hülfe an Gelde und Kriegsvölkern wider die Türken geleistet werden möchte. Denn er versicherte, durch seine Kundschafter erfahren zu haben, daß die großen Zurüstungen des Sultans Muhamed allein gegen ihn gerichtet wären. Der Papst stiftete auch einen dreyjährigen Stillstand zwischen allen im Kriege begriffenen Fürsten, und zeichnete einen Entwurf für die Italiäni-

liäniſchen Mächte, wie viel Geld ſie dem Könige zu jener Abſicht zahlen ſollten. Der päpſtliche Geſandte beförderte inſonderheit im Jahre 1481. einen Stillſtand zwiſchen dem Könige und dem Kaiſer; obgleich Matthias ſeine Unzufriedenheit über dieſen Geſandten bezeigte, daß er dem Kaiſer von den deutſchen Reichsſtänden wider die Türken nicht Kriegsvölker, ſondern Geld zu verſchaffen ſuchte, das dieſer Fürſt vielmehr wider Ungarn gebrauchen würde. Der ehemalige Erzbiſchof von Gran verurſachte noch immer eine Hauptzwiſtigkeit zwiſchen beiden Fürſten. Matthias erklärte ſich bereit, ihm mit dem Titel dieſes Erzbißthums, den Beſiz des Bißthums Raab einzuräumen. Endlich aber wurde doch, mit Ausſchließung des Erzbiſchofs, ein Vertrag errichtet, Kraft deßen der König alle in dieſem Kriege dem Kaiſer entrißene Städte und Schlößer demſelben wieder übergeben; dieſer hingegen ihm funfzig tauſend Gulden zahlen ſollte.

Unterdeßen war der Sultan Muhamed der zweyte im Jahr 1481. geſtorben: dieſer ſo kluge, tapfere und glückliche Kaiſer, der über dreyßig Jahre lang alle benachbarte chriſtliche Länder, und vorzüglich auch Ungarn, äußerſt beunruhigt hatte. Sein Sohn und Nachfolger Bajazet (oder eigentlich Bajeßid) gerieth gleich anfänglich in einen Krieg mit ſeinem Bruder Dſchem, (den die Europäer Zem oder Zizim nannten) in Aſien. Das ſchien für den König Matthias eine vielverſprechende Einladung zu ſeyn, ſchneller und nachdrücklicher als jemals einen Angriff auf das türkiſche Gebiet vorzunehmen. Die Kriegsvölker, welche er ſeinem Schwiegervater zugeſchickt hatte, nöthigten die Türken, Otranto zu verlaßen: auch eine Aufmunterung für die italiäniſchen Fürſten und Staaten, ihn zum Feldzuge gegen dieſe Feinde zu unterſtüzen.

stüzen. Entschloßen zu demselben, rief Matthias seine Reichsstände im Jahr 1481. nach Buda, um die nöthige Bewilligung von Geld und Soldaten zu erhalten. Im Einverständniße mit ihnen, gab er auch daselbst neue Geseze; hauptsächlich in Absicht auf die Zehnten, die der Geistlichkeit vom Wein, von Landesfrüchten, Lämmern und Bienen entrichtet wurden. Er bestimmte vieles hierüber genauer und billiger; befreyete auch die Rasciер oder Raitzen von der Zahlung dieser Zehnten auf einige Jahre, bis diese der griechischen Kirche zugethane Flüchtlinge aus dem türkischen Reiche, noch mehrere nach sich gezogen, und sich selbst recht festgesezt haben würden. Unter andern wurde noch ausgemacht, daß die Prälaten und ihre Verweser keine bloß allgemein abgefaßten, sondern nahmentlich bezeichnete Vorforderungen ergehen laßen, und weltliche Personen nicht wegen Kleinigkeiten, noch weniger wegen Dinge, die nicht für die geistlichen Gerichte gehörten, vor dieselben ziehen sollten.

Kaum aber war Matthias mit seinem Heere bis in die Nähe der Sau gekommen, als er die Nachricht erhielt, daß der Kaiser einen Strich von Ungarn gegen Oedenburg zu, durch einen abgeschickten Haufen habe ausplündern laßen. Dieser Fürst, der alles hervorsuchte, um nur das versprochene Geld nicht bezahlen zu dürfen, glaubte, daß der König davon abstehen würde, damit er bey seinem türkischen Kriege, den Rücken frey behielte. Dazu kam, daß der vormalige Erzbischof von Gran, deßen in dem lezten Vergleiche gar nicht gedacht worden war, den Kaiser desto mehr angereizt hatte, denselben zu brechen. Nichts übertraf also den aufwallenden Zorn, womit jezt Matthias sein wider die Türken bestimmtes Heer zurück gegen den Kaiser führte. Er ließ es noch im Jahr

1481.

1481. in zween Hauffen getheilt, zugleich in Oesterreich und Steyermark eindringen. Das erstere Land wurde von einem seiner Feldherren bis über Crems hinaus verwüstet; ein anderer eroberte die steyermärkischen Festungen Rakelsburg, Cilley, und andere mehr. Allein bey der Belagerung des Schloßes Fürstenfeld, kam der oftgenannte Erzbischof zum Entsaze, und die Ungarn wurden zurückgeschlagen. Eben diesem Prälaten trat kurz darauf der Erzbischof von Salzburg, mißvergnügt darüber, daß der König Matthias, in deßen Schuz er sich begeben hatte, sein Land mit harten Steuern belegte, daßelbe völlig ab.

Bey diesem Ausbruche eines neuen Kriegs, gab sich zwar der Papst sogleich viele Mühe, denselben zu unterdrücken; er gieng aber auch im Jahr 1482. mit einiger Lebhaftigkeit fort. Matthias ließ wiederum den Strich von Oesterreich zwischen Wien und Paßau ohne die geringste Schonung verheeren, auch einige Städte daselbst besezen. Bruck an der Leita, eine kleine Stadt gegen die Ungrische Gränze zu, war auf Befehl des Kaisers, dem die deutschen Reichsstände einige Kriegsvölker gesandt hatten, etwas befestigt, und mit einer Besazung versehen worden. Diese streifte von daher so häuffig nach Ungarn, und that so vielen Schaden, daß Matthias seine tiefer ins Oesterreichische abgeschickte Befehlshaber zurückrief; ohne doch die dort eingenommenen Plätze zu verlaßen. Darauf belagerte er Haimburg, eine Oesterreichische Gränzfestung an der Donau; wurde aber in dieser Unternehmung dadurch aufgehalten, daß einer seiner Feldherren, den er zum Auskundschaften der Feinde vorwärts hatte rücken laßen, von ihnen überfallen und geschlagen worden war. Selbst die Belagerung ward auf das erste vergrößernde Gerücht von dieser Niederlage

lage aufgehoben. Bald aber fieng ſie der König von neuem an; trieb zehntauſend Reiter, durch welche der Kaiſer die Stadt zu entſezen ſuchte, zurück; und nöthigte ſie nicht allein zur Uebergabe; ſondern brachte auch den Befehlshaber des daneben liegenden ſehr feſten Schloßes durch Geld dahin, es ihm einzuräumen.

Mittlerweile hatte Matthias auch die Türken nicht aus den Augen gelaßen. Sein Feldherr, Paul Kinyſi, den er wider dieſelben mit dreyßig tauſend Mann abſchickte, war im Jahr 1482. in Servien eingedrungen, hatte die Feinde mehrmals geſchlagen, das Land verheert, eine große Menge dortiger Einwohner zum Anbau von Ungarn fortgeführt, auch zur Sicherheit der Gränzen des Reichs jenſeits der Sau einige kleine Feſtungen angelegt, und mit Soldaten beſezt hinterlaßen. Es ſchien auch, daß auf dieſer Seite etwas Entſcheidendes ausgerichtet werden könne, weil der Sultan Bajazet ſich damals genöthigt ſah, ſeine Waffen gegen einen aufrühriſchen Großen in Aegypten zu kehren. Der König wünſchte daher den weniger nöthigen Krieg mit dem Kaiſer zu endigen, und ſchrieb im Jahr 1483. an die deutſchen Reichsfürſten, ſie möchten zu einer ſo bequemen Zeit, als die jezige wäre, da die Türken ihre Macht aus Europa großentheils weggezogen hätten, die ihrige mit ihm gegen ſie vereinigen; aber auch den Kaiſer zu einem billigen Vergleiche bringen. Dieſer Fürſt ſandte ſelbſt an den König einen Biſchof, um des Friedens wegen mit ihm zu handeln; und dennoch blieb auch dieſe ſcheinbare Annäherung gegen einander fruchtlos. Vermuthlich waren beide Herren mit einem zu ſtarken Mißtrauen eingenommen; oder, welches noch glaublicher iſt, die Vorſchläge des Kaiſers gaben keinen ſichern und hinlänglichen Grund ab. Im Frühlinge alſo des

Jahrs

Jahrs 1483. eroberte Matthias auch Bruck an der Leita; die Gränzen von Ungarn gegen Oesterreich wurden dadurch desto mehr gedeckt, und da er alle kleine Plätze um Wien herum ebenfals besezte, schnitt er dieser Hauptstadt die Verbindung mit dem Lande gänzlich ab. Der Kaiser hatte sich unter diesen Umständen bereits nach Grätz in Steyermark flüchten müßen. Hier bemühte sich der päpstliche Gesandte auf mancherley Art, ihm friedlichere Gesinnungen einzuflößen; fand jedoch, daß Friedrich alle Schuld des Kriegs auf den König warf, von ihm die ersten Anerbietungen erwartete; überdieß auch die falsche Meinung sich tief eingeprägt hatte, daß derselbe, durch Geldmangel gezwungen, den Frieden von selbst werde eingehen müßen. Darauf begab sich der Gesandte nach Buda, wo er nicht nur ein Schreiben seines Hofs überreichte, das auf eben denselben Endzweck zielte; sondern auch die Großen, und vorzüglich die Königinn selbst, zur Unterstüzung des Friedensgeschäftes, auf seine Seite brachte. Sie zeigte ihm, wie er seine Absicht bey ihrem Gemahl am ersten erreichen könnte. Allein ob er gleich in der Versammlung der Reichsstände vorschlug, der König möchte die eroberten Plätze dem Papste einräumen; dieser sollte dafür sorgen, daß der Kaiser ihm seine Kriegskosten erstatte, worauf derselbe erst jene Plätze wieder erhalten sollte; so wollte doch der König dieses nur mit der Bedingung annehmen, wenn der Kaiser und das deutsche Reich ihm drey Jahre hindurch zehntausend Reiter zur Hülfe wider die Türken stellen würden. Dem Gesandten gefiel dieses nicht, weil es bey dem Kaiser schwerlich Eingang finden durfte; dagegen kam er mit dem Könige überein, daß der Papst, selbst ohne Vorwißen des Kaisers, der sonst, wie Matthias sagte, solches hindern würde, eine deutsche Reichsversammlung zur

Beför-

Beförderung des Friedens anstellen sollte. In seinem Berichte an den Papst, bewunderte der Gesandte den König auf allen Seiten ungemein, rühmte besonders seine majestätische Beredsamkeit, Klugheit, List und Kühnheit; seinen Palast, der von keinem in Italien übertroffen würde; den Reichthum seiner Kostbarkeiten und seiner Pracht, die an Salomons Hofe nicht gröſſer gewesen seyn könnte; auch die Menge seines furchtbaren Geschützes, von welchem ein Stück durch achtzehn Pferde fortgezogen würde. Schlau genug wandte dieser Gesandte alle Künste an, um den König zu gewinnen; er sagte sogar zu ihm, es sey ihm unrühmlich, daß er, als ein Löwe, mit einer Maus Krieg führte. Der König zischelte aber auch einmal dem Gesandten ins Ohr: „Wenn ich nicht wäre, und diesen Krieg „nicht mit diesem unbilligem Manne geführt hätte: „so würdet ihr Geistlichen, die er haßt, es schon „empfinden.“

Ganz unerwartet verglich sich Matthias mit dem türkischen Sultan eher und leichter, als mit seinem christlichen Nachbarn. Es hatten ihm zwar sogar einige Feldherren des Bajazet den wichtigen Antrag gethan, er möchte sich den Bruder dieses Kaisers, Dschem, der sich zu den Christen auf der Insel Rhodus gerettet hatte, von denselben ausliefern laßen; sie wollten ihm alsdann mit Geld und Kriegsvölkern wider den Bajazet beistehen. Matthias verlangte auch diese Auslieferung mehrmals und nachdrücklich von dem Groſmeister des Johanniter Ordens zu Rhodus; er wurde bey so günstigen Aussichten auf die Eroberung von Servien und Bosnien, auch geneigter zum Frieden mit dem Kaiser. Allein er konnte jenen Prinzen nicht in seine Hände bekommen; und da er aus Böhmen Nachricht erhielt, daß die Hußiten nicht allein

Herren von Prag geworden wären, sondern auch den König Wladislav ziemlich in die Enge getrieben hätten: so sagte er sogleich zu dem päpstlichen Gesandten, die Friedenshandlungen mit dem Kaiser müßten bey dieser Verwirrung langsam betrieben werden. Plözlich kamen türkische Gesandten im Jahr 1483. zu Buda an, und brachten ein Schreiben des Bajazet, worinne er dem Könige einen fünfjährigen Stillstand antrug: nicht, sagte er, als wenn er sich vor ihm fürchtete; sondern, weil sie beide mit andern Feinden genug beschäftigt wären; sie könnten auch endlich einen immerwährenden Frieden mit einander schließen. Die meisten Großen und Räthe des Königs, insonderheit der Erzbischof von Colocza, der damals seines Vertrauens hauptsächlich genoß, wollten nichts von diesem Stillstande wißen. Sie glaubten, daß der König sich der angebotenen Gelegenheit, die Türken mit ihrer eigenen Hülfe zu bekriegen, bedienen müße; zumal da der Gesandte des Papstes Friedensvorschläge von dem Kaiser eröfnet hatte. Dennoch nahm Matthias den Stillstand an; wobey er ausmachte, daß die Türken sein Gebiet nicht betreten, sondern nur der Handelschaft wegen sich deßen Gränzen nähern sollten. Sein Entschluß wird daraus begreiflich, weil Dshem nunmehr nach Frankreich abgeschickt werden sollte, und auf den Frieden mit dem Kaiser sich wenig bauen ließ.

Allein der Stillstand mit den Türken wurde schon im folgenden Jahr 1484. von ihnen gebrochen, indem sie Kilia, an der Mündung der Donau, und Akiermann, am Ausfluße des Dnieſter ins schwarze Meer, beides Festungen an der Gränze der Moldau gelegen, und zu Ungarn gehörig, wegnahmen. Der König schrieb alsbald an den Sultan, warf ihm diese Treuloſigkeit vor, und verlangte die Rückgabe der gedachten Plätze,

Digitized by Google

Plätze, weil er sie sonst bald erobern würde. Darauf antwortete Bajazet, er habe den Stillstand nicht übertreten, und würde eher den Todt wählen, als treulos handeln; es sey aber auch die Moldau und Walachey im Stillstande nicht mit begriffen worden, und er übersende dem Könige die darüber ausgefertigte Urkunde, damit er sich selbst durch den Augenschein davon überzeugen könne; er werde zwar künftig gar keinen Angriff auf die Länder des Königs thun laßen; aber die beiden eroberten Festungen könne er nicht zurückgeben, weil sie ihm zu viel Volk gekostet hätten; es müßte sich denn eine dringendere Veranlaßung dazu finden.

Als Matthias die Urkunde gelesen hatte, sah er, daß die Entschuldigung des Sultans nicht ungegründet sey. Sein Zorn aber kehrte sich nun gegen den Erzbischof von Colocza, der sie abgefaßt hatte; er züchtigte ihn sogar dafür mit dem Stocke, und ließ ihn gefangen sezen; welches er ohngefähr sechs Jahre auf königlichen Schlößern, unter ziemlich leidlichen Umständen, blieb. Alle Ungrische Großen erstaunten über diese Bestrafung eines so ansehnlichen Prälaten, nicht ohne merklichen Unwillen. Er war damals der vornehmste Staatsbediente des Königs, der allein mit ihm frey über alles reden durfte, und besonders die ungewöhnlichen Steuern tadelte, die der König wohl dreymal bis viermal des Jahrs wegen seiner vielen und langwierigen Kriege auflegte; wiewohl seine Freymüthigkeit auch andere Großen traf. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der König überhaupt die Kühnheit des Erzbischofs habe niederschlagen, und andern Ungrischen Herren ein warnendes Beispiel an ihm geben wollen. Sonst war es freylich kaum der Mühe werth, von den Türken genaue Erläuterungen über ihr Betragen an den Gränzen der Moldau zu forden, da der Woiwode

dieſes Landes, indem er den König in den Krieg mit dem Kaiſer verwickelt ſah, ſich in den Schutz von Pohlen begeben hatte, um gegen jene Feinde wenigſtens von einer Seite bedeckt zu werden. Auch fielen die Türken, ohngeachtet des Stillſtandes, noch im Jahr 1484. durch das Ungriſche Gebiet in Krain und Kärnthen ein, aus welchen Ländern ſie, weil ſie von dem Kaiſer, um des Ungriſchen Kriegs Willen, von Soldaten entblößt worden waren, über zehntauſend Gefangene fortſchleppten. Auf der Rückkehr verwüſteten ſie Croatien; wurden aber von dem dortigen Ban oder Befehlshaber alle niedergehauen.

Daß der Stillſtand, den Matthias mit den Türken eingegangen hatte, ihn bey andern Fürſten verhaßt gemacht habe, zumal da ſie dadurch noch mehr den Streifereyen dieſer Nation ausgeſezt wurden, iſt gewiß. Unterdeßen wußte der Papſt noch nichts von demſelben, als er am Ende des Jahrs 1483. den König ſehr dringend ermahnte, daß er, der immer ein Hammer der Ungläubigen und Ketzer geweſen ſey, der auch Böhmen, als ſein Reich, beſchüzen müße, den Katholiſchen in demſelben gegen die Wuth der Ketzer ſogleich zu Hülfe kommen möchte. Diesmal aber befand der König nicht vor nöthig, ſich in dieſe Angelegenheiten zu mengen; ob er es gleich unter eben demſelben Vorwande, wie ehemals, thun konnte. Die Eroberungen in Oeſterreich zu behaupten, und zu erweitern, ſcheint jezt ſein vornehmſtes Augenmerk geweſen zu ſeyn. So eifrig auch der päpſtliche Geſandte die Friedensunterhandlungen bey ihm und dem Kaiſer fortſezte; ſo entfernten ſie ſich doch beinahe noch weiter von einander. Der Geſandte ſchrieb an ſeinen Herrn, wenn gleich Salomo ſelbſt tauſend Vorſchläge von einem Theil zum andern tragen ſollte, ſo würde doch

ein

ein jeder anders verstanden werden, als von demjenigen, der ihn entworfen hätte. In der That mögen beide Fürsten, argwöhnisch gegen einander, immer neue Schwierigkeiten erregt, und sich zurückgezogen haben, wenn man sie in dem Augenblicke der Vereinigung zu sehen glaubte. Matthias gestand es dem Gesandten beinahe selbst; dieser rieth zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser; die Königinn versicherte sogleich, dieses wäre der einzige Weg zum Frieden; ihr Gemahl machte Hoffnung dazu, und sagte überdies, er habe bereits die Königinn zu dem Kaiser schicken wollen, die er aber anzuhören sich geweigert habe. Eben so fruchtlos suchte der Papst durch den Bruder der Königinn, den Cardinal Johann von Aragonien, dem der König das Erzbißthum Gran ertheilt hatte, diesen Fürsten zur Aussöhnung mit dem Kaiser zu bewegen. Der Krieg nahm im Jahr 1484. mit der Belagerung von Korneuburg, einer Stadt einige Meilen von Wien, seinen Fortgang. Der Ungrische Feldherr Házy, dem sie Matthias aufgetragen hatte, schlug den Entsaz zurück, den der Kaiser abgeschickt hatte; dennoch vertheidigten die Bürger ihre Stadt so muthig, daß sie erst im siebenten Monathe durch die äußerste Hungersnoth gezwungen werden konnten, dieselbe zu übergeben.

Ein neuer Papst, der jezt zur Regierung gekommen war, Innocentius der achte, eilte noch im Jahr 1484. in den König zu dringen, daß er die Gefahr des katholischen Glaubens höher achten möchte, als alle Bedingungen, welche der ärgste Feind deßelben vorschlüge, der ihn ohnedieß nur auf eine treulose Art einzuschläfern bedacht wäre. Allein die Eroberungen des Königs waren schon zu ansehnlich, und boten ihm noch größere an, durch welche der Kaiser

zum Frieden genöthigt werden konnte, als daß er sie hätte fahren laßen sollen, um den türkischen Stillstand, der ihm doch in der Hauptsache dabey vortheilhaft war, ganz aufzuheben. Er gieng also vielmehr im Anfange des Jahrs 1485. auf Wien selbst loß; nicht ohne vorher vermeinte günstige Anzeichen der Sterndeuterey ausgeforscht zu haben. Noch war die Donau mit Eis bedeckt, als er im Jänner dieses Jahrs die Wienerische Besazung von der Brücke vertrieb, und der Stadt alle Zufuhr abschnitt. Bald darauf belagerte er sie mit einem dreyfachen Heere, schloß sie mit kleinen hölzernen Festungen und Thürmen ein, bemächtigte sich auch ihrer Vorstädte. Da indeßen die Einwohner sich auf eine sehr standhafte Gegenwehr gefaßt machten; die Stadt selbst nach den Kräften der damaligen Kriegskunst schwer zu bezwingen war, und Matthias außerdem seine Soldaten schonen wollte: so sah er sich auf das Mittel eingeschränkt, Wien durch Hunger in seine Gewalt zubringen. Doch ließ er seine Kriegsvölker nicht in einer schädlichen Unthätigkeit um diese Stadt herumliegen; er gebrauchte sie zum Theil die benachbarten kleinen Oerter sich zu unterwerfen: denn zu dieser Zeit thaten auch die Bewohner von Städtchen und Flecken regelmäßigen Soldaten einen Widerstand. Er selbst griff einen solchen unbedeutenden, aber zur Herbeyschaffung von Lebensmitteln bequemen Platz, Ebersdorf, mit seiner Leibwache förmlich an. Als er in dem Lager vor demselben, in einer kleinen Hütte mit einigen vertrauten Befehlshabern zu Tische saß, fehlte wenig daran, daß er nicht durch eine aus der Stadt abgeschoßene Kugel getödtet worden wäre. Er allein blieb dabey gelaßen; alle Anwesende hingegen wurden bestürzt, und geriethen auf den Argwohn, daß dieses eine verrätherische Nachstellung gewesen sey. Ebersdorf mußte sich bald darauf an den König ergeben.

Nach

Nach einigen Monathen der Einsperrung, riß in Wien der höchste Mangel an Lebensbedürfnißen ein. Eine große Menge Menschen hatte sich, aus Furcht vor dem Feinde, in diese Stadt gerettet: und nun mußten die Einwohner, die schon damals wegen ihres leckern Wohllebens bekannt waren, Pferde, Katzen und Mäuse eßen. Sie wankten gleichwohl noch nicht in ihrem Muthe; bekamen aber von dem Kaiser, der sich nach Linz begeben hatte, als sie ihn um Hülfe baten, die spöttische Antwort, sie möchten nun auch den Hunger dulden, den sie ihn, ihren Landesherren, ehemals in seiner Burg, oder im Schloße zu Wien, hatten ausstehen laßen. Endlich wurden sie also genöthigt, gegen den Anfang des Junius im Jahr 1485. dem Könige ihre Thore zu öffnen. Diese Stadt war schon eine der schönsten und reichsten von Deutschland; Matthias nahm die Huldigung von ihr an, und ertheilte ihr einige Freyheiten. Hier war es aber auch, wo der zu Ebersdorf entstandene Verdacht weit mehr Stärke gewann. Ein Geheimschreiber des Königs, Hieroslaus, (wie ihn Bonfinius nennt, vielleicht eigentlich Jeroslav,) den er großer Vertraulichkeit würdigte, war beschuldigt worden, daß er jenen Schuß auf den König im Lager bey Ebersdorf veranlaßt habe. Jezt ließ ihn der König gefangen nehmen, und auf die Folter werfen. Anfänglich gestand er während der Marter, daß er den Befehlshaber des gedachten Städtchens zu einem Versuche auf das Leben des Königs gereizt, ihm den Ort, wo sich derselbe aufhielt, sehr merklich bezeichnet, auch den Wienern heimlich Lebensmittel zugeschickt habe. Aber gleich darauf widerrief er dieses alles; es sey ihm, sagte er, durch die erlittene Peinigung ausgepreßt worden; er wäre ganz unschuldig, und wollte doch lieber sterben, als die Folter ausstehen. Matthias, der vom Gegentheil

überzeugt zu seyn glaubte, erbot sich, ihm Gnade wiederfahren zu laßen, wenn er darum bäte. Doch dazu ließ sich Hieroslaus durchaus nicht bewegen; er zog den Todt dem Bekenntniße eines so schändlichen Verbrechens, das er nie begangen hätte, vor. Erzürnt über diese Hartnäckigkeit, gab Matthias den Befehl zu seiner Hinrichtung. Die Wiener, vor deren Augen sie vollzogen ward, ersuchten aus Mitleiden den Scharfrichter, seinen Streich ja recht gewiß zu führen. Allein dieser traf mehr die Schulter des Unglücklichen, ward, da er einen neuen Hieb wagen wollte, von dem Pöbel mit Steinen verjagt, und Hieroslaus blutete sich zu Tode. Vielleicht war er eines von den traurigen und nicht seltenen Beispielen derer, welche die Folter schuldiger gemacht hat, als sie waren.

Matthias nüzte die Eroberung Wiens mit aller Thätigkeit. Einige andere Oesterreichische Städte in der Nähe besezte er gleich darauf; Wienerisch Neustadt aber ließ er so lange nur in einiger Entfernung einschließen, bis er mehr Kriegsvölker hinschicken konnte, und traf auch solche Anstalten, daß diese Stadt keinen Beistand aus Steyermark erwarten durfte. Der Kaiser ermahnte zwar die Oesterreichischen Stände, ihm getreu zu bleiben; er versprach ihnen auch Hülfe von den deutschen Reichsfürsten. Darauf verließ er Oesterreich, von achthundert Reitern begleitet, und zog im deutschen Reiche herum, indem er sich um Unterstüzung bewarb. Allein ob es gleich Matthias nicht, wie er versuchte, hindern konnte, daß der Prinz des Kaisers, der Erzherzog Maximilian, zum Römischen Könige gewählt, und dem Kaiser der Beistand des deutschen Reichs in diesem Kriege versprochen wurde; (eine Entschließung, die Matthias durch

durch die Huldigung, welche er ſich von den Oeſterreichiſchen Landſtänden leiſten ließ, und durch welche er dieſes Land von dem deutſchen Reiche loßrieß, ſelbſt beförderte,) ſo wurde doch wenig von dieſem Verſprechen erfüllt. Deſto freyer richtete der König in dem nun größtentheils eroberten Oeſterreich die Abgaben ein. Doch hob er auf Bitten der Stände die von dem Kaiſer eingeführten außerordentlichen und läſtigen Steuern auf; belegte nur die ausgehenden Waaren mit Auflagen, und ließ der Handelſchaft im Lande ſelbſt einen ungeſtörten Lauf. Umſonſt gab ſich übrigens in dieſem Jahre der Herzog von Baiern Georg viele Mühe, den Kaiſer mit dem Könige auszuſöhnen. Der leztere ſchickte dagegen nach Frankreich einen Biſchof als Geſandten, um es dahin zu bringen, daß der, wie man ſagte, dort befindliche Bruder des Sultans, mit Bewilligung des Papſtes, in der oben gedachten Abſicht, zu ihm geſchickt werden möchte. Allein der Papſt ließ dieſen Prinzen, welchen mehrere Fürſten zu einer ſolchen Unternehmung nüzen wollten, nachmals vielmehr nach Rom kommen, und wollte ihn erſt alsdann einem von ihnen ausliefern, wenn ſie ſich alle zum Kriege gegen die Türken vereinigt haben würden. Glücklicher war der Geſandte des Königs in Italien, wo er eine Vermählung zwiſchen ſeinem Sohne und der Schweſter des Herzogs von Meyland ſtiftete.

Nunmehr mußte aber Matthias auch an die Angelegenheiten ſeines Ungriſchen Reichs denken. Er berief daher noch im Jahr 1485. die Stände nach Buda, um über die Wahl eines neuen Pfalzgrafen oder Palatinus zu berathſchlagen. Ehe dieſes geſchah, wurde in dieſer Verſammlung einmüthig vor nöthig befunden, die Vorrechte jener Würde nach der ältern Verfaßung genau zu beſtimmen, damit weder

ihr Besitzer sein Ansehen mißbrauchen, noch einen Theil derselben durch die Eingriffe der Könige verlieren könnte. Der König und die Stände kamen über folgende Punkte mit einander überein. Wenn das königliche Geschlecht ausstirbt: so soll der Palatinus bey der Wahl eines neuen Königs allemal die erste Stimme haben. Eben dieser soll auch, wenn ein König einen Erben von zartem Alter hinterläßt, denselben, als sein Vormund, in seinen väterlichen Reichen erhalten und beschützen; und während der Minderjährigkeit deßelben, sollen alle Einwohner dieser Reiche, dem Palatinus, wie ihrem wahren Herrn und Könige, gehorchen. In den beiden gedachten Fällen soll auch der Palatinus das Recht haben, so oft als er es vor nöthig hält, Reichstäge zusammen zu rufen. Erfordert es das Bedürfniß des Reichs, daß ein kriegerisches Aufgebot angestellt werde: so soll er, vermöge seines Amts, der oberste Feldherr des Ungrischen Heeres seyn; aber es nur nach dem Willen des Königs anführen. Händel und Aufrühre, die sich unter den Einwohnern des Reichs erheben, soll er ebenfals stillen, die Schuldigen gehörig bestrafen, und alle Unordnungen verbeßern; doch immer dem Ansehen des Königs unbeschadet. Sollten sich sogar Zwistigkeiten zwischen dem Könige und dem Reiche selbst ereignen: so soll er dieselben als Pflichtmäßiger Vermittler, sorgfältigst beizulegen suchen. Wenn etwan ein einfältiger oder nachläßiger König den Gesandten kein Gehör, oder keine Antwort ertheilen sollte: so soll wiederum der Palatinus diesen Mangel ersezen. Verschenkt der König einige Güter, und man beschwert sich, daß solches mit Unrecht geschehen sey: so soll auch die Klage vor ihn, und durch ihn an den König gebracht werden; wäre aber dieser abwesend, so soll der Palatinus ihn, sobald als möglich, bitten, eine Zeit zur Untersuchung

fest-

festzusezen. Er soll überhaupt nach dem Könige, der oberste Richter des Reichs seyn, deßen gerichtliche Aussprüche zwar durch eine unumschränkte königliche Gewalt aufgehoben werden könnten, aber nicht sollen. Während der Abwesenheit des Königs aus dem Reiche, soll er einen beständigen Verweser deßelben abgeben, und mit einigen ihm an die Seite gesezten, aber unter ihm stehenden Großen, alles verrichten, was dem Könige zukömmt; nur die Gnadenbezeigungen, Schenkungen, und andere der königlichen Würde eigenthümlichen Vorrechte ausgenommen. Endlich wurde auch der Palatinus als Graf und Richter der Cumaner und Dalmatier, mit gewißen ihm dafür zuständigen Einkünften, bestätigt.

Doch diese Veranstaltungen waren nur erst ein kleiner Anfang zur festern Gründung der Reichsverfaßung, die so vieler Verbeßerungen bedurfte. Indem Matthias, eine geraume Zeit hindurch, an den Gränzen des Reichs, und weit über dieselben hinaus, Kriege führte, hatten darinne die gröbsten Unordnungen und Ausschweifungen überhand genommen: ein gewöhnliches Schicksal der Eroberer, daß ihr Vaterland bey ihren glänzendsten Siegen seufzen muß. Der König hielt daher im Jahr 1486. einen neuen Reichstag zu Buda, um den Klagen seiner Unterthanen endlich einmal durch kräftige Geseze abzuhelfen. Auf demselben gab er, mit Einwilligung aller Stände, sein nachmals sogenanntes großes Gesez, (Decretum maius,) oder eine lange Reihe von Verordnungen, die großentheils erneuerte ältere waren, und hauptsächlich darauf zielten, Gesezmäßige Ordnung, Ruhe und Sicherheit auf allen Seiten wieder herzustellen. In dem Eingange dazu gestand er, daß er auch das noch übrige Oesterreich erobert haben würde, wenn ihn nicht

einhei-

einheimiſche Beſchwerden zurückgerufen hätten; daß, während ſeiner langen Abweſenheit, die Anzahl der Mörder, Diebe, Straßenräuber, Freybeuter, Verfälſcher, Mordbrenner, und ähnlicher Verbrecher, im Reiche ſehr hoch geſtiegen ſey; daß ſich kein Wanderer auf den Straßen, kein Bruder vor ſeinem Bruder, kein Gaſt vor ſeinem Wirthe mehr ſicher halten könne.

Zuerſt alſo hob er das allgemeine oder das Gericht des Palatinus, das jährlich in den verſchiedenen Landſchaften des Reichs unter freyem Himmel gehalten wurde, (vermuthlich, weil es bey aller ſeiner Feyerlichkeit unzulänglich war,) gänzlich auf. Damit aber dadurch keine Strafloſigkeit für Verbrecher befördert würde, befohl er, daß, wenn in einer Grafſchaft ſich dieſelben vervielfältigten, es auf ihr Anſuchen, ihr erlaubt werden ſollte, mit Hülfe des Grafen ſolche auszuforſchen und auszurotten. Eben ſo ſchaffte er auch zwey andere außerordentliche Gerichte ab, bey welchen ſehr viele Unordnungen und Gewaltthätigkeiten vorgiengen, weil dabey der Zufluß des Adels groß war. Dagegen ordnete er andere Gerichte auf gewiße Tage des Jahrs an; alle vor dieſelben gebrachten Angelegenheiten ſollten innerhalb vier ſolcher Sitzungen (octavae) geendigt werden. Unter andern Geſezen über die Führung und Entſcheidung gerichtlicher Händel, auch über die Vollſtreckung der gefällten Urtheile, wird über die gerichtlichen Zweykämpfe folgendes feſtgeſezt. Weil dabey ſo viele Betrügereyen begangen würden, und diejenigen, welche vor Gerichte mit einander ſtritten, ſelten ſelbſt zu fechten pflegten, ſondern Fechter mietheten, die ſich wohl gar durch Geſchenke und Verheißungen beſtechen ließen, ſo daß ſie der Gegenparthey vorſezlich die Oberhand einräumten: ſo ſollte dieſes in der übrigen Welt unerhörte Gericht in allen

allen Fällen, wo sich Beweise angeben laßen, und in welchen es also ohnedem nicht Statt findet, auf immer aufgehoben werden: zumal da es auch unschicklich sey, daß von dem adelischen Obergerichte, wo Geistliche Vorsizer oder Beisizer sind, Zweykämpfe angeordnet würden. Nur in solchen Fällen, wo es ganz und gar an Beweisen fehlte, (wie wenn jemand von einem andern, ohne daß irgend ein Zuschauer in der Nähe wäre, beraubt wird,) sollte ein Zweykampf, jedoch bloß von dem königlichen Kriegsgerichte, angeordnet werden. Alle Befreyungen (oder Exemtionen) von der Gerichtsbarkeit der Statthalter, Grafen (oder Obergespanne) und ihrer Verweser, sollten von dieser Zeit an, aufhören; die Grafen allein blieben ferner unmittelbar dem Gerichte des Königs unterworfen. Weiter wurden die königlichen Güterschenkungen sehr eingeschränkt. Es sollte nicht einem jeden, der sie erlangt hätte, sogleich erlaubt seyn, Besiz von diesen Gütern zu nehmen; sondern es müßte erst untersucht werden, ob sie der König rechtmäßig habe verschenken können? indem derjenige, der dieselben wider die Verfaßung des Reichs erhascht hätte, wenn er sie nicht gutwillig verließe, gefangen genommen und herausgeworfen werden sollte. Prälaten und andere Geistliche, die mit Edelleuten in Streithändel verwickelt wären, sollten während derselben ihre Gegner, ohne Vorwißen des Königs, nicht mit dem Kirchenbanne oder gottesdienstlichen Verbote belegen; auch, wenn sie ihre Sache verlieren, in eben dieselbe Strafe fallen, welche sie ihren Gegnern zuziehen wollten. Abteyen und Propsteyen von Mönchen, sollten nur Mitglieder solcher Orden besizen: und jährlich sollten sie zweymal von den Bischöfen untersucht werden. Die unter der Regierung des Königs schon oft bestimmte Frage von der Entrichtung der Zehnten an die Geistlichkeit, mit möglichst

möglichst geringer Bedrückung der Unterthanen, wie sie jezt auf eine ziemlich billige Art ausgemacht, und zugleich verboten, daß niemand weder über diese Angelegenheit, die bloß von dem Könige persönlich entschieden werden könnte, noch über irgend eine andere, an den Römischen Hofe klagen sollte. Besonders aber wurde auf diesem Reichstage untersagt, daß keiner von den Ständen auf Reisen oder Feldzügen, den übrigen Unterthanen einen Schaden zufügen; noch weniger die Soldaten sowohl die königlichen, als die von andern gestellten, etwas mit Gewalt wegnehmen, oder beschädigen, sondern alles nach bestimmten Preisen bezahlen, auch die Hußaren nicht, nach ihrer Gewohnheit, sich auf fremde Güter einlegen, und daselbst zehren oder plündern sollten; vielmehr sollte der Obergespann jeder Grafschaft alle die dawider handelten, gefangen nehmen laßen, und zur Bestrafung an den König schicken. Wer auf einem Feldzuge die Kirchen beraubt oder sonst mißhandelt, der soll, wenn er ein Edelmann ist, alle seine Güter verlieren; ist er aber bürgerlichen Standes, verbrannt werden. Jede vorsezliche Mordthat soll mit dem Tode bestraft, und kein Mißethäter beherbergt werden. Niemanden sey es erlaubt, auf Märkte oder in Schenken bewaffnet zu gehen, weil daselbst die meisten Schlägereyen entstünden. Den Venetianern und Pohlen sollte niemand, bey Strafe, vor einen Landesverräther angesehen zu werden, Schlößer, Städte, oder andere liegende Gründe, schenken, verkaufen, verpfänden, oder sonst auf irgend eine Art, überlaßen, weil diese beiden Nationen bisher mit allen Kunstgriffen versucht hätten, der Ungrischen Krone ihr Gebiet zu entreißen, und einiges davon würklich entrißen hätten. Dagegen wurde aber auch dem Könige nicht verstattet, bloß auf eine gegen jemanden einge-

eingegebene Klage, wenn sie gleich noch so hart seyn sollte, die Güter deßelben einzuziehen; so wie er auch niemanden, ohne die Meinung der Stände gehört zu haben, vor einen Verräther des Vaterlandes erklären sollte. Noch ist das Gesez denkwürdig, nach welchem keinem Sachwalter vergönnt wurde, mehr als vierzehn Streithändel zu übernehmen.

Obgleich durch diese beiden Reichstage der Jahre 1485. und 1486. die Macht des Königs eher vermindert, als befestigt worden war; so fuhr er doch mit immer gleichem Ansehen fort, wo nicht durchgängig in seinem Reiche, doch außerhalb deßelben zu handeln. Die Belagerung von Wienerisch Neustadt dauerte bereits über einen Winter lang, und versprach, wegen der überaus morastigen und durch Kunst hoch getriebenen Festigkeit des Orts, keinen baldigen glücklichen Ausgang, wenn der König nicht seine davor liegenden Kriegsvölker verstärken konnte. Allein es fehlte ihm an Gelde, mehr Soldaten aufzubringen oder zu unterhalten: und er durfte es damals vielleicht am wenigsten wagen, neue Steuern in Ungarn auszuschreiben. Er verpfändete also dem Despoten oder Fürsten von Rascien, das Schloß Berekzó in der Grafschaft Valko, eines seiner Kammergüter, mit allen dazu gehörigen Ländereyen, Städten, Flecken, Rechten und Nuzungen, für zwölftausend Goldgülden; gegen deren Auszahlung seine Nachfolger erst das Schloß wieder bekommen sollten.

Um gleiche Zeit aber gerieth Matthias mit dem Papste Innocenz dem achten in einen so heftigen Streit, als man von seiner großen Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl nicht hätte erwarten sollen. Dieser Papst war dem Schwiegervater des Königs, dem

dem Könige Ferdinand von Neapel, unter dem Vorwande, daß dieses Reich ein päpstliches Lehn sey, sehr gebieterisch und übermüthig begegnet. Da Ferdinand seine Großen durch neue Auflagen mißvergnügt gemacht, und diese sich an den päpstlichen Hof gewandt hatten: vereinigte sich Innocenz nicht nur mit ihnen wider den König; sondern bekriegte auch gemeinschaftlich mit diesen Aufrührern, ihren Fürsten. Es breitete sich sogar ein Gerücht aus, er habe ihn in den Bann gethan, und zu einem schimpflichen Vergleiche genöthigt. Aufgebracht über diese Begegnung, war Matthias schon im Begriff, Kriegsvölker in der Anconitanischen Mark ans Land zu sezen, damit der Papst von fernern Thätlichkeiten wider seinen Schwiegervater zurückgehalten würde. Zugleich überschickte er demselben eine Appellation, mit der Bitte, wenn er hierinne gegen den Papst zu handeln schiene, es auf die Rechnung der Blutsfreundschaft zu sezen; meldete aber eben dieses auch den Cardinälen, und ersuchte sie, dem Papste, der die Uneinigkeit nährte, lieber zu friedlichen Gesinnungen zu rathen. Innocenz schrieb ihm im März des Jahrs 1486. zurück, man habe ihn falsch berichtet, als wenn er ein Urtheil wider den König von Neapel ausgesprochen hätte; er habe nur, damit die Römische Kirche und der katholische Glaube durch den Zustand dieses Reichs keinen Schaden litten, ja zur Beschüzung deßelben, und der dortigen Partheien gegen einander, einige Soldaten in daßelbe einrücken laßen. Dem Könige, fährt der Papst fort, müße es wohl bekannt seyn, daß, wenn man auch sich über ein Urtheil des Papstes zu beschweren hätte, man doch von demselben, weil niemand auf der Erde über ihn sey, nicht auf einen beßer berichteten Papst appelliren, sondern bloß bitten dürfe, daß jene Beschwerde aufgehoben werden möchte. Mithin ermahnt der Papst

den

den König, zu bedenken, daß er dem Apostolischen Stuhl, der sich immer so gewogen gegen ihn bezeigt habe, nicht weniger Treue schuldig sey, als er mit seinem Schwiegervater durch Anverwandtschaft verbunden werde; noch sich ihm zu widersezen, wenn er zwischen seinen streitenden Unterthanen entscheiden wolle; sonst würde er ungern gewiße Mittel wider ihn ergreifen müßen. — Gleichwohl lief diese Angelegenheit nicht nach dem Wunsche des Papstes; er mußte, weil Ferdinand Rom selbst belagern ließ, im August des Jahrs 1486. mit ihm Frieden schließen. Vielleicht wurde Matthias durch dieses ganze Betragen des Papstes gegen ihn und seinen Schwiegervater, desto abgeneigter, ihm ein Verlangen, das er gleich darauf an ihn äußerte, zu bewilligen. Innocenz bat ihn sehr beweglich, den Erzbischof von Colocza aus seiner Gefangenschaft loßzulaßen, weil seine und des Papstes Ehre darunter litte, auch Gott selbst dadurch beleidigt würde; er erbot sich, wenn der Erzbischof etwas wider den König oder seine Reiche verbrochen haben, und ihm zugeschickt werden sollte, beiden Recht wiederfahren zu laßen. Allein der König gab diesem Prälaten die Freyheit niemals wieder; ob er ihn gleich erträglicher halten ließ.

So sehr indeßen der König und die Ungrischen Stände auf dem Reichstage, der im Anfange des Jahrs 1486. gehalten worden war, die Schädlichkeit eines ausländischen Kriegs für das Reich erkannt hatten; so kehrte doch Matthias gar bald wieder zur Belagerung von Wienerisch-Neustadt zurück. Es lag nicht bloß seiner Ehre daran, diese Stadt, die sich so lange wehrte, und auch zur Abwehrung eines Einfalls aus dem Oesterreichischen in Ungarn so wichtig war, zu erobern; er mußte überdieß besorgen, wenn

er damit nicht in kurzem zu Stande kam, sie niemals zu bezwingen, und selbst seine schon gemachten Eroberungen in Oesterreich desto eher zu verlieren. Denn der Erzherzog Maximilian, der nunmehr Römischer König, und ungleich thätiger als sein Vater war, versprach den Ständen von Niederösterreich, daß er ihnen nächstens Hülfsvölker von den deutschen Fürsten zuführen werde, mit denen sie sich vereinigen sollten. Allein Matthias kam ihm in dem Entwurfe der Rettung von Neustadt zuvor. Diese Stadt, die so schwer zu erobern war, die er zum Theil mit neuerfundenen Kriegsmaschinen, insonderheit aber mit sechs ungeheuern, den Türken entrißenen Canonen angriff, mußte sich im August des Jahrs 1486. durch Hunger aufs Aeußerste gebracht, an ihn ergeben. Er wählte vorzüglich diesen langsamen Weg, sie zu bezwingen, weil er auf dem gewaltsamen sehr viele Soldaten hätte aufopfern, und eben so sehr wider seine Neigung, bey einer stürmenden Einnahme, die Stadt allen Arten der Ausschweifung und Zerstörung hätte überlaßen müßen.

Noch in dem Lager vor Neustadt kam ein Gesandter des Suitans Bajazet zu dem Könige, der bereits an den Höfen anderer Europäischen Fürsten gewesen war, und sich rühmte, daß er überall den Willen und die Geschäfte seines Herrn vollkommen auszurichten im Stande wäre. Matthias beschloß, den pralerhaften Stolz deßelben etwas zu demüthigen. Nachdem er also einen Tag angesezt hatte, an welchem er dem Gesandten Gehör ertheilen wollte, gieng er mit demselben, unter dem Vorwande, die Belagerung der Stadt näher zu beobachten, in die vorderste Gegend des Lagers, und veranstaltete einen der heftigsten Angriffe. Da verlangte er mitten unter dem Getöse der häuffigen Kugeln, welche herumflogen, von dem

Gesand-

Gesandten, ihm seinen Auftrag zu eröfnen. Dieser konnte kaum zitternd und stotternd denselben erklären; der König stellte sich, als wenn er ihn verstünde, und gab ihm darauf im Herumgehen seine Antwort. Allein der Gesandte, der zu bestürzt gewesen war, als daß er etwas davon behalten hätte, ließ, da er abreisen wollte, den König aufs neue um dieselbe bitten, und empfieng dafür nur Spöttereyen.

Sieben Monathe lang hatte den König Neustadt aufgehalten; aber die Eroberung von Schodwien, auch noch im Jahr 1486, einer zwar unbeträchtlichen Stadt, die aber, da sie an dem engen Paße liegt, der durch Gebürge aus Oesterreich nach Steyermark führt, wichtig für ihn wurde, war nur das Werk eines Tages; er besezte auch darauf einige Oerter in Steyermark. Auf dem Zuge zu dieser Stadt, gab er seiner Gemahlinn insonderheit das Schauspiel der Musterung und der kriegerischen Uebungen seines Heeres. Es bestand aus achttausend Mann Fußvolk, und zwanzig tausend Reitern: also in einem Verhältniße, das noch aus der ältern Kriegsverfaßung gezogen war, wo die Reiterey in jeder Betrachtung über die Fußvölker hervorragte; und zumal bey einer Nation, deren ganze Stärke auf dieselbe ankam. Matthias stellte und ordnete alles selbst an, vertheilte die Ehrenposten des Lagers unter die verdientesten Krieger, und übergab insonderheit dem vortrefflichsten unter den Alten, die Fahne des ersten Hauffens. Bonfinius, der dabey Zuschauer war, bemerkte mit Verwunderung, daß dieser Fähndrich keine Sporen hatte; er vermuthete, deswegen, damit er nicht mitten im Treffen, sein Pferd zur Flucht anspornen, und dadurch die andern Soldaten in Bestürzung sezen möchte. Man brachte zwölf Schwerdter, eben so viele Beile und Keulen

herbey, welche eben so viele Männer von geprüfter Tapferkeit, die den Fähndrich umringten, bekamen. Das Heer, welches mit der größten Ehrerbietung und schnellsten Folgsamkeit auf die Befehle seines Königs hörte, bildete sich nun in verschiedene Stellungen und Gestalten, bald in einen Keil oder Kreis, bald in ein Dreyeck oder Viereck, bald in eine Scheere oder Säge; es zeigte eine vollkommene Schlachtordnung, und jede Bewegung eines Treffens. Nach allen diesen Wendungen, zog das Heer in gleicher unveränderlicher Ordnung ab, bedeckt an den Seiten von den neuntausend Wagen, die es mit sich führte, und die ihm gewöhnlich Statt einer Verschanzung, so wie die Sichelwagen in Schlachten zur Trennung der feindlichen Glieder dienten. An Kriegszucht war dieses Heer ebenfals merkwürdig. Wenn gleich Bonfinius an diesem Orte die Lobsprüche etwas zu reichlich ausgestreuet zu haben scheint; so sieht man doch aus Reden und Einrichtungen des Königs selbst, wie sehr er auf diesen Vorzug seines Heeres bedacht gewesen sey. „Nirgends, sagt der Geschichtschreiber, habe ich Soldaten gesehen, welche Wärme und Kälte, Arbeit und Hunger leichter zu ertragen wüßten, Befehle eifriger vollzögen, williger sich ins Treffen begäben, und fertiger wären, ihr Leben zu wagen; die weiter einen kriegerischen Aufstand mehr verabscheueten, in ihren Lägern ruhiger und ehrbarer lebten, sich frömmer aufführten, Getümmel und Händel mehr haßten, sich der Mäßigkeit und Keuschheit mehr befleißigten, und von Gotteslästerungen, Meineid und Unzucht mehr entfernt wären. Die meisten Reiter, welche Weiber und Kinder haben, und manchmal drey Jahre lang nach einander Kriegsdienste thun müßen, haben während dieser Zeit, wie man glaubt, die eheliche Treue nie verletzt. Wer mit einer unzüchtigen Frauensperson angetroffen wird,

wird, ist dadurch auf immer beschimpft. Sie sind überhaupt von einer mehr als Spartanischen Tapferkeit und Duldungskraft. Im Winter bleiben sie eben so leicht in ihrem Lager, als im Sommer. Ich habe es oft selbst gesehen, daß sie, um eine angefangene Belagerung nicht zu unterbrechen, unter Schnee und Erde den Winter geduldig zubringen; so kommen sie, gleich den Mäusen, ans Licht hervor. Auf dem angewiesenen Posten bleiben die Reiter ganze Nächte hindurch stehen, und beklagen sich nicht über den heftigen Frost, sollten auch den meisten von ihnen dadurch die Glieder erstarren; so ertragen sie doch alles mit unüberwindlichem Muthe. Sie erziehen auch ihre Kinder in den Lägern, und bilden sie daselbst zu kriegerischen Uebungen."

Mitten unter diesem glücklichen Fortgange, den die Waffen des Königs in Oesterreich hatten, breitete sich das Gerücht aus, das seine vorhergedachte Zwistigkeit mit dem Papste, und die Gesinnungen mancher benachbarten Fürsten gegen ihn befördern konnten, er sey von dem Papste in den Bann gethan worden. Nicht allein die Oesterreicher, sondern die Ungarn selbst, fingen bereits an, sich darüber gewißenhafte Bedenklichkeiten zu machen. Daher ließ Matthias durch seinen Gesandten zu Rom, dem Papste darüber sehr lebhafte Vorstellungen thun, und zugleich erklären, daß er bereit sey, zur Vertheidigung seines Schwiegervaters selbst sein Leben zu wagen. Auch verlangte er, daß der Papst gegen die Pohlnischen Gesandten sich seines Rechts an die Moldau, über welche sich der König von Pohlen wider alle Verträge und Rechte von Ungarn zum Lehnsherrn aufgeworfen hätte, nachdrücklich annehmen möchte; weil Matthias, wenn dieser Beschwerde nicht abgeholfen würde, nicht länger

Freundschaft mit Pohlen unterhalten könne. Der Papst versicherte ihm in seinem Antwortschreiben, er habe niemals an dasjenige gedacht, was den König so sehr zum Zorne erhitze. Daß aber solche ihm unangenehme Gerüchte entstanden wären, besonders auch seine Unterthanen beunruhigt hätten, daran sey er selbst Schuld, indem er das Schreiben, welches der Papst an ihn, wie an andere Bundsgenoßen Ferdinands, abgelaßen habe, um ihnen zu zeigen, wie gerecht sein Verfahren gegen diesen König, und wie billig es sey, daß sie ihm keine Hülfe leisteten, ganz wider die Absicht des Papstes, nicht allein in seinem Reiche, sondern auch in den benachbarten Ländern, bekannt gemacht hätte; an Statt daß er den gedachten König, als einen unmittelbaren Unterthanen und Lehnsmann des Papstes, zum Gehorsam und zur Genugthuung gegen denselben hätte bewegen, nicht durch versprochene Hülfe in seiner Hartnäckigkeit bestärken sollen. Der Papst ermahnte daher auch den König, nichts was von einem unanständigen Betragen des Apostolischen Stuhls erzählt werde, ohne scharfe Prüfung zu glauben, weil derselbe in allem mit der reifsten Ueberlegung zu handeln gewohnt sey. Er drohte zwar, wider den König von Neapel, der seine Gelindigkeit immer mehr reize, noch strengere Maaßregeln zu gebrauchen; man hat aber bereits gesehen, daß der Papst sich gleichwohl bald darauf genöthigt gesehen habe, mit diesem Fürsten einen Frieden einzugehen. Die Moldauische Angelegenheit, welche ihm der König empfolen hatte, versprach er auch zur Ehre deßelben zu besorgen.

Auf dieser Seite also ziemlich beruhigt, unterwarf sich Matthias die noch übrigen Plätze in Niederösterreich, bis auf Crems, eine ansehnliche Stadt an der Donau, die er, vielleicht weil sie ihm zu entfernt

fernt lag, oder einen für seine damaligen Umstände zu langen Widerstand erwarten ließ, gar nicht angriff. Unterdeßen da Maximilian in den Niederlanden zu sehr aufgehalten ward, als daß er Oesterreich hätte zu Hülfe kommen können, war Matthias im Jahr 1487. wieder nach und nach auf die Fortsezung des türkischen Kriegs bedacht; zumal da sich sein Stillstand mit dem Sultan zum Ende neigte, auch die Mißvergnügten in dem Reiche dieses Fürsten den König abermals reizten, den Bruder deßelben in Schuß zu nehmen. Das bewog ihn, einen Gesandten nach Rhodus zu schicken, der um die Auslieferung des türkischen Prinzen anhielt, und dem dortigen Großmeister des Johanniterordens auch ein Bündniß wider die Türken antrug. Unvermuthet kam um eben diese Zeit ein türkischer Gesandter zu dem Könige, der allem Ansehen nach, (denn man hat es nie gewiß erfahren,) den Stillstand zu verlängern suchte. Matthias wurde dadurch in seinen geheimen Anschlägen etwas gehemmt; beschloß aber gleich, sich solange mit zweydeutigen Antworten zu behelfen, bis er von Rhodus Nachrichten bekommen hätte. Die ungeschickte Aufführung des türkischen Gesandten war ihm, wie die Ungrischen Schriftsteller erzählen, auch dazu dienlich. Denn als derselbe zum Gehör bey dem Könige geführt wurde, ward er zuerst durch die Anwesenheit einer ungemeinen Menge Ungrischer Großen und Hofleute, die alle aufs prächtigste gekleidet und bewaffnet waren, so sehr betäubt, und als er vollends vor dem Könige erschien, beym Anblicke seiner großen, gleichsam mit Blut unterlaufenen Augen, so sehr erschröckt, daß er nach einem langen Stillschweigen, nur die Worte herausbringen konnte: der Kaiser grüßt! der Kaiser grüßt! Als ihn der König fragte, ob er sonst noch etwas verlangte? antwortete er gar nichts darauf. Matthias wandte

ſich zu ſeinen Staatsbedienten, und ſagte: „Seht ein„mal, was vor wilde Thiere in unſere und anderer „chriſtlichen Fürſten Länder, bloß durch unſere Nach„läßigkeit einbrechen! Allein ich will, ſo viel an mir „iſt, dieſen Thieren einen Zaum anlegen, daß ſie nicht „ſo ungehindert einfallen können. Wenn auch andere „Fürſten an Statt ihrer Sorgloſigkeit und Uneinig„keit, ſolche Anſtalten träfen: ſo würde es um die „Angelegenheiten der Chriſten gut ausſehen.“ Er ſchickte hierauf den Geſandten mit den Worten in ſeine Wohnung: „Geh! erhole und beßre dich!“ Nach einiger Zeit gab er ihm ſeinen Abſchied, und den Auftrag, ſeinem Herrn zu melden, daß er einen klügern Geſandten abſchicken möchte. Vergleicht man dieſe Erzählung mit dem ſo ähnlichen Auftritte eines andern türkiſchen Geſandten, der erſt beym Jahr 1486. beſchrieben worden iſt: ſo ſcheint es faſt, als wäre eine Begebenheit mit der andern vermiſcht, oder nach der andern ausgeſchmückt worden; wenigſtens wißen neuere Ungriſche Geſchichtſchreiber der leztern nur muthmaaßlich das Jahr 1487. anzuweiſen. Genug, Matthias ließ den zurückkehrenden Geſandten durch ſeinen eigenen begleiten, um auch dadurch den Sultan von der Beobachtung deßen, was er zu Rhodus unterhandelte, abzuwenden. Allein ſeinen Hauptzweck erreichte er dennoch nicht: der Großmeiſter ließ ihm melden, daß er den Prinzen Dſchem wider Willen des Papſtes nicht ausliefern könne; ob er ſich gleich zu einem gemeinſchaftlichen Kriege gegen die Türken gern verſtehen wolle.

In dem neueroberten Oeſterreich bemühte ſich der König immer mehr, die Einwohner durch Milde an ſeine Regierung zu gewöhnen. Sie hatten ſich öfters bey ihm über das eigennüzige Betragen ſeiner

unter

unter ihnen bestellten Steuereinnehmer beklagt; er reiste deswegen im Jahr 1487. nach Wien, ließ die Stände des Landes auf dem freyen Felde vor der Stadt zusammenkommen; und nach ihren Berathschlagungen wurde folgendes festgesezt. Alle bisherigen kaiserlichen Abgaben sollten aufhören; nur eine einzige sollte bezahlt werden: nemlich von jedem Faß Wein, das aus dem Lande geführt wird, vier Ungrische Gulden; von jedem Salzfaß drey Pfennige, (oder vielleicht Groschen;) von vier Ochsen, ein Gulden; von hundert Schaafböcken eben so viel, und von jeder andern Waare, die aus dem Lande oder in daßelbe gebracht wird, der zwanzigste Gulden. Es sollte auch dieses nur die Ausländer angehen; nicht die Einheimischen, als welche frey blieben.

Man glaubt, daß Matthias darum so gefällig gegen die Oesterreicher gewesen sey, damit sie desto geneigter werden möchten, seinen außer der Ehe erzeugten Sohn als ihren Oberherrn zu erkennen. Er befestigte sich auch um diese Zeit noch mehr im Besize ihres Landes. Zwar hatte der Kaiser von den deutschen Reichsfürsten einige Hülfsvölker erhalten, und Albrecht der beherzte, Herzog von Sachsen, der auch die seinigen dazu beitrug, war mit denselben in Oesterreich eingerückt, um dem Fortgange des Königs Einhalt zu thun. Matthias schäzte die kriegerischen Gaben dieses Fürsten so hoch, daß er ihn den einzigen in Deutschland nannte, der wider ihn ein Heer anführen, und ihn vom Eindringen in die Mitte des Reichs abhalten könnte. Nachdem aber Albrecht sich bey Crems gesezt, und die Unmöglichkeit empfunden hatte, den König aus seinen Vortheilen zu vertreiben, oder gar seine Stellung gegen ihn lange zu behaupten: schloß er vielmehr um das Ende des Jahrs 1487. einen

Stillstand mit ihm. Der Kaiser, den sein in den Niederlanden zurückgehaltener Sohn Maximilian nicht unterstüzen konnte, kam nunmehr selbst nach Oesterreich, und genehmigte endlich auch den Stillstand, der bis in den May des Jahrs 1488. dauern sollte. Matthias blieb demselben zu Folge in seinen Eroberungen unberuhigt; überhaupt wurde keinem von beiden Theilen verstattet, die Waffen wider den andern zu ergreiffen.

Für den König kam dieser Stillstand auch noch auf einer andern Seite gelegen, indem er im Jahr 1488. einen kleinen Krieg in Schlesien führen mußte. Er hatte in diesem Lande, seitdem es ihm feyerlich abgetreten worden war, mancherley Geschäfte, die seine Rechte und Einkünfte betrafen, nicht immer ohne stärkere Bewegungen abgethan. So hatte er die Steuer auf einen mäßigen Fuß gesezt, die Handelschaft der Stadt Breslau, die schon sehr blühend war, noch mehr begünstigt und geschüzt, auch dem Domkapitel eben dieser Stadt seine willkührlichen Schritte bey der Wahl eines neuen Bischofs, verwiesen; wobey er freylich auf den Beistand des Papstes rechnen konnte. Allein die beschwerlichsten und langwierigsten Händel in Schlesien, hatte ihm Johann, Herzog von Sagan, erregt. Ohngeachtet derselbe, nach dem Aussterben der Herzoge von Glogau, von dem Könige, dem er im Pohlnischen Kriege einige Dienste geleistet hatte, mit ihrem Herzogthum belehnt worden war; so bezeigte er sich doch dafür nicht so dankbar, als es Matthias erwartete. Schon im Jahr 1480. hatte der Herzog mit den Waffen in der Hand nach einer gewißen Unabhängigkeit gestrebt. Im folgenden Jahre schien zwar das gute Vernehmen mit dem Könige durch einen Vergleich wieder hergestellt zu seyn, in welchem ausgemacht

gemacht wurde, daß der Herzog völlig in sein Lehnsverhältniß gegen den König zurücktreten, und alle seine Unterthanen und Städte dem Könige die Erbhuldigung leisten, mithin, wenn der Herzog ohne Leibeserben stürbe, seine Länder dem Könige, als Könige von Böhmen, und ihrem natürlichen Erbherrn, sich unterwerfen sollten. Die Stände des Herzogs hatten auch diesen Vertrag eidlich bestätigt. Er aber ersann vielmehr ein Mittel, demselben auszuweichen, und sein Gebiet seinen Töchtern erblich zu hinterlaßen. In dieser Absicht vermählte er sie ohne Vorwißen des Königs Matthias, mit den Söhnen des Herzogs von Münsterberg, reichen und tapfern Herren, die auch bey dem Könige Wladislav von Böhmen beliebt waren; er suchte sogar seine Stände bald durch Liebkosungen, bald durch angedrohte Gewalt, dahin zu bringen, daß sie, ihrem Eidschwur ungetreu, sich für die Erbfolge seiner Schwiegersöhne erklären möchten. Alles dieses nöthigte endlich den König, ihn durch seine Feldherren bekriegen, besonders Glogau, seine Hauptstadt, belagern zu laßen. Es wäre nicht schwer gewesen, diese Stadt, deren Einwohner mit dem Herzoge gar nicht zufrieden waren, mit Gewalt zu erobern; weil sie aber Matthias geschont wißen wollte, wurde sie nur durch Aushungern bezwungen. Der Herzog verlor sein ganzes Land, und flüchtete sich zu dem Könige Casimir, den er vergebens zum Kriege wider Ungarn reizte. Leichter befriedigte Matthias die Ansprüche des Ordensmeisters der Ritter des heiligen Georg, dem der Kaiser zwey Schlößer und dazu gehörige Ländereyen in Ungarn, die er während der Entfernung des Königs im Türkenkriege an sich riß, geschenkt hatte; dafür er aber jezt zwey Oesterreichische Städte bekam.

Es

Es gewann auch nunmehr das Ansehen, als wenn die beiden vornehmsten Feinde des Königs immer mehr die Hände zum Frieden bieten würden. Bajazet, der im Jahr 1488. von dem Sultan Aegyptens eine Niederlage erlitten, und überdieß seine Flotte durch Sturmwinde verloren hatte, trug desto lebhafter auf eine dreyjährige Verlängerung des Stillstandes an; er schickte dem Könige auch Geschenke, unter andern den Körper eines Heiligen. Matthias bewilligte sein Verlangen desto lieber, da die Hoffnung, Bajazets Bruder in seine Gewalt zu bekommen, allmählich wegfiel. Denn der Papst nöthigte endlich, die Ritter von Rhodus, ihm denselben im Jahr 1489. auszuliefern. Es war ein bloßes Gepränge seiner Hoheit, das er damit anstellte; doch war es ihm im vorhergehenden Jahre nicht geglückt, den König von der Verlängerung des Stillstandes abzuhalten. Auf der andern Seite näherten sich auch Friedrich und Matthias einander. Jener mußte auf die Befreiung seines Sohnes Maximilian bedacht seyn, den die Flandrer im Jahr 1488. zu Brügge gefangen genommen hatten; Matthias aber fand die Rüstungen des Königs Casimir, und sein Bündniß mit dem türkischen Sultan, bedenklich. Beide Fürsten ließen also nicht allein ihren Stillstand weiter fortlaufen; sondern auch zu Steyer in Oberösterreich Gesandte zusammenkommen, welche über den würklichen Frieden berathschlagen sollten. Dieser Versuch schlug zwar deswegen fehl, weil der Erzbischof von Salzburg, dem der Kaiser seine ganze Vollmacht aufgetragen hatte, bey dieser Versammlung nicht erschien. Als aber der Kaiser mit dem wieder befreyeten Römischen Könige, im Jahr 1489. zu Linz angekommen war, wurde die Unterhandlung erneuert. Die Gesundheit des Königs war seit kurzem sehr verfallen; mit dem Podagra ergriff

griff ihn eine solche Schwäche, daß er nicht wieder aufrecht stehen konnte. Vielleicht erwartete der Kaiser, daß ihn dieser Zustand friedliebender machen würde; allein die Gesandten, welche an ihn nach Wien geschickt wurden, richteten noch nichts aus. Matthias schickte dagegen einen Bischof an den Kaiser: und jezt sah man, daß sie beide in ihren Forderungen zu weit von einander abwichen; der Kaiser aber vermuthlich den Todt des Königs vor zu nah hielt, als daß er, um sein Land wieder zu erhalten, seinen ihm so lieben Schatz anzugreiffen nöthig hätte. Matthias war bereit, ihm Oesterreich für siebenmal hundert tausend Dukaten aufgewandter Kriegskosten, zurückzugeben; Friedrich hingegen verlangte es ganz umsonst. Maximilian, der weit mehr von der Gemüthsart des Ungrischen Königs, als seines Vaters, hatte, rieth beiden, etwas nachzugeben. Dieser billige und kluge Vorschlag gefiel dem Könige so wohl, daß er dem Urheber deßelben vierhundert Eimer vom besten Ungrischen Weine, eben so viele Ochsen, und zwölf tausend Dukaten zum Geschenke übersandte. Allein bey seinem Vater wurde Maximilian vielmehr dadurch verdächtig; er verbot ihm den Zutritt, und die Friedenshandlungen wurden abgebrochen.

Sie kamen jedoch bald darauf wieder in Bewegung. Matthias war nach Ungarn zurückgekehrt, und hatte die Vertheidigung von Oesterreich gegen den Kaiser, dem er einen plözlichen Angriff darauf zutrauete, dem Grafen Stephan von Zips übergeben. Gegen seine Erwartung erschien der Herzog Otto von Baiern, nebst sieben andern Gesandten zu Buda mit neuen Anträgen. Der Stillstand ward abermals verlängert, und man verabredete eine Zusammenkunft zwischen beiden Fürsten, um den Frieden zu Stande zu bringen.

bringen. Unterdeßen da die Krankheit des Königs fortdauerte, warneten ihn seine Sterndeuter vor den lezten Monathen des Jahrs. Nachdem er aber dieselben überstanden hatte, reiste er im Anfange des Jahrs 1490. abermals nach Wien. Sein Geist verlor nichts von seiner Thätigkeit; obgleich der Körper immer sichtbarer entkräftet war. Er beschäftigte sich vielmehr um diese Zeit eifrig, und eben weil er sein herannahendes Ende fühlte, mit dem Glücke seines Sohns. Die Vermählung deßelben mit der Mailändischen Prinzeßinn sollte nun bald vollzogen werden; aber vorher wollte er ihm sein Recht an das Königreich Böhmen abtreten. Er war daher gesonnen, einen Landtag in Schlesien zu halten; wo er auch bereits andere Vorbereitungen zu dieser Absicht gemacht hatte; und er ließ sich ansehnliche Geldsummen bringen, um diejenigen welche damit nicht übereinstimmten, zu gewinnen.

Alle diese Entwürfe unterbrach sein Todt am fünften April des Jahrs 1490. Er hatte, ohngeachtet er bereits sehr schwächlich war, einer gottesdienstlichen Feyerlichkeit von sechs Stunden mit großer Geduld beigewohnt; ohne noch etwas gegeßen zu haben. Indem er mit der Mahlzeit auf die Königinn wartete, welche mehrere Kirchen besuchte, begehrte er italiänische Feigen. Man brachte ihm alte und wurmstichige; worüber er zornig wurde. Die Königinn kam dazu, suchte ihn zu besänftigen, und bot ihm allerley Eßwaaren an. Allein es überfiel ihn ein Schwindel, seine Augen verdunkelten sich, und ein Schlagfluß folgte gleich darauf. Unter der Menge von Großen, welche alsbald herbeyeilten, wagte es die Königinn allein, es auf allerley Art zu versuchen, ob sie ihn zum Leben zurückbringen könnte. Die Aerzte, welche sie darüber

zu

zu Rathe zog, waren selbst bestürzt. Der König rang so heftig mit dem Tode, daß der Geschichtschreiber, der nicht weit entfernt war, sein Geschrey mit dem Brüllen eines Löwen vergleicht. Am folgenden Tage bekam er mehr Ruhe und Bewußtseyn, aber keine Sprache wieder. Ein Todesschlaf bemächtigte sich seiner, und er verschied am dritten Tage, in seinem sieben und vierzigsten Jahre. Wie es so oft bey dem Tode von Fürsten gegangen ist, der sich entweder schnell ereignete, oder von unzähligen eben so stark beklagt wurde, als er von ihren Feinden gewünscht worden war: so breitete sich auch von diesem Könige das Gerücht aus, er sey vergiftet, oder auf eine andere gewaltthätige Art umgebracht worden. Allein was man von dem Antheil gesagt oder vermuthet hat, den bald seine Gemahlinn, bald Ungrische Herren, daran gehabt haben sollen, ist so unwahrscheinlich, so ganz ohne alle historische Spuren hingeworfen, daß es kaum diese kurze Meldung verdient hat. Sein Leichnam wurde in dem königlichen Begräbniße zu Stuhlweißenburg mit vieler Pracht und außerordentlicher Freygebigkeit gegen die dortige Hauptkirche, beigesezt.

Matthias hatte in seinen Ehen keine Kinder gezeigt. Aber sein Sohn Johannes Corvinus, die Frucht seines Umgangs mit einem adelichen Ungrischen Frauenzimmer, war nicht allein ein würdiger Nachkomme von ihm; sondern auch immer mehr der Gegenstand seiner zärtlichsten Fürsorge geworden. Er hatte in seiner äußerlichen Bildung sehr viel Aehnliches mit seinem Vater, ward von ihm als ein Prinz, und doch mit einer gewißen Strenge, erzogen. Dieser junge Herr zeigte frühzeitig einen kriegerischen Geist, viele Fertigkeiten in ritterlichen Uebungen, eine Neigung, sich bey den Soldaten beliebt zu machen, und

einen

einen bedachtſamen Anſtand im Reden. Sein Vater, der neben eigener Aufmerkſamkeit, ſeine Sitten auch durch Kundſchafter beobachten ließ, fand zwar viel Vergnügen an dem mannichfaltigen Wachsthum ſeines Sohnes; bedauerte aber zugleich insgeheim, daß ſo viele treffliche Gaben deßelben dennoch das Vorurtheil wider ſeine Geburt dereinſt nicht würden tilgen können. Indeßen erweiterte er ſeine Abſichten mit ihm, ſo wie ſich die Hoffnung, rechtmäßige Kinder zu bekommen, verminderte; er beſtimmte ihn, ſo weit es in ſeiner Gewalt ſtand, zum Throne. Er ließ ihn daher oft, wenn er Gericht hielt, auch bey allen feyerlichen und öffentlichen Auftritten, zu ſeiner Rechten ſizen; beſonders aber ſeine Stelle bey den Gaſtmahlen vertreten, die er ſeinen Großen oder Geſandten gab, und bey denen er, wegen ſeiner Geſundheit, nicht beiwohnen konnte. Johannes Corvinus übertraf bey ſolchen Gelegenheiten ſein Alter durch Geſpräche und Betragen überhaupt. Er bekam auch täglich mehr Freunde unter allen Ständen; ſehr viele bewarben ſich um ſeinen Schuz und ſeine Fürſprache: und Matthias, der ihn eben auf dieſem Wege allgemein beliebt zu machen wünſchte, ſchlug ihm niemals eine Bitte ab. Zuerſt ernannte er ihn zum Grafen von der Liptau, ſondann zum Herzoge von Troppau, endlich zum Herzoge von Slavonien. Daß er unter den Bemühungen, ihm die Böhmiſche Krone, und vorläufig die dazu gehörigen Länder, Mähren, Schleſien und Lauſiz, zu verſichern, aus der Welt gegangen ſey, hat man bereits geleſen. Außerdem hatte er ihm bereits die Befehlshaber der Ungriſchen Schlößer und Feſtungen, auch nicht wenige Große, huldigen laßen; doch hatten ſich manche derſelben dieſem Anſinnen ſchlau zu entziehen gewußt. Er war alſo reich und mächtig, faſt von jedermann geliebt und verehrt; freylich aber erſt

siebzehn

siebzehn Jahre alt, da sein Vater starb. Der Anblick war äußerst rührend, als er in der gleich darauf angestellten Versammlung von Großen, sich zu den Füßen der Königinn, seiner Stiefmutter, niederwarf, und sie bat, ihn, der jezt ein Wayse sey, an Sohnes Statt aufzunehmen. Mit ihm vereinigten die Großen, ebenfals vor der Königinn knieend, ihre Bitte; versprachen auch eidlich, ihr und dem jungen Herzoge, wie dem verstorbenen Könige, getreu zu bleiben. Die Königinn nahm dieses dankbar an, umarmte den Johannes Corvinus unter den liebreichsten Versicherungen, und war mit dem Staatsrathe darinne einig, daß ihm der Schatz des Königs und alle Kostbarkeiten deßelben anvertrauet werden sollten. In diesen Umständen, da er noch überdieß das Kriegsheer zu seinen Befehlen hatte, Herr von dem königlichen Schloße zu Ofen wurde, so viele Freunde und persönliche Empfelungen besaß, schien es völlig, daß er sich den Zugang zum Throne nicht allein vor andern eröfnen, sondern auch leicht erzwingen könne. Allein Mangel an Erfahrung und fester Entschließung bey ihm; bey seinen Anhängern hingegen an Einigkeit und Standhaftigkeit, machten es hauptsächlich, daß er denselben verfehlte. Die Gegenparthey benüzte wider ihn das Fehlerhafte seines Herkommens; ohngeachtet seines Widerstandes ward er ein unglücklicher Flüchtling; söhnte sich aber bald mit dem neuen Könige Wladislav von Böhmen aus; bekam die Statthalterschaft von Croatien, Dalmatien und Slavonien; zeichnete sich seitdem durch die Tapferkeit aus, mit welcher er den Türkenkrieg vortheilhaft endigen half, und starb im Jahr 1504. in der Blüte seiner Jahre. Mit ihm nahm zugleich das berühmte Hunyadische Geschlecht gänzlich ein Ende.

Eigentlich ist hier auch die Lebensgeschichte des Königs Matthias vollendet worden. Allein es sind einige historische Züge für sein Bild übrig, die in derselben bisher keinen bequemen Platz finden konnten; noch manche Abschilderungen, die, ohne aus lauter Thatsachen zu bestehen, doch von Augenzeugen herrühren. Diese zu sammeln, erfordern Genauigkeit und Vollständigkeit; ob er gleich selbst durch seine vorher beschriebenen Handlungen und frey dargestellten Gesinnungen, die Leser zu seinem Lobe oder Tadel sicherer vorbereitet hat, als alle Beurtheilungen, die noch hinzugesezt werden könnten. Er ist dem Schicksal, ausschweifend oder ungeschickt gelobt zu werden, eben so wenig entgangen, als eine Menge anderer der denkwürdigsten Männer; aber er bezeigte selbst schon sein Mißfallen darüber. Als er sich zu Olmüz in Begleitung vieler Deutschen, Ungrischen, Böhmischen, und andern Großen befand, waren auch viele Lustigmacher und Poßenreißer zugegen, um auf Kosten derselben zu leben. Einer darunter las dem Könige mit ziemlich anständigen Geberden deutsche Reime vor, in welchen er zuerst die Europäischen Fürsten nannte, die einen Feldzug gegen die Türken unternehmen würden; als ihren Anführer aber und allgemeinen Feldherrn den König Matthias darstellte. Darauf pries er diesen Fürsten von allen Seiten; legte ihm aber zum Theil ganz erdichtete Thaten und Eigenschaften bey; wie er ihn zum Beispiel wegen seiner Riesenmäßigen Stärke und vollkommenen Frauenzimmerschönheit rühmte. Endlich kam der Reimer zu seiner Hauptsache: er bat sich für diese dichterische Arbeit und Vorlesung eine Belohnung aus. Der König sagte zu ihm: „Du hast in deinem Werke viel zu meinem Lobe gesungen, was ich gar nicht an mir finde. Doch nehme ich es dir nicht übel, weil du es aus guter Absicht gesagt hast:

ich

ich sehe deine Reime als eine Aufmunterung zur Tugend an, und werde trachten, so viel es nüzlich seyn wird, das von dir gesagte zu erfüllen. Aber von jener Riesenstärke, von der Gestalt eines Ganymedes und Absalon, rede künftig nicht! Du hast mich nunmehr gesehen; würdest du noch ferner durch Schmeicheley sündigen, so wäre es unverzeihlich. Den Lohn für deine Arbeit, Vorlesung und Schmeicheley erwarte alsdann, wenn dasjenige erfüllt seyn wird, was du geweißagt hast. Denn du hast viel gesagt, was wir bey dem bevorstehenden heftigen Türkenkriege, nur erst wünschen und hoffen." Dieser Verweis könnte eine Warnung heißen, die hier an ihrem Platze stehe; wenn es anders eine Stelle in dieser Lebensbeschreibung giebt, durch welche sie nothwendig wird.

Mehr als ein Schriftsteller, der mit ihm umgegangen war, hat seine körperliche Bildung genau abgezeichnet. Er war über das Mittelmäßige groß, von edler Gestalt, und einem Ansehen, das etwas Großmüthiges ankündigte; hatte ein rothes Gesicht, gelbes ins Röthliche fallende Haar, schwarze Augen, und eine zierliche Nase. Sein Blick war, wie eines Löwen, frey und gerade; mit den Augen blinzte er niemals. Es war ein Merkmal seiner Gunst, wenn er jemanden lang nach einander ansah, und vom Gegentheil, wenn er auf einen Seitwärts schielte. Ueberhaupt hatten seine Glieder schöne Verhältniße gegen einander; seine Haut war weiß und roth; eine kriegerische Anmuth lag über ihn ausgebreitet, und man wollte zwischen ihm und Alexandern viele Aehnlichkeit bemerkt haben. Dabey war sein Körper eben so schnell, als in Duldung aller Beschwerlichkeiten geübt. Die Arbeiten eines Soldaten verrichtete er mit ungemeiner Leichtigkeit; aber häusliche Muße fiel ihm desto lästiger.

Daß er einen erhabenen, über seine Zeitgenoßen wegsehenden, und unternehmenden Geist gehabt habe, der das Schwerste am liebsten wählte, und vielerley zugleich umspannte, lehrt seine ganze Geschichte. Auch war er fast immer sein eigner Rathgeber, führte große Geschäfte selbst aus; bediente sich aber oft eben so glücklich schlauer Kunstgriffe, als gewaltsamer Mittel. Ohnedieß hatte er keine Neigung zum Blutvergießen; er strafte die Verbrecher lieber durch Einziehung ihrer Güter und Gefangenschaft, als am Leben. Mit einer ihm eigenen Geschicklichkeit, andere zu leiten, verstellte er seine wahren Gesinnungen, und stiftete selbst unter Freunden. Uneinigkeit, damit ihm ihre Verbindung nicht schädlich werden möchte. Von Ehrgeiz wurde er mehr als von irgend einer andern Leidenschaft beherrscht. Die Begierde, es den großen Alten, die er so wohl kannte, gleich zu thun; das reizende Beispiel seines heldenmüthigen Vaters, und die häufigen Gelegenheiten, die sich ihm darboten, die Bewunderung von Europa durch kühne Thaten auf sich zu ziehen, trugen dazu nicht wenig bey. Es kam hinzu, daß verschiedene gelehrte und witzige Italiäner, die an seinem Hofe auftraten, und von ihm sehr reichlich beschenkt wurden, ihn mit den feinsten Schmeicheleyen zu unterhalten und anzufeuern wußten. Er pflegte daher öfters bey Tische zu sagen, nichts sey eines Fürsten so würdig, als Ruhm und Ehre. Damit war eine ungemeine Prachtliebe und Freygebigkeit verbunden; besonders gegen Gesandte, die daher meistentheils, wenn sie feindseelig gesinnt zu ihm gekommen waren, ihn mit Empfindungen der Zuneigung verließen.

Vielleicht war er der größte Feldherr seiner Zeiten: wenigstens übertraf ihn keiner seiner Zeitgenoßen

in

in dieser Eigenschaft, und um das Ungrische Kriegswesen hat er sich gewiß verdienter als alle seine Vorgänger gemacht. Nachahmung der Alten und seiner Nachbarn; aber auch eigene Erfindungen, halfen ihm daßelbe weit vollkommener machen. Den Bedürfnißen seines Reichs gemäß, führte er in demselben zuerst ein stehendes Kriegsheer ein. Er gründete darinne die Kriegszucht und die ordentlichen Unterhaltungsanstalten auf Feldzügen. Den Fortgang seiner kriegerischen Unternehmungen beförderte er hauptsächlich durch eine außerordentliche Schnelligkeit; nicht selten wählte er zu seinen Zügen und Treffen das schlimmste Wetter, um die Feinde desto gewißer zu überfallen. Im Lagern, in Waffen und Kriegsgeräthschaften, in verschiedenen Arten des Angriffs, hatte er viel Neues; wovon uns aber die Geschichtschreiber nur allgemeine Begriffe geben. Auf Kundschafter bey den Feinden, wandte er verschwenderische Kosten; doch zog er auch daraus den Vortheil, daß er die Entwürfe der leztern frühzeitig kennen lernte, und bisweilen rückgängig machte. Einst trieb er die Verwegenheit so weit, daß er mit einem einzigen Gefährten als ein Bauer verkleidet, sich unter diejenigen mengte, welche dem nahen türkischen Lager Lebensmittel zuführten; so verkaufte er selbst vor dem Zelte des Sultans, einen ganzen Tag lang Gerste, und begab sich beym Einbruche der Nacht unerkannt wieder in sein Lager. Am folgenden Tage meldete er es dem Kaiser in einem Schreiben, daß er gestern sein ganzes Lager ausgeforscht habe, und ihm selbst so nahe gewesen sey; zur Bekräftigung davon zeigte er ihm die Anzahl und Beschaffenheit der Gerichte an, die er ihm auftragen gesehen hatte. Der Sultan, sezt man hinzu, wurde darüber so bestürzt, daß er des Tages darauf sein Lager aufhob, gleichsam besorgt, daß ihn ein so kühner Feind unvermuthet mit-

ten in demselben anfallen dürfte. Seine Soldaten belohnte Matthias auch mit vollen Händen, wenn sie etwas Rühmliches verrichteten; besaß eine vorzügliche Gabe, sie zu lenken; konnte nach ihrem Betragen streng, oder herablaßend bis zur Vertraulichkeit seyn. Die Treue schäzte er an ihnen so hoch, daß er, da einer derselben, der ihm oft und gut gedient, aber auch dem Kaiser eidlich versprochen hatte, wenn er in Krieg verwickelt würde, in seine Dienste, in welchen er ehemals gewesen war, zurückzukehren, er möchte seyn, wo er wollte, von dem Könige seinen Abschied begehrte, ihm solchen wegen jenes unverbrüchlichen Versprechens, mit Lobsprüchen und Geschenken ertheilte. Er wünschte, als man von der Gewohnheit der Alten sprach, nach welcher selbst die Feldherren im Treffen fochten, mit Seufzen, daß dieses noch üblich seyn möchte, um die Trägheit mancher Großen aufzudecken, die von der ungeschickten Menge bewundert würden. Man sollte aber auch an seinem eigenen Beispiel sehen, daß Muth, körperliche Stärke und Behendigkeit alle Stände, den königlichen nicht ausgenommen, einander gleich machten. Ein deutscher Ritter, Holubar, der überaus groß und stark, und im Lanzenbrechen vor unüberwindlich gehalten wurde, kam nach Buda. Der König forderte ihn zum Gefechte auf; er weigerte sich aber deßen, aus Besorgniß, dem Könige einen Schaden zuzufügen. Doch dieser nöthigte ihn endlich dazu: und als er merkte, daß der Deutsche entschloßen sey, auf den geringsten Stoß des Königs nachzugeben, lieber selbst auf die Erde zu fallen, als seine Geschicklichkeit zum Schaden seines Gegners zu offenbaren: so that Matthias einen hohen Schwur, er werde den Ritter, wenn er dieses merkte, umbringen laßen; ja dieser mußte schwören, daß er mit dem Könige, wie mit seinem heftigsten Feinde, fechten wollte. Das

Gefecht

Gefecht erfolgte also vor vielen tausend Zuschauern. Holubar, an der Stirne getroffen, fiel rücklings vom Pferde, und brach einen Arm; Matthias aber, der auch einen derben Stoß an die Brust bekam, sank zur Seite vom Pferde herab. Der König ließ den Ritter heilen, und schickte ihn mit kostbaren Kleidern und vielem Gelde in sein Vaterland zurück. Ueberhaupt vergaß er im Umgange mit seinen Kriegern und Befehlshabern seine Würde gern; zog aber auch daraus bisweilen wichtige Hülfsquellen. Da es ihm einmal in dem Böhmischen Kriege an Gelde fehlte, um seinem Heere den Sold zu zahlen, spielte er eine Nacht lang mit seinen Feldherren, und gewann ihnen zehntausend Dukaten ab, mit welchen er seine Soldaten befriedigte.

Die nächste Stelle nach seinem kriegerischen Ruhme nahm derjenige ein, den er sich als Beschützer, Freund und Kenner aller Wißenschaften und Künste erwarb. Auch hierinne verdunkelte er das Wichtigste und Beste, was bis auf seine Zeiten in Ungarn zu dieser Absicht veranstaltet worden war. Nicht genug, daß er seiner bisher bloß tapfern Nation Anweisung gab, wie sie zugleich ihren Geist nüzlich bearbeiten müße; er ertheilte ihr nicht nur Gelegenheiten, Vorschriften, und Hülfsmittel, mit königlichen Kosten; sondern war selbst ihr Vorbild. Sehr oft zeigte er den Nutzen, den er aus seinen feinern Kenntnißen in der Regierung, in Kriegen und im Umgange mit den Menschen geschöpft hatte; er fuhr auch fort, besonders die alten Römischen Schriftsteller, selbst die heilige Schrift in der lateinischen Uebersezung, mit einer Begierde zu lesen, die seinem Gedächtniße im festen Beybehalten sehr zu Statten kam. Er tadelte die neuern Geschichtschreiber, daß sie die damaligen Nahmen von

Ländern und Städten mit den ältern vermischten; wobey er meist richtige geographischhistorische Einsichten an den Tag legte. „Wer jezt, sagte er, von einem Könige der Gallier (Rex Gallorum) spricht, stiftet Verwirrung, weil das heutige Frankreich nicht das alte Gallien ist, das auf beiden Seiten der Alpen lag. Eben so ist es irrig, wenn man Servien mit dem Nahmen Mösien belegt, indem es ein zweyfaches Mösien gegeben hat. Ungarn begreift einen Theil vom alten Pannonien und Dacien in sich.“ Er führte noch weit mehr Beispiele hierüber an; zur Erläuterung berief er sich auf den ältern Plinius und Strabo. Sein gelehrter Streit mit dem Sicilianischen Dominikaner, Johann Gatti, bewies vornemlich, wie viel er gelesen hatte, und wie er es zu nützen wußte. Dieser Geistliche rühmte sich, daß er alle theologische Zweifel aus dem Stegreif auflösen könne; er wünschte besonders einmal mit dem Könige zu disputiren, weil er gehört hatte, daß dieser den Gelehrten schwere Fragen vorzulegen, und sie durch seine Spizfindigkeiten sehr in die Enge zu treiben pflegte. Einst kam auch der König nach Gran, wo sich Gatti aufhielt; er ließ ihn zu seiner Tafel einladen, weil man ihm denselben als einen Mann beschrieben hatte, der sich zu einem solchen Vergnügen, wozu er außer Tische kaum einige Zeit fand, gar wohl schickte. Der Mönch konnte nicht einmal das Ende der Mahlzeit erwarten, um seine eigene Gelehrsamkeit und Fertigkeit im Disputiren zu rühmen. Matthias, der die damaligen Theologen sehr wohl als Leute kannte, die nur Knoten in ihrer Wißenschaft zu knüpfen und aufzulösen verstünden; aber gerade das Gemeinnüzliche in derselben vernachläßigten, überschaute sogleich seinen Dominikaner, und bat ihn um die Wegräumung eines Zweifels, der schon lange in seinem Gemüthe Wurzel gefaßt hätte.

Digitized by Google

hätte. „Es ist mir immer bedenklich gewesen, sagte er, warum Christus, der Gott und Mensch war, und alles so weise und gerecht veranstaltete, doch in einigen Dingen nicht gerecht scheint gehandelt zu haben. Er liebte den Petrus und Johannes vor andern Aposteln; aber er belohnte sie nicht nach ihren Verdiensten. Dem erstern, der ihn verlaßen und verleugnet hatte, schenkte er die oberste bischöfliche Würde; diesen aber, der ihm unter allen Gefahren bis an den Todt getreu blieb, beehrte er mit gar keinem Vorzuge. Ich würde gerade umgekehrt handeln, wenn ich einen Flüchtling und einen standhaften Soldaten vor mir hätte. Das Verfahren Christi aber war würklich eine Erinnerung an die Apostel, alle Verfolgungen zu fliehen, und ihn bey der ersten Gefahr zu verleugnen. Nun kann ich nicht glauben, daß er dieses ohne Ursache gethan habe; nur unsere Unwißenheit macht es, daß wir es als eine Ungerechtigkeit betrachten.“ Darauf wußte Gatti weiter nichts zu antworten, als, daß dieses ein Geheimniß sey, welches kein Mensch erforschen könne; daher habe es auch niemand gewagt, diese Frage aufzuwerfen; er bäte vielmehr den König, sich derselben zu enthalten, weil sie nur in Irrthümer verwickelte. Allein Matthias fuhr fort: „Was wir aufdecken, sind nicht göttliche Geheimniße, von denen sich keine einleuchtende Ursache angeben läßt; sondern moralische Gegenstände, die ein geschickter Mann leicht verstehen kann.“ Nunmehr wurde Gatti böse, und erklärte sich, daß ihm niemand die Gränzen der Theologie vorschreiben, niemand sich mit ihm darinne vergleichen dürfe; er habe alle zu derselben gehörigen Bücher durchgegangen, und nirgends eine Auflösung dieses Zweifels angetroffen. Was mich anlangt, versezte der König, so habe ich wenige theologische oder andere Bücher gelesen, weil ich sehr zeitig den Thron bestieg, und nur Kriegswißen-

schaft erhaschen konnte; aber die Aufklärung dieser Sache sollte sich, dächte ich, leicht finden laßen. Als ihn der Mönch unterbrach, und warnete, sich keine vergebliche Mühe zu machen, ließ Matthias die Streitschrift des Hieronymus wider Jovinianus herbey bringen, woraus die Stelle vorgelesen wurde, in welcher der Verfaßer den Grund des dem Petrus gegebenen Vorzugs darinne suchte, weil derselbe weit älter als Johannes gewesen sey, der nur den Neid der übrigen Apostel auf sich gezogen haben würde, wenn er in so jungen Jahren das Oberhaupt der Kirche geworden wäre. Doch der König ließ es bey dieser vorgeblichen Ursache eines niemals erwiesenen Vorzugs, nicht bewenden; er sezte selbst noch folgende hinzu. Petrus sey deswegen vorgezogen worden, damit er den Sündern Hoffnung zur Vergebung machen möchte. Denn da er selbst gesündigt, und auch im Ehestande die menschliche Schwäche kennen gelernt, aber von dem Erlöser Verzeihung erlangt hätte, so habe er auch Nachsicht gegen Bußfertige angenommen. Der stets eheloſe und im Glauben standhafte Johannes aber würde die Sünder mit der äußersten Strenge, und als lauter Böſewichter, behandelt haben. — So glaubte Matthias den Stolz des Dominikaners hinlänglich gedemüthigt zu haben; und die Anwesenden bewunderten zugleich, wie gewöhnlich, seinen Scharfsinn.

Durch diesen so thätigen Eifer, mit welchem Matthias seiner Nation Liebe zu allen Wißenschaften und seinen Künsten einzuflößen suchte, legte er schon einen wichtigen Beweis seiner Regierungsklugheit ab, deßen Werth man nur alsdann schäzen kann, wenn man sich in jene Zeiten versezt, wo es dem Regenten noch so schwer wurde, Aufklärungen dieser Art in hohem Maaße zu erhalten; geschweige denn daß sie von

ihm

ihm auf seine Unterthanen gekommen wären. Aber auch andere der edelsten Fürstengaben fanden sich bey ihm vereinigt; besonders feurige Vaterlandsliebe, unermüdete Geschäftigkeit, Wohlthätigkeit durch Klugheit geleitet, und Gerechtigkeitsliebe ohne Partheilichkeit. In diesem Bewußtseyn konnte er es durchaus nicht glauben, als man ihm erzählte, daß ihn einige seiner Vertrauten zu vergiften suchten. „Keiner, sagte er, der gerecht und gesezmäßig regiert, darf sich vor Gift oder Schwerdt von seinen Unterthanen fürchten! Auch muß man nicht alles Wahrscheinliche sogleich vor gewiß ansehen.“ Ein Nationalsprüchwort der Ungarn, das gleich nach dem Tode dieses Königs anfieng, legt ein rühmlicheres Zeugniß von seiner Regierung ab, als alle Lobsprüche der Geschichtschreiber. „König Matthias ist todt! sagten sie seitdem; nun ist es aus mit der Gerechtigkeit!“ (Meg-holt Mátyás Király; oda az igazság!) Ueberhaupt scheint er von den niedern Ständen seines Reichs mehr beweint worden zu seyn, als von den höhern, weil diese es zu empfinden glaubten, daß er zum Vorschub seiner Kriege, nicht selten eigenmächtiger regiere und befehle, als es ihre Rechte vertrügen. In Uebereinstimmung mit ihnen, war er mehrmals ein nüzlicher Gesezgeber; freylich alsdann am ersten, wenn dringende Bedürfniße und sehr vernehmliche Klagen über Störung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, des Eigenthums, und anderer bürgerlichen Güter, ihn dazu nöthigten. Er verstattete jedermann leicht den Zutritt; bewilligte, was ihm immer möglich war, und that das allermeiste selbst, ohne die Bittenden erst bey seinen Staats- und Hofbedienten aufhalten zu laßen.

Ob er gleich dem vorgeschriebenen Lehrbegriffe seiner Kirche treu verblieb; so hatte er doch durch Lesen

und

und Nachdenken einen nicht geringen Anfang gemacht, die wesentlichen Pflichten des Christenthums von dem abergläubischen Wuste zu unterscheiden, mit welchem man sie seit so vielen Jahrhunderten überladen hatte. Noch freyer dachte er über die Geistlichkeit, spottete besonders der Ausschweifungen des mächtigern und reichern Theils derselben, hielt sie auch nicht übel im Zaum; und man hat Spuren genug, zu schließen, daß seine Ehrerbietung gegen die Päpste selbst nicht weit würde gegangen seyn, wenn er ihrer bey seinen vielen wichtigen Unternehmungen hätte entbehren können. Matthias hatte einst einem Italiänischen Franciskaner, dem P. Gabriel, der von dem Papste nach Ungarn geschickt worden war, ein Bißthum daselbst ertheilt. Darüber wurden schon viele vornehme Ungarn mißvergnügt, daß ein ausländischer Bettelmönch eine so einträgliche Stelle erhielt, die nach ihrer Meinung, ihren Söhnen gebührte. Als der König aber gar von dem Papste verlangte, daß er diesen Bischof zum Cardinal ernennen möchte, und Sixtus nebst allen Cardinälen dieses aus dem Grunde vor unschicklich erklärte, weil ein Mönch dadurch von seinem Kloster und seinen Gelübden loßgerißen würde: da riethen dem Könige alle seine Vertrauten und Hofbedienten, von diesem Begehren abzustehen. Allein er blieb so standhaft bey demselben, daß es ihm der Papst endlich bewilligen mußte. Man erkannte zugleich am Römischen Hofe, daß dieser Mönch, wegen seiner vorzüglichen Klugheit, eine Ausnahme verdient habe. Ein anderer päpstlicher Abgeordneter, der Bischof Nicolaus, machte desto weniger sein Glück bey dem Könige. Nachdem er sein Geschäfte geendigt hatte, hielt er sich, im Vertrauen auf die Güte und Freygebigkeit des Königs, noch einen ganzen Winter in Ungarn auf, suchte sich bey demselben einzuschmeicheln, und ihn nach

und

und nach gegen alle Ungrische Großen ohne Unterschied, auch diejenigen welchen er viel zu danken hatte, mit dem schlimmsten Argwohn und Haß einzunehmen. Matthias lernte ihn bald kennen; verstellte sich aber eine Zeitlang, um den boshaften Bischof noch genauer auszuforschen, bis er endlich denselben so weit brachte, daß er sich erbot, den Großen seine Beschuldigungen ins Gesicht zu sagen. Der Bischof glaubte nicht, daß ihn der König beym Worte halten, sondern an dieser Versicherung sich begnügen würde. Allein da die Großen im Schloße zu Ofen versammelt waren, führte ihn Matthias zu ihnen hinein, und forderte ihn auf, sein Erbieten zu erfüllen. Hier wurde der Verleumder bestürzt, zitterte am ganzen Leibe, und verstummte. Darauf sagte der König zu ihm: „Hielte mich nicht die Ehrerbietung gegen den Papst ab: so würde ich gewiß zeigen, daß es sich für Gesandte nicht schicke, Uneinigkeit zu stiften, und unschuldige Herren in Lebensgefahr zu stürzen. Packe dich also aus meinem Reiche fort! und wenn du es nicht innerhalb zwey Tage thust, so will ich ein solches Beispiel an dir geben, daß die ganze Welt erkennen soll, wie sehr dem Könige Matthias jederzeit solche Bosheiten mißfallen haben."

Menschenkenntniß überhaupt besaß er in einem hohen Grade: und die treffenden Beobachtungen, mit welchen er sie unaufhörlich verstärkte, erzeugten auch sehr oft lebhafte Spöttereyen. Er blieb deswegen gleichwohl ein angenehmer und lehrreicher Gesellschafter; seine Gegenwart des Geistes, seine witzigen Einfälle und richtigen Urtheile, wurden daher auch von denen bewundert, die es nicht vor ihre Schuldigkeit hielten, jedes Wort, das aus dem Munde eines Fürsten kömmt, mit lautem Beifall zu empfangen. Zwar ist nicht alles von dieser Art, was man von ihm aufgezeich-

gezeichnet hat, des Andenkens bey der Nachwelt gleich würdig gewesen; aber es giebt doch von seinen Unterhaltungen mit andern, besonders bey der Tafel, einen Begriff, der ihn nicht verunehrt. Man erzählte ihm einst, daß der berühmte König von Aragonien und Neapel, Alphonsus, als er in der Nachbarschaft von Rom wohnte, und sein Hofverwalter in dieser Stadt eine Lamprete für dreyßig Dukaten gekauft hatte, weil nur diese einzige daselbst zu bekommen, aber auch durch das Bieten des päpstlichen Hofverwalters so sehr im Preise gesteigert worden war, denselben deswegen nicht allein gelobt, sondern auch reichlich beschenkt habe. „Pracht und Freygebigkeit, sagte Matthias darauf, hat man niemals gemißbilligt; aber hätte mein Hofverwalter in einer solchen Sache für mich freygebig seyn wollen: so würde ich ihn nur alsdann gelobt haben, wenn er den gekauften Fisch dem Papste geschenkt hätte, damit kluge Leute sehen könnten, sein Herr verachte eben sowohl das Geld, als die Näscherey.“ — Ein andersmal sah er einen in Trauer gekleideten Mann mit langgewachsenem Barte an seinem Hofe, deßen Geldbegierde ihm wohl bekannt war, und der nun seine verstorbenen Brüder geerbt hatte, mit welchen er ehemals vor dem Könige über ihre Güter in langen Händeln begriffen war. Er fragte ihn mit verstellter Unwißenheit um die Ursache seiner Trauer, und als sie ihm derselbe mit Thränen gemeldet hatte, fuhr er fort: „Bist du über den langsamen oder über den geschwinden Todt deiner Brüder so betrübt?“ (denn sie waren an einer langwierigen Krankheit gestorben.) Ueber den langsamen, antwortete der Trauernde. „Nun, das dachte ich wohl, versezte der König; denn nach deinem Willen wären sie schon längst gestorben, und du trauerst nur darum, weil du ihrer Güter so lang hast entbehren müßen.“ — Auch wurde einmal bey

seiner

seiner Tafel von der unzüchtigen Gemahlinn eines gewißen Fürsten gesprochen. Ein anwesender Gelehrter behauptete, daß sie fälschlich der Untreue beschuldigt würde, weil die von ihr gebohrnen Kinder ihrem Gemahl vollkommen ähnlich sähen. Matthias lächelte darüber, und sagte zu dem Gelehrten: „Das magst du ja niemals wieder behaupten! Wenn du die Bücher der Weisheit durchgegangen hättest, so würdest du die Aehnlichkeit der Kinder mit dem Vater eher vor ein Merkmal einer unkeuschen als keuschen Gemahlinn ausgeben. Denn wenn sich die Weiber in den Umarmungen der Ehebrecher befinden: so schwebt ihnen das Bild ihrer Ehemänner, aus Furcht von denselben überfallen zu werden, immer vor den Augen. Daher kommt es, daß diese heftige Einbildungskraft die Aehnlichkeit der Eltern den Kindern eindrückt. Die scharfsinnigsten Philosophen, die größten Aerzte und viele Erfahrungen, bestätigen es, daß dieses ein Werk der Einbildungskraft sey." — Bey einer andern Gelegenheit, da man die bekannte Stelle des Terentius: Folgsamkeit macht Freunde; aber Wahrheit Feinde, anführte, erklärte er sie aus dem Grunde vor falsch, weil alle Menschen wißbegierig wären, und mithin die Wahrheit ihrer Natur angemeßen sey. Vielleicht aber hält man sie dadurch eben so wenig vor ganz widerlegt, als man ihm darinne beitreten dürfte, daß aufgewärmte Brühe, ein ausgesöhnter Freund, und ein bärtiges Frauenzimmer drey besonders unannehmliche Gegenstände wären, weil sich in dem ersten etwas Abgeschmacktes, im zweyten ein Rest ehemaliger Feindschaft, und im lezten eine unnatürliche Männlichkeit finde. Es ist so viel Süßes in der Wiedervereinigung von Freunden, die durch Mißhelligkeit von einander getrennt waren, daß sie an einen solchen Platz gar nicht gestellt werden sollten.

Die

Die Fehler dieses Fürsten zu entdecken, fällt desto weniger schwer, da er sie selbst nicht zu verbergen getrachtet hat, und gewißermaaßen nicht einmal verbergen konnte. Seine herrschende Kriegslust und Eroberungssucht, die ihn fast unaufhörlich aus einem Feldzuge in den andern fortriß, verhalf ihm zwar zu dem Ruhm eines großen Helden, war auch dem Zustande seines Reichs ziemlich angemeßen. Sie verleitete ihn aber doch mehrmals dazu, die wahren Vortheile dieses Reichs scheinbaren oder solchen, die nicht dauerhaft seyn konnten, aufzuopfern; und besonders zu dem schädlichen Wahn, als wenn Unterthanen, alle ihre Kräfte und ihr Leben selbst, nur als Werkzeuge zur Vergrößerung der Macht und Ehre ihrer Fürsten bestimmt wären; an Statt sich immer auf das lebhafteste zu erinnern, daß der Fürst hauptsächlich um der möglichst größten Erweiterung uud Befestigung der Glückseeligkeit seiner Unterthanen Willen, vorhanden sey. Der Vorwurf, den Matthias wegen veränderlicher Gesinnungen gegen seine Freunde erlitten hat, ist eben so gegründet. Er verließ, verfolgte und drückte einige der vornehmsten von ihnen fast zu Boden. Will man unterdeßen dabey dieses in Anschlag bringen, daß die Freundschaften der großen Krieger selten von einer unzerstörbaren Festigkeit sind; daß sie bey ihnen dem Mißtrauen und den abwechselnden Staatsabsichten gar zu leicht Preiß gegeben werden, und daß die stürmischen Zeiten insonderheit, in welchen Matthias regierte, mehr als andere, Argwohn, Trennung und würkliche Feindschaft, oft durch Gründe und Thatsachen begünstigen konnten: so sagt man etwas, das jenen Vorwürfe einigermaaßen vermindert; obgleich auf der andern Seite die geheiligten Rechte der Freundschaft bloßen Ausflüchten und Vorwänden, wie es bey ihm zuweilen der Fall war, nicht weichen dürfen.

Der

Der Jähzorn, zu welchem er geneigt war, könnte manche gewaltthätige Handlungen einer unüberlegten Hitze erwarten laßen. So schrieb er einmal den Bürgern zu Ofen mit den Worten: „Guten Morgen, „Bürger! Kommt ihr nicht alle zum Könige: so ver„liert ihr eure Köpfe. Buda. Der König.“ Allein es war doch mehr eine schnell auflodernde Flamme, die sich sehr geschwind verzehrte, und nur selten bleibende Ungerechtigkeiten stiftete. Eben so weiß man auch, daß er zwar den Wein in Gesellschaft mit Freunden bis zum Betrinken geliebt habe; man kennt aber doch kein Beispiel, daß er in der Trunkenheit Befehle gegeben, oder öffentliche Handlungen ausgeübt hätte, die er bey nüchternem Sinne hätte bereuen müßen. Als er Wittwer war, gieng sein vertraulicher Umgang mit unverehlichten Frauenspersonen, bis zu einigen Ausschweifungen; nach seiner zweyten Vermählung, hörte man weiter nichts davon. Es scheint also, man habe völlig Ursache zu sagen, daß die Flecken seines Geistes und Lebens durch seine rühmlichen Eigenschaften weit übertroffen worden sind.

Die Nachwelt hat ihn immer als den größten unter allen Ungrischen Königen angesehen; und dennoch ist es leicht begreiflich, warum er bey so vielen trefflichen Gaben, Fertigkeiten und Absichten, seine Nation in milden Sitten, gesezmäßiger Ordnung, hellern Einsichten aller Art, in Künsten und Wißenschaften, nicht viel weiter gebracht, noch eben so viel hierinne zu leisten übrig gelaßen habe. Der Entwurf war freylich edel und schön, ihr die Künste des Friedens und sanftere Gesinnungen beliebt zu machen; ohngeachtet sie den Frieden während seiner Regierung beinahe gar nicht kannte. Allein die Schwierigkeiten einer feinern Ausbildung mitten unter den Waffen,

waren zwar für seinen Geist nicht zu groß, indem er sie selbst erreichte; nur für seine Nation überhaupt wurde er mehr Muster und Lehrer, als überall durchdringender Verbeßerer. Er legte einen Grund, auf welchen man erst in ruhigern Zeiten sehr glücklich hätte bauen können.

Mit ihm sank der Ruhm und das Ansehen des Ungrischen Reichs, so weit es unabhängig von eigenen Königen beherrscht worden ist, darnieder. Sein nächster Nachfolger, Wladislav, König von Böhmen, der durch diese Vereinigung beider Reiche, auch beide Nationen zu vortheilhaften Erwartungen berechtigte, war fast in jeder Betrachtung das Widerspiel von dem Könige Matthias: unthätig und träge, verachtet von seinen Großen, in Empörungen und einen höchst unglücklichen Kreuzzug verwickelt: an Gelde so dürftig, daß er verschiedene von seinem Vorgänger errichtete Kriegshauffen eingehen laßen mußte, und gegen die herrliche Bücherſammlung deßelben so gleichgültig, daß er viele Handschriften derselben verschenkte. Muthiger, aber nicht mehr geschäzt, und unter gleicher Verwirrung, regierte sein junger Sohn Ludwig, bis er Schlacht und Leben gegen die Türken verlor. Noch war Matthias nicht vierzig Jahre todt, als Buda, sein geliebter Siz, von den Türken erobert, und bis auf das Schloß verbrannt, die Bücherſammlung, die ein so kostbares Vergnügen von ihm gewesen war, zu Grunde gerichtet, das Reich von einem Ende bis zum andern ausgeplündert und verheert wurde, und ein langer blutiger Streit über den Beſiz deßelben anfieng, der endlich an das Haus Oesterreich kam. Von allen seinen Thaten und Verdiensten blieben kaum einige sichtbare Spuren in dem Zustande seiner Nation übrig. Es war nicht das erstemal, daß ein großer

Mann

Mann beinahe ein vergebliches Geschenk des Himmels für ein Zeitalter wurde, das ihn nicht zu nützen wußte.

* * *

Unter den Quellen, aus welchen die Geschichte des Königs Matthias geschöpft werden muß, nehmen seine Schreiben den ersten Platz ein. Sie sind in den neuesten Zeiten zu Caschau in Ungarn gesammelt worden; (Epistolae Matthiae Corvini, Cassoviae, 1744. 4.) aber diese Sammlung enthält auch Schreiben genug, die an ihn über Staats- und Kriegsgeschäfte gerichtet sind. Die erheblichern derselben hat Herr Pray in sein gleich zu nennendes Werk eingerückt.

Eine vollständige Sammlung aller Urkunden, die zur Geschichte dieses Königs gehören, oder dieselbe nur einigermaaßen erläutern können, nebst einer gleich darauf gebaueten Regierungsgeschichte deßelben, bis zum Ende des Jahrs 1461. hat Herr Stephan Kaprinai, ein Jesuit, Doctor der Theologie, und Geschichtschreiber von Ungarn, in zwey Quartbänden herausgegeben. (Hungaria Diplomatica, temporibus Matthiae de Hunyad, Regis Hungariae, Pars I, et II. Wien, 1767. 1771.) Dieses Werk ist an sich sehr brauchbar, genau und vollständig; enthält auch nicht wenige zuerst ans Licht gezogene Urkunden, und nüzliche Erläuterungen über die Erdbeschreibung und Verfaßung von Ungarn. Da jedoch der Verfaßer äußerst umständlich und weitschweifig in der Untersuchung der kleinsten Nachrichten und Sagen, wie der größten Begebenheiten, auch solcher, die mit dieser Geschichte nur in einer entfernten Verbindung stehen, geworden ist: so reicht sein erster Band nur bis zur

Gelangung des Königs auf den Thron. Im zweyten findet man eine mehr zusammenhängende Geschichtserzählung der erstern Jahre dieser Regierung. Ueberhaupt muß man es doch bedauern, daß dieses Werk abgebrochen worden ist.

Schon zu den Zeiten des Königs Matthias standen Geschichtschreiber seines Lebens in Ungarn auf. Der erste und einzige einheimische, der ihm selbst sein Werk zueignete, Johannes de Thurocz, oder Thurocius, brachte in seine Ungrische Chronik, vom Attila an, auch den Anfang und einen allgemeinen Abriß der Regierung des Königs. (Chronica Hungaror. c. 63-67. p. 354-366. in Io. Georg. Schwandtneri Scriptorib. Rer. Hungaricar. veterib. ac genuinis. Edit. II. Vindob. 1766. 4. P. I.) Wie er überhaupt seine ältern Nachrichten ohne Wahl und Beurtheilung aus allerley Schriftstellern zusammengetragen hat: so zeigt er sich auch hier als einen Schriftsteller von geringem Geschmack und schlechter Schreibart, der auch mehr einen Lobredner abgiebt. Daß man ihn als Zeitgenoßen dennoch hin und wieder wohl gebrauchen könne, leidet keinen Zweifel.

Die übrigen welche damals in Ungarn die Geschichte des Königs beschrieben, waren Italiäner. Der vornehmste darunter ist Antonius Bonfinius, oder eigentlich Antonio de Bonfinis. Er war durch den Kriegsruhm des Königs und seine Liebe zu den Wißenschaften gereizt, im Jahr 1485. zu ihm nach Oesterreich gekommen, und hatte sowohl ihm, als seiner Gemahlinn, aus dem Griechischen übersezte und eigene Schriften gewiedmet. Matthias fand so viel Vergnügen an seinem Witze und seiner Gelehrsamkeit, daß er ihm, nebst einem ansehnlichen Jahrgehalte, auf-

auftrug, die Ungrische Geschichte zu beschreiben. Bonfinius legte kurz vor dem Tode des Königs Hand daran, und führte sein Werk, das er noch vor dem Jahr 1500. vollendet zu haben scheint, von den ältesten Zeiten der Nation bis zum Jahr 1495. fort. Es ist oft gedruckt worden; die neueste Ausgabe davon hat mein Oheim, Carl Andreas Bel, zu Leipzig veranstaltet. (Ant. Bonfinii Rerum Hungaricarum Decades, Libris XV. comprehensae. 1771. fol.) Man legte dem Verfaßer wegen dieses Werks den Nahmen des Ungrischen Livius bey: und nicht allein seine schöne Schreibart, sondern auch die Eintheilung seiner Geschichte nach Dekaden, schienen ihm einiges Recht daran zu geben. Da es in jenen ältern Zeiten noch etwas seltenes war, einen feinen, dem alten Römischen sich nähernden Ausdruck in neuen Geschichtbüchern zu finden; da überdies Bonfinius nicht nur zum Ruhm der Ungarn, sondern auch besonders ihres so sehr bewunderten Königs Matthias, schrieb: so prüfte man ihn eben nicht scharf, schenkte ihm desto lautern Beifall, und sah ihn als ein Muster in der Geschichtbeschreibung an. Nach und nach aber hat man, hauptsächlich in unsern Zeiten, die von ihm begangenen Fehler freyer aufgedeckt, und ihn fast zu tief wieder herabgesezt. Es ist gewiß, daß er nicht bloß in den ältesten und frühern Jahrhunderten viele unrichtige und mit der Zeitrechnung schlecht übereinstimmende Erzählungen eingerückt, oder, was er beym Thuroczs fand, willkührlich ausgeschmückt; sondern selbst in der Geschichte des Königs Matthias mehrere falsche oder einander widersprechende Nachrichten angebracht hat. Es hat das Ansehen, daß er sich zu sehr auf sein Gedächtniß und auf mündliche Berichte verlaßen, die Hauptquellen die ihm offen standen, zu nachläßig besucht habe. Besonders leuchtet hier seine Verschöne-

rungssucht hervor; unter andern ahmt er die Reden, welche die Alten in ihre Geschichtbücher eingeflochten haben, öfters, aber meistentheils auf eine verunglückte Art, nach. Seine Schreibart ist ziemlich rein und zierlich, sogar bis zum Gezwungenen; aber doch nicht immer sich selbst gleich, und verfällt leicht aus dem historischen Ton in den rednerischen. Ob er gleich bisweilen unpartheiisch zu schreiben versucht; so thut man ihm doch nicht unrecht, wenn man ihn einen geschickten Schmeichler gegen den König und sein Haus nennt. Allein dieses alles, so wie manche zu seichte und dürftige oder zu überladene Stellen, hindern nicht, eine Menge der merkwürdigsten, zum Theil ihm eigenen Nachrichten, in Vergleichung mit andern, aus ihm zu ziehen. Immer kann er den zu geflißentlich schön und witzig sprechenden Geschichtschreibern zu einer Warnung dienen, wie sehr auch sie daran arbeiten, daß ihre Glaubwürdigkeit bey den Nachkommen fallen müße.

Auch **Petrus Ranzanus**, ein Dominikaner aus Sicilien, der als Gesandter des Königs **Ferdinand** von Neapel, im Jahr 1488. nach Ungarn kam, kleidete eigentlich eine ältere Geschichte von Ungarn, die ihm die Königinn **Beatrix** zugestellt hatte, auf ihr Verlangen in beßeres Latein ein; warf aber zugleich manches Unnüze weg, und vermehrte sie mit nüzlichen Zusäzen. Was er vom **Matthias** erzählt, ist ganz brauchbar, wenn gleich nicht vollständig, auch etwas partheiisch. **Sambucus** hat seine Nachrichten, aber nur kurz, bis an den Todt des Königs, fortgesezt. So ist diese Arbeit zulezt in der **Schwandtnerischen** Sammlung wieder gedruckt worden. (Tom I. p. 405. sq. Epitome Rer. Hungaric.)

Der

Der dritte dieser Italiäner, Martius Galeotti, wurde ebenfals, aber weit früher, durch den großen Ruf des Königs gelockt, nach Ungarn zu reisen. Einige Zeitlang gab er der Jugend Unterricht; aber bald nach dem Jahr 1471. kam er an den königlichen Hof, wurde nicht allein Aufseher der Ofner Bibliothek; sondern kam auch in den vertrauten Umgang, und speiste täglich an seinem Tische. Dieses Vorzugs, den er verdient zu haben scheint, bediente er sich, um eine Anzahl der merkwürdigsten Reden und Handlungen des Königs im täglichen Leben aufzuzeichnen. (Commentarius de M. Corvini, Hung. Regis, egregie, sapienter, iocose, dictis et factis, Wien 1563. und in der Schwandtnerischen Sammlung, P. II. 1768. p. 156 - 208.) Manche dieser Einfälle bewundert er freylich zu sehr; einige hätte er ganz weglaßen können.

Mit diesen gleichzeitigen Schriftstellern muß man die Sammlung derjenigen Gesetze verbinden, welche Matthias gemeinschaftlich mit seinen Ständen auf den Reichstägen gegeben hat. Sie stehen in dem großen Ungrischen Gesetzbuche des Werbötz, Corpus juris Hungarici tripartitum, wovon ich die Ausgabe zu Wien vom Jahr 1628. Fol. besize.

Gleich nach den Zeiten dieses Königs theilte Ludwig Tubero, ein Abt aus Dalmatien, einen wohlgerathenen Beitrag zur Geschichte deßelben mit, in dem seltnern Werke: Libri XI. Commentariorum

de rebus, quae temporibus suis in illa Europae parte, quam Pannonii et Turcae, eorumque finitimi incolunt, gestae sunt. Francof. ad Moen. 1603. 4. Es fehlt ihm weder an guter Beurtheilung, noch an einer angenehmen Schreibart; auch verfällt er nicht in übertriebene Lobpreisungen.

Die auswärtigen Schriftsteller, besonders Oesterreichische, Böhmische und Pohlnische, gehen in ihren Nachrichten und Urtheilen über den Könige Matthias, oft sehr weit von den Ungrischen ab, weil sich ihre Fürsten und Nationen nicht selten über ihn zu beschweren Ursache zu haben glaubten. Hieher gehören Aeneas Sylvius, sein Zeitgenoße, Gerhard von Roo, Wenceslaus Hagek, Martin Cromer, Bohuslaus Balbinus, und andere mehr. Es war meine Schuldigkeit, sie zu nüzen; und bisweilen hielt ich mich berechtigt, sie den Ungrischen vorzuziehen.

Was die neuern Schriftsteller der Geschichte dieses Königs betrifft: so hat Herr Georg Pray, ein Exjesuit in Ungarn, alle andere hinter sich zurückgelaßen. (Annales Regum Hungariae, ab a. C. 997. ad a. 1564. Pars III. Vindob. 1766. fol. p. 215-316. Pars IV. ib. 1767. p. 13-207.) Außer der Vollständigkeit, und dem ungemeinen Fleiße im Gebrauche aller, zum Theil neuer Quellen und Hülfsmittel, empfiehlt er sich auch durch seine historische Billigkeit und Mäßigung. Wenn er an einigen Stellen, wo kirch-

liche

liche Rücksichten eintraten, noch freyer und pragmatischer geschrieben, auch sonst manches mehr entwickelt hätte: so würde sein Werk noch schäzbarer seyn.

Von dem vorzüglichen Werthe der Ungrischen Geschichte des Herrn Prof. Gebhardi, (im 15ten Bande der Allgem. Weltgeschichte, nach dem Plan Guthrie's, u. a. m. wo die zweyte Abtheilung, S. 114-207. die Regierungsgeschichte des Königs Matthias enthält,) brauche ich nichts zu sagen. Einige wenige Stellen glaube ich darinne bemerkt zu haben, wo Berichtigungen Ungrischer Nahmen, Oerter und Zahlen nöthig seyn dürften. — Häberlins Auszug der neuen deutschen Historie, enthält im sechsten und siebenten Bande manche gute Erläuterungen eben dieser Geschichte. — In des Herrn von Windisch kurzgefaßten Geschichte der Ungarn, trifft man einen angenehmen Auszug derselben an. — Besonders aber sind in einem Buche, wo man es nicht erwartet, (Von Breslau dokumentirte Geschichte und Beschreibung in Briefen, dritter Band, zweyter Theil, Breslau, 1783. 8.) sehr viele gründliche und neue Aufklärungen über den Schlesisch-Pohlnischen und Böhmischen Krieg des Königs Matthias mitgetheilt worden.

Ich darf wohl noch hinzusezen, daß in meines Großvaters geographisch-historischem Werke von Ungarn, bey Gelegenheit der Beschreibung von Buda oder Ofen, eine nicht unbeträchtliche Nachricht von

den Verdienſten des Königs um dieſe Hauptſtadt und um die dortige Bücherſammlung, auch andern ihn betreffenden Merkwürdigkeiten, vorkömmt. (Matth. Belii Notitia Hungariae novae, Tomus III. Viennae, 1737. fol. p. 214 - 229. p. 601. ſq.)

Endlich können zwo mit vielem Fleiße abgefaßte Schriften: Diſſertatio de regiae Budenſis Bibliothecae Matthiae Corvini ortu, lapſu, interitu et reliquiis, vom P. Xyſtus Schier, Wien, 1766. 4. und des Herrn Paul Wallaßky Tentamen Hiſtoriae Litterarum ſub Rege glorioſiſſimo M. Corv. de Hunyad in Hungaria, Lipſ. 1769. 4. hier den Beſchluß machen.

Leben des Kaisers Joseph des Ersten.

Zween Fürsten mit einander zu vergleichen, die zum Theil über einerley Nationen und Länder, aber in einem Abstande von zweyhundert Jahren, und in einer sehr veränderten Lage der Welt, der Sitten, der Religion, der Künste und Wißenschaften, regiert haben, beide von regem und thätigem Sinne, und auf einem großen sich ihnen eröfnenden Schauplatze, davon der eine sich durch Schwierigkeiten aller Art zu drängen hatte, der andere nicht wenige Vorbereitungen, die seine Laufbahn hin und wieder ebneten, unter seinen Schritten fand; eine solche Vergleichung kann nicht anders als auf einige der wichtigsten Wahrheiten in der Geschichte des Menschen, und besonders des Regenten, führen. In dieser Rücksicht mag hier auf Matthias Corvinus, Joseph der Erste folgen: nicht, als wenn jene Vergleichung meine Hauptabsicht wäre; sondern weil sie, auch ohne von mir angestellt zu werden, in diesen Lebensbeschreibungen alle nöthige Züge finden soll. Man wendet jezt ohnedieß in der Geschichte der Fürsten, mit Recht immer mehr seine Auf-

Aufmerksamkeit darauf, nicht was sich alles unter ihrer Regierung zugetragen hat; sondern was sie selbst gethan haben.

Joseph kam den 26 Julius des Jahrs 1678. zu Wien auf die Welt. Er war der älteste Sohn dritter Ehe des Kaisers Leopold von der Pfalzgräfinn von Neuburg, Eleonora Magdalena Theresia. Da seine Söhne aus den ersten Ehen bald wieder gestorben waren: so hatte Leopold dem heiligen Joseph, Pflegevater Christi, ein Gelübde gethan, um durch deßen Fürbitte einen Erben des Throns zu erhalten, und nannte diesen auch aus Dankbarkeit mit deßen Nahmen.

Leopold regierte bereits seit dem Jahr 1658. über Deutschland. Ein Jahr vorher hatte er schon durch den Todt des Kaisers Ferdinands des dritten, den Besiz der Oesterreichischen Erbländer, der Königreiche Ungarn und Böhmen, auch der dazu gehörigen Länder, Siebenbürgen, Schlesien, Mähren, und anderer mehr, erlangt. Das Haus Oesterreich also, das bey dem Tode des Marthias Corvinus nicht einmal den ganzen Oesterreichischen Kreis, selbst Wien nicht mehr, hatte behaupten können, war jezt gleichsam Erbe dieses ihn so furchtbaren Königs geworden. Es hatte zwar wegen Ungarn und Siebenbürgen häufige und lange Kriege mit den Türken führen müßen; auch selbst zu dieser Zeit besaß Leopold noch nicht die Hauptstadt von Ungarn, Ofen, indem sie nebst einem beträchtlichen Theil des Reichs in den Händen der Türken verblieben war. Allein die Kaiser, welche seit mehr als zweyhundert Jahren ununterbrochen aus diesem Hause gewählt worden waren, fühlten sich durch andern Zuwachs ihrer Macht stark genug, mehr als

einmal

einmal wichtige Unternehmungen in Deutschland zu wagen. Die ruhmwürdigsten unter ihnen standen im sechszehnten Jahrhunderte auf. Maximilian der erste, der Sohn und Nachfolger Friedrichs des dritten, gründete die Gesezmäßige Ruhe und Ordnung im deutschen Reiche, und zeigte den besten thätigen Willen für jede Beförderung der Aufnahme deßelben. An Geist und Gaben der größte Fürst, den das Haus Oesterreich noch hervorgebracht hatte, war Karl der fünfte nahe daran, unumschränkter Herr von Deutschland zu werden; versäumte aber eben über den Entwürfen seiner Staatsklugheit und Herrschbegierde, die edle, so sehr viel für Kaiser und Nation versprechende Gelegenheit und Aufforderung zu benüzen, welche ihm die Reformation darbot. Sein Bruder Ferdinand der erste suchte eine gewiße Mäßigung in Religionssachen einzuführen; aber viel weiser und liebenswürdiger als er und alle seine Vorgänger, arbeitete sein Sohn Maximilian der zweyte, an dieser erhabenen Absicht; ohne doch alle Schwierigkeiten dabey, selbst in seinen Erbländern, überwinden zu können. Von seinem Tode an, oder seit den lezten vier und zwanzig Jahren des sechszehnten Jahrhunderts, verschwand diese Deutschland so erwünschte und so nöthige Denkungsart auf lange Zeit wieder bey den Oesterreichischen Kaisern. Auf der einen Seite schwach genug, um sich von ihren Beichtvätern und übrigen Geistlichen, von dem päpstlichen und spanischen Hofe regieren, und besonders zum Verfolgungsgeiste verführen zu laßen; auf der andern Seite von dem Wahn eingenommen, daß der höchste Eifer ihrer Religionsunverträglichkeit das treffendeste Mittel sey, mächtiger als jemals in Deutschland zu werden, wurden sie, indem sie dieses Ziel beinahe erreicht zu haben glaubten, gerade auf diesem Wege, überaus weit von demselben entfernt.

Ihre

Ihre Gewalt war, nur erst neun Jahre vor Leopolds Thronbesteigung, durch den Westfälischen Frieden, wieder in ihre rechtmäßigen Gränzen zurückgeführt, und die Religionsfreyheit war zugleich so fest gegründet worden, daß es weiter nicht in ihrem Vermögen stand, sie umzustoßen.

Auch Leopold war nichts weniger als einer von den vorzüglichen Geistern, die ihrem Hause einen neuen Glanz, und ihrem Zeitalter ein außerordentliches Licht ertheilen. Er hatte viel Rechtschaffenheit, Gutwilligkeit und wohlthätige Gesinnungen, die er auch häufig in Ausübung brachte. Verschiedene europäische Sprachen verstand er sehr wohl, war ziemlich mit der Gelehrsamkeit und den feinen Künsten bekannt, liebte, unterstüzte und munterte sie noch mehr in ihren Freunden auf, sobald ihm Veranlaßungen dazu entgegen kamen. Es fehlte ihm auch nicht an Kenntniß der Europäischen, Deutschen und seiner eigenen Staatsangelegenheiten. Mit der äußersten Pünktlichkeit und nach unveränderlich abgemeßenen Zeiten, beobachtete er die festgesezten Pflichten, Geschäfte und selbst willkührliche Verrichtungen. Seine Gewißenhaftigkeit in dem, was er vor seine Obliegenheit hielt, sein Eifer Gutes zu thun, und erkannte Fehler zu verbeßern, erwarben ihm Hochschäzung und Liebe. Aber zu einem Fürsten gehörte noch weit mehr: und dieses viele Uebrige fehlte ihm. Er sah nicht schnell, fern und tief genug für einen Beherrscher so vieler Länder, und für Zeiten, in welchen ihm solche Blicke unentbehrlich waren. Da es ihm also schwer wurde, weise und treffende Entschließungen selbst zu faßen: so befand er sich in einem unaufhörlichen Bedürfniße, nach fremden Einsichten zu handeln. Staatsbediente und Günstlinge, Päpste und Hofgeistliche, auswärtige Höfe sogar, wech-

wechselten in dem Einfluße mit einander ab, den sie über ihn behaupteten; er wurde oft mißgeleitet und gemißbraucht, nicht allein wider die wahren Vortheile seiner Staaten und Unterthanen, sondern auch wohl zum Unglück derselben. Bisweilen fühlte er es, daß er sich ungeschickten oder zu herrschsüchtigen Führern überlaßen hätte; dann riß er sich zwar von denselben loß; aber gar bald nahmen andere die Stelle derselben ein. Seinem natürlichen Wohlwollen zuwider, wurde er, ohne es gewißermaaßen selbst zu wißen, gereizt und hintergangen durch die Jesuiten und ihre Verbundenen, ein grausamer Verfolger seiner Protestantischen Unterthanen in Ungarn. Auf dieser Seite, wo ihm die Religion selbst zu winken schien, die er doch zu sehr mit Aberglauben vermischte, überschritt sein Vertrauen auf die Geistlichkeit alle Gränzen. Und diesen Fürsten, der in seiner fast funfzigjährigen Regierung nicht wenig Glück hatte, ohne etwas Großes verrichtet, ohne sie eigentlich selbst geführt zu haben, nannten Schriftsteller aus dem Kloster und andere, die sich in sein Glück nicht finden konnten, den großen Leopold.

Um die Zeit als ihm Joseph gebohren wurde, näherte sich der Krieg, den er gemeinschaftlich mit dem deutschen Reiche, mit Spanien, Dänemark und den vereinigten Niederlanden gegen Ludwig den vierzehnten, König von Frankreich, führte, seinem Ende. Von einer solchen Verbindung hätte man den glücklichsten Ausgang deßelben erwarten sollen; allein der Kaiser und das deutsche Reich hatten fast nur Schaden und Schimpf davon, weil gerade Leopold es war, der die meisten Fehltritte dabey begieng. Es war schon überhaupt ein Unglück für ihn, der Zeitgenoße und Nachbar des Königs Ludwig zu seyn. So thätig, lebhaft und geschwind in Unternehmungen diesen

sein

sein Ehrgeiz und seine Eroberungssucht machten; so langsam blieb der Kaiser, ohngeachtet er von demselben fast immer beunruhigt wurde. Ludwig hatte Kriegsvölker, Geld und alle andere Erfordernisse stets in Menge bereit, um, so oft es ihm gefiel, Krieg anzufangen, und mit allem Nachdruck zu führen; er stand nicht selten an der Spitze seiner Kriegsheere, wenn er gleich kein Feldherr war; traf große Feldherren in seinem Reiche an, und verstand sie sehr wohl zu nützen; sein Wille war hinlänglich, um alle Theile seiner Verfassung in Bewegung zu sezen; so wie er durch seine schlauen Unterhandlungen in fremden Ländern und an den meisten Europäischen Höfen, eben so viel würkte, als durch seine Waffen. Leopold hingegen brachte spät und mit Mühe eine hinlängliche Anzahl Kriegsvölker zusammen; erschien niemals mit ihnen im Felde; bezahlte sie, wegen der Unordnung in seinen Staatseinkünften, und einer am unrechten Orte angewandten Freygebigkeit, sehr unrichtig; schränkte seine Feldherren durch übelgewählte Befehle ein; war schwankend, wo entschloßener Muth nöthig war, und rechnete zu viel auf sein und seines Hauses Ansehen, wenn er es auch durch seine Staatskünste hätte unterstüzen sollen. Es war ihm und dem deutschen Reiche viel daran gelegen, daß Ludwig der vierzehnte den Freistaat der vereinigten Niederlande nicht zu Grunde richtete, wie er in den seit dem Jahr 1672. mit demselben geführten Kriege, nur zu glücklich versuchte. Aber an Statt dieses zu hindern, ließ sich Leopold ein Jahr vorher bereden, durch ein besonderes Bündniß mit dem gedachten Könige zu versprechen, daß er sich in jenen Krieg gar nicht mengen wolle. Kaum ließ er sich durch den Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, der damals eigentlich that, was der Kaiser hätte thun sollen, bewegen,

wenig-

wenigstens einen Mittelweg zu nehmen, wo nicht die Franzosen geradezu anzugreifen, doch ihnen durch einen mäßigen Hauffen Kriegsvölker Besorgniße an ihrer Seite zu erregen. Nach und nach stellte er zwar eine Hauptperson in diesem Kriege vor; richtete aber so wenig darinne aus, daß er, von zween seiner Bundsgenoßen verlaßen, glaubte, auch die übrigen verlaßen zu müßen, und im Jahr 1679. zu Nimwegen einen übereilten Frieden mit Frankreich schloß. Es war nur dem Nahmen nach ein Friede: denn Ludwig behandelte Deutschland gleich in den ersten Jahren nach demselben, auf die Verachtungsvollste Art feindseelig.

Mittlerweile erreichte der Erzherzog Joseph im Jahr 1685. das siebente Lebensjahr, und sein Vater gab ihm nunmehr einen Oberstihofmeister, der über seine Erziehung die vornehmste Aufsicht führen sollte. Die Wahl des Kaisers, welche auf den Fürsten Karl Dietrich Otto von Salm fiel, machte seiner Beurtheilung Ehre. Dieser Herr gehörte nicht zu dem Oesterreichischen Adel; ein Umstand, der bey diesem einiges Mißvergnügen hervorbrachte; allein er war Reichsfürst, kaiserlicher General der Reiterey, und hatte sich sowohl um diesen Hof, als um den mit ihm nahe verwandten spanischen, im Kriege wohl verdient gemacht. Er besaß nicht allein alle zu diesem wichtigen Amte erforderlichen Einsichten; sondern war auch standhaft genug, die Rechte deßelben zu behaupten. Gewiße Leute, die sonst alles am Hofe vermochten, suchten gleichfals daran Theil zu nehmen; er brachte es aber vielmehr dahin, daß sie ihm wegen ihrer Zudringlichkeit Genugthuung leisten mußten. Noch in seinem kränklichen Alter zeigte sein Anblick so viel Dreistes, daß ihm jedermann Ehrerbietung bewies. Man glaubte auch, daß Joseph den Ungestüm, den er in

seinen jüngern Jahren bisweilen blicken ließ, von diesem seinem Oberhofmeister angenommen habe; er soll daher einst, als ihm derselbe die auffahrende Hitze verwies, mit welcher er sich betrug, geantwortet haben, er thue nichts anders, als was er an ihm gesehen hätte.

Eben dieser Fürst wußte auch den Kaiser in Ansehung des Religionsunterrichtes, den sein Sohn erhalten sollte, zu einer unerwarteten Entschließung zu lenken. Leopold selbst hatte die Jesuiten darinne zu Lehrern gehabt; er, der sogar eine Zeitlang zum geistlichen Stande bestimmt worden war, wollte auch den Erzherzog Führern anvertrauen, von denen er beinahe gänzlich abhieng. Allein Salm war der Meinung, daß gerade diese, wie überhaupt alle Mönchsartige Lehrer, die unschicklichsten Erzieher der Prinzen in der Religion wären. Ihm war es bekannt, wie sehr sie dieselben für ihre Gesellschaft, und ganz zum Dienste derselben, einzunehmen pflegten; wie viel Religionshaß sie in ihre jungen Gemüther pflanzten, aus welchem zulezt eben die Verfolgungswuth gegen alle, die nicht zur ihrer Kirche gehörten, hervorsproßen mußte, die den Oesterreichischen Kaisern seit hundert Jahren durch sie eingeflößt worden war. So viele Mühe sich also auch die Jesuiten gaben, bey einem so wichtigen Geschäfte, das ihnen an diesem Hofe gleichsam eigenthümlich zu gehören schien, gebraucht zu werden; so wich doch endlich der Kaiser den Vorstellungen des Fürsten. Kummel, ein Petriner zu Wien, oder ein Geistlicher an dem dortigen Petersstifte, der viel Gelehrsamkeit und sehr feine Sitten besaß, wurde zu dieser Stelle gewählt. Er blieb indeßen von der Verfolgung jener mächtigen Geistlichen nicht befreyet; einmal war es schon so weit gekommen, daß er sein Amt verlieren sollte; die Vorstellungen des Fürsten von

Salm

Salm konnten ihn bey dem Kaiser nicht weiter schüzen. Da nahm sich Joseph selbst seines Lehrers mit einem edeln und entschloßenen Muthe an. Er sagte zu seinem Vater, Rummels Unterricht sey so angenehm und leicht, daß er sich unmöglich an einen andern gewöhnen könne; wollte man ihm aber denselben, da er doch nichts verbrochen hätte, mit Gewalt entreißen, so möchte man es ihm auch nicht verdenken, wenn er gar keine Unterweisung annähme. Dem Kaiser gefiel die Liebe, welche Joseph gegen seinen Lehrer bewies, nicht weniger als seine Standhaftigkeit; er bewilligte ihm seine Bitte. Als Joseph auf den Thron gekommen war, ertheilte er Rummeln das Bißthum Wien. Ihm war durch diesen Lehrer, auf Veranstaltung des Fürsten, nebst den in seiner Kirche vorgeschriebenen Religionsbegriffen, hauptsächlich der Grundsaz eingeprägt worden, daß man die Anhänger fremder Religionen, da sie Gott selbst dulde, nicht drücken dürfe.

Aber bey der Unterweisung des Erzherzogs in der Geschichte, und der daraus herzuleitenden Staatsklugheit, die ihm der Freyherr Wagner von Wagensfels gab, beobachtete der Fürst von Salm noch mehr Vorsichtigkeit. Er war selbst gegenwärtig, wenn dieses geschah, um gewiß zu seyn, daß der Prinz zu einem weisen Regenten gebildet werde, und um ihn auch aus eigener Erfahrung mit den Staatsvortheilen der Länder bekannt zu machen, die ihm einst unterworfen seyn sollten. Der Kaiser trieb die Selbstverleugnung so weit, daß er dem Fürsten befohl, wenn er an seiner Regierung etwas zu tadeln fände, den Erzherzog davor zu warnen, und ihm richtigere Verhaltungsregeln beizubringen. Dieser Oberaufseher versäumte nicht, solches zu thun; er ließ auch zu dieser Absicht durch den Freyherrn von Wagenfels ein besonderes Buch

von der Geschichte der damaligen Zeiten aufsezen, von welchem aber nur drey Exemplare abgedruckt werden durften. Darinne wurde der Erzherzog ermahnt, dem Beispiel seines Vaters, aber die Fehler deßelben abgerechnet, zu folgen. „Er müßte, so hieß es unter andern in dieser Schrift, dasjenige meiden, was bisher am kaiserlichen Hofe geschehen sey, und der Geistlichkeit nicht allzu viel einräumen, die es einst beinahe dahin gebracht hätte, daß man ihr die Grafschaft Glatz und Grätz in Steyermark gegen eine Summe Geldes versezte; wodurch sie sich aber zu einem so festen Besize würde verholfen haben, daß man sie nicht wieder heraus würde haben bringen können; ein eifriger Minister hätte solches noch zu verhindern gewußt.“ An einem andern Orte des Buchs ermahnte der Verfaßer den Erzherzog, „daß er künftig an seinem Hofe nicht so viele Ausländer, als Italiäner, und dergleichen, wie bisher geschehen sey, dulden sollte, weil sie doch niemals so treu wären, als die einheimischen; die leztern würden auch dadurch schwürig gemacht, wenn man ihnen die besten Ehrenstellen entzöge, und sie unverdienten Fremden ertheilte.“ Der Freyherr von Wagenfels erweiterte nachmals diese Schrift zu einem beträchtlichen Werke, das er zu Wien in einem Foliobande unter der Aufschrift: Ehrenruf Deutschlands, der Deutschen und ihres Reichs, ans Licht stellte. Was sich darinne besonders auszeichnete, war sein Eifer gegen Frankreich, deßen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die es Deutschland so oft hatte empfinden laßen, darinne sehr lebhaft dargestellt wurden. Der Fürst von Salm sprach ebenfals oft davon mit gleichem Abscheu, und man zweifelte daher nicht, daß Joseph dereinst ein gefährlicher Feind für Frankreich werden würde; ob es gleich eben so gewiß ist, daß dergleichen früh eingeflößte Gesinnungen, die man

mit

mit dem Nahmen der patriotiſchen belegt, leicht ein gewißes Maaß überſchreiten, und einen Saamen zu unaufhörlichen Kriegen ausſtreuen können. Man bediente ſich noch anderer Gelehrten, die durch ausdrücklich dazu geſchriebene Bücher den Fortgang des Königs in den Wißenſchaften erleichtern ſollten. Inſonderheit wurde Andreas Lazarus von Imhof, Geheimer Rath des Pfalzgrafen von Sulzbach, veranlaßt, ſeinen hiſtoriſchen Bildersaal auszuarbeiten: ein Werk, das ſo vielen Beifall erhalten hat, auch denſelben noch mehr und auf längere Zeit verdient hätte, wenn der Verfaßer ganz die ſtrenge Wahl der Begebenheiten und Abbildungen, aber auch die geſchickte Erzählungsart getroffen hätte, die es nach ſeiner Anlage für die Jugend und alle Liebhaber der Geſchichte unterhaltend und lehrreich machen konnten. Auch mathematiſche und andere Handbücher, die aber nicht ſo bekannt geworden ſind, wurden für den Unterricht des Erzherzogs verfertigt.

Mit dieſen Hülfsmitteln ſeiner Bildung verband der Fürſt von Salm noch eines, das bey einem ſo lebhaften Kopfe, als dieſer Prinz war, ſeine Würkung unfehlbar thun mußte. Er hatte ſelbſt einen Prinzen, Ludwig Otto, der nur um drey Jahre älter als derſelbe war. Dieſen ließ er mit ihm zugleich erziehen, und bald ſah man den Erzherzog ihm nacheifern. Er fand ſich bey dem Prinzen von Salm ein, wenn derſelbe in der Rechtsgelehrſamkeit unterrichtet ward, und beantwortete nicht ſelten die Fragen, welche dieſem vorgelegt wurden. Sein Fortgang in Künſten und Wißenſchaften war daher nicht geringer, als ſeine Betriebſamkeit. Als er in ſeinem zwölften Jahre zu Augsburg, wo er zum Römiſchen Könige gekrönt wurde, dem Erbprinzen von Würtenberg die vielen

Stunden herrechnete, in welchen er täglich beschäftigt wäre, und diesen fragte, ob auch ihm, der fast einerley Alters mit ihm war, so viel zu thun auferlegt würde, gab dieser Prinz zur Antwort: „Nein, Ihro Majestät, „ich darf nicht so viel studieren, als Sie; denn Sie „sollen auch einmal mehr Länder regieren, als ich.“ Allein Joseph antwortete ihm auf eine würdige Art: „So sehe ich wohl, daß ich noch zu wenig thue!“ In seinem vierzehnten Jahre redete er bereits, außer der deutschen Sprache, die lateinische, italiänische, spanische, französische, böhmische und ungrische mit vieler Fertigkeit. Da sein Vater die lateinische Sprache vorzüglich liebte: so schrieb er allemal in derselben an ihn, wenn er ihm etwas zu berichten hätte. In der italiänischen brachte er es so weit, daß er auch in den verschiedenen Mundarten derselben sich ausdrücken konnte, und das Französische, das am kaiserlichen Hofe so verhaßt war, das Leopold nicht einmal gern in seinem Vorzimmer gehört wißen wollte, sprach er nach und nach mit ausnehmender Zierlichkeit. Er stieg in manchen Künsten bis zu einer gewißen Vollkommenheit; wie in der Tonkunst und Baukunst, in welcher leztern er den berühmten Freyherrn Fischer von Erlach zum Lehrer hatte. Mehrere Leibesübungen und ritterliche Spiele verrichtete er mit der Geschicklichkeit eines Meisters. Gleichwohl hielten seine Eltern mitten unter diesem schnellen Wachsthum, das er auf allen Seiten nahm, davor, daß ein so feuriger Geist, wie der seinige, mit einer strengen Aufmerksamkeit behandelt werden müße. Seine Mutter besonders ließ keines seiner Vergehen ohne einen scharfen Verweis hingehen. Doch da sie auch nach seiner Römischen Krönung fortfuhr, ihn ihre Aufsicht dergestalt fühlen zu laßen, sagte er mit einiger Empfindlichkeit, er, der bereits zwo Kronen erhalten hätte,

ver-

verdiente wohl eine glimpflichere Begegnung. Leopold, dem diese Gesinnung sehr anständig zu seyn schien, erklärte darauf, es werde künftig genug seyn, wenn man dem jungen Könige seine Fehler nur anzeigte.

Freylich hatte Joseph jene Kronen sehr frühzeitig empfangen. Sein Vater eilte desto mehr, ihm die Ungrische aufsezen zu laßen, je mehr sie seit einiger Zeit auf seinem eigenen Haupte zu wanken schien. Von den ersten Jahren der Regierung Leopolds her, war Mißvergnügen unter den Ungrischen Ständen gegen ihn ausgebrochen. Schon der Friede, welchen er im Jahr 1664. mit den Türken nach einem großen über sie erfochtnen Siege, schloß, und durch welchen er ihnen, wider alle Erwartung, wichtige Festungen in Ungarn, bis auf wenige Meilen von Wien, abtrat, machte die Gemüther von ihm abwendig. Dazu kamen die fortdauernden Klagen der Ungarn, daß gegen seine Versprechungen und ihre Rechte, kein Reichstag in Ungarn gehalten, die deutschen Kriegsvölker nicht aus dem Reiche gezogen, den Protestanten daselbst ihre Kirchen entrißen, und andere eben so willkührliche als ungerechte Handlungen der höchsten Gewalt begangen würden. Einige Ungrische Großen stifteten daher eine Verschwörung wider den Kaiser; die aber entdeckt und unterdrückt wurde. Andere ergriffen die Waffen, um sich bey ihren Freyheiten zu schützen, und suchten sogar Beistand am türkischen Hofe. Anfänglich glaubte der Kaiser diese Unruhen durch ein starkes Kriegsheer und eine noch größere Strenge dämpfen zu können. Aber im Jahr 1681. befand er vor dienlicher, auf einem Reichstage die nur zu gegründeten Beschwerden abzustellen. Es zeigte sich jedoch, daß sein Nachgeben etwas zu spät erfolgte;

denn der Graf Tököly, der Anführer der Mißvergnügten, begab sich vielmehr völlig unter den Schutz des türkischen Sultans, der auf diese Veranlaßung nicht allein Ungarn großentheils in Besiz nahm; sondern Wien selbst im Jahr 1685. belagern ließ. Die schwachen Anstalten des Kaisers würden seine Hauptstadt, aus der er sich hatte flüchten müßen, nicht gerettet haben, wenn nicht der König von Pohlen und einige der vornehmsten deutschen Reichsfürsten ihr zu Hülfe gekommen wären. Der Entsaz von Wien, mit einer entscheidenden Niederlage der Türken begleitet, zog für sie den Verlust von fast allen Städten nach sich, die sie bisher in Ungarn inne gehabt hatten. Und nunmehr glaubten verschiedene Räthe des Kaisers, daß man dieses Reich als ein durch die Waffen erobertes Land härter behandeln, mithin Einrichtungen darinne treffen könne, die, wenn sie gleich die Verfaßung desselben änderten, doch allen fernern Empörungen vorbeugten. Eine neue geheime Verbindung der Ungarn gab dazu auch einen scheinbaren Vorwand; schon verfuhren die in ihrem Vaterlande bestellten Blutgerichte so gesezwidrig und grausam, daß sie mit noch weit mehr, als mit dem Verluste ihrer alten Freyheiten, bedroht wurden. Allein Leopold, der, wenn er Zeit zu eigenen Entschließungen gewann, oder den wahren Zustand seiner Angelegenheiten kennen lernte, weder zu einer übertriebenen Strenge, noch weniger zur Ungerechtigkeit geneigt war, konnte nunmehr auch gar wohl durch die Erfahrung überzeugt worden seyn, daß gerade die schlechte Achtung gegen die Vorrechte der Ungarn, und die eben so unbillige Verfolgung der Protestanten daselbst, wozu ihn seine Staatsbedienten und Geistlichen verleitet hatten, der erste Zunder zu der Flamme gewesen sey, deren Verwüstungen er jezt bloß an andern strafen sollte. Er begnügte sich also daran, solche

Maaß-

Maaßregeln zu nehmen, daß Ungarn, welches bisher ein Wahlreich gewesen war, mit erblichem Rechte an sein Haus, und zunächst sogleich an den Erzherzog Joseph, kommen möchte; unter dieser Bedingung wollte der Kaiser die Freyheiten der Ungarn von neuem bestätigen, und das ihnen verhaßte Blutgericht aufheben. Dadurch, und wenn die Ungrischen Stände ein altes Gesez vertilgten, das ihnen die Erlaubniß gab, sich ihrem Könige selbst zu widersezen, wenn er ihre Rechte verlezte, hoffte der Kaiser die Zerrüttung dieses Reichs endlich einmal zu stillen.

Nach diesem Entwurfe ward im Jahr 1687. ein Reichstag nach Preßburg ausgeschrieben, auf welchem sich Leopold und Joseph einfanden. Die Stände waren nicht so willig, als man erwartet hatte, ihr Wahlrecht aufzugeben; zulezt aber, nachdem man dem Adel noch einige besondere Vortheile angeboten hatte, nahmen sie alle die Vorschläge des kaiserlichen Hofs an. Die Erbfolge des Oesterreichischen Hauses in Ungarn, die sich in der That schon auf ältere Verträge gründete, wurde feyerlich festgesezt; doch sollte, nach dem gänzlichen Aussterben deßelben, das Wahlrecht der Stände wieder aufleben; auch sollte die Regierung des Reichs immerfort nach den Rechten und Gewohnheiten der Stände und der Nation geführt werden. Hierauf wurde der Erzherzog Joseph am neunten December des gedachten Jahrs zum Könige von Ungarn gekrönt. Dreymal fragte, wie es gewöhnlich war, der Palatinus oder Oberreichsrichter, mit der Krone in der Hand, die umstehenden Großen: „Wollen wir Joseph zum Könige krönen?“ eben so oft bejahten sie es; er gab sodann die Krone dem Erzbischof von Gran, der sie dem Prinzen aufsezte. Allein da nun dieser Herr, der kaum die Hälfte seines

zehnten Jahrs zurückgelegt hatte, den Krönungseid dem Erzbischof nachsprechen sollte, empfieng dieser eine schriftliche Vorschrift von dem Kaiser, nach welcher der junge König die Rechte und Freyheiten der Ungarn mit dem Zusaze zu handhaben versprach, wie sie von den Königen und Ständen auf den Reichstägen erklärt werden würden. Diese eigenmächtige Veränderung gefiel den Ständen nicht; sie schöpften daraus einen Argwohn, der nachher würklich eingetroffen ist.

Es währte nicht viel über zwey Jahre, daß Joseph auch die Römische Königskrone erhielt: und dieses war gleichfals eine Folge von den Staatsveränderungen der damaligen Zeit in und außerhalb Deutschland. Die kaiserlichen Feldherren führten den Krieg mit den Türken in Ungarn und den benachbarten Ländern mit fast unveränderlichem Glücke fort, als der Kaiser genöthigt ward, seine Waffen auch gegen Frankreich zu kehren. Im Jahr 1688. segelte Wilhelm, Prinz von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlande, von diesem Freistaate mächtig unterstüzt, den Engländern zu Hülfe, die von ihrem Könige Jacob dem zweyten den Umsturz ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheiten zu befürchten hatten, und nöthigte diesen seinen Schwiegervater, den Thron zu verlaßen. Ludwig der vierzehnte, Jacobs Bundsgenoße, der ihn aber nicht retten konnte, brach dafür, um den Feinden deßelben Deutschlands Hülfe zu entziehen, wiewohl unter einem andern Vorwande, noch in eben demselben Jahre, in dieses Reich ein; er wollte vermuthlich auch dadurch, wie er schon ehemals gethan hatte, den Türken Luft machen. Dagegen suchten England und die vereinigten Niederlande, die nun unter dem Könige Wilhelm dem

dritten

dritten verbunden waren, sich die Hülfe des Kaisers gegen Frankreich desto mehr zu versichern. Unter den günstigen Anträgen, welche sie ihm in dieser Absicht thaten, war auch die versprochene Bemühung, es bey den Kurfürsten dahin zu bringen, daß sie den König von Ungarn zum Römischen Könige, oder bestimmten Nachfolger seines Vaters auf dem kaiserlichen Throne, wählten. Es gab Staatsbediente des Kaisers, welche ihm riethen, an dem deutschen Kriege mit Frankreich nur einen geringen Antheil zu nehmen; dafür aber seine Hauptmacht gegen die Türken zu wenden, über welche er die wichtigsten Eroberungen machen könnte. Allein man fand es doch zulezt weit vortheilhafter, den Vorschlägen der beiden Seemächte Gehör zu geben. Ueber den Hoffnungsvollen, aber ungewißen Aussichten gegen die Türken, konnte die deutsche Krone, um die sich der König von Frankreich für seinen Dauphin würklich bewarb, dem Hause Oesterreich gar entwischen, sobald es auf sehr entlegene Gegenden zu aufmerksam, oder daselbst zu mächtig wurde. Die bevorstehende Erlöschung des spanischen Zweigs vom Oesterreichischen Hause, wodurch sich demselben die gesammte spanische Monarchie zur Besiznehmung zu eröffnen schien, rechtfertigte ebenfals diese Maaßregeln. Daß sich aber der Kaiser entschloß, seine Kräfte zwischen dem türkischen und französischen Kriege zu theilen, da er doch den erstern eben damals mit vielem Ruhm und Gewinn endigen konnte, war der Staatsklugheit weniger gemäß.

Im Jahr 1689. also ließ der Kaiser einen Kurfürstentag nach Augsburg ausschreiben, nachdem er die Einwilligung der Kurfürsten zur Wahl seines Sohns bereits erhalten hatte. Sie wurde im Anfange des Jahrs 1690. daselbst feyerlich vollzogen. Joseph,

seph, der nebst seinem Vater gegenwärtig war, beschwor die ihm vorgelegte Wahlcapitulation. Ihr Inhalt war derjenigen ziemlich gleich, welche man für Leopolden entworfen hatte: die stärkste und umständlichste Versicherung, die Würde und die Rechte sowohl der Kurfürsten als aller übrigen Reichsstände sorgfältig zu erhalten und zu schützen; auch überhaupt das deutsche Reich nach seinen Bedürfnißen, Gesezen und Freyheiten zu regieren. Einer der vornehmsten Zusäze, welchen man einrückte, war dieser, daß Joseph nicht eher, als nach dem Tode seines Vaters, die Regierung übernehmen sollte; wenn er aber alsdann noch nicht achtzehn Jahre alt wäre: so sollten unterdeßen die Reichsverweser, Pfalz und Sachsen, in seinem Nahmen die Regierung führen; er möchte übrigens dieselbe antreten, wenn er wollte, so sollte er den Kurfürsten noch eine besondere schriftliche Versicherung (oder einen Revers) ausstellen, daß er diese Wahlcapitulation treulich halten wolle. Der Kaiser hätte gewünscht, daß das Alter der Mündigkeit für seinen Sohn auf das vierzehnte Jahr herabgesezt worden wäre; aber weder hierinne, noch in der Zulaßung seines Böhmischen Gesandten zur Wahl, glaubten ihm die Kurfürsten willfahren zu können. Denn obgleich Leopold, als König von Böhmen, erster weltlicher Kurfürst war; so ruhte doch die Böhmische Wahlstimme schon seit geraumer Zeit, und alles was man ihm in dieser Rücksicht zu Gefallen erwies, bestand darinne, daß man des Königs von Böhmen im Eingange der Wahlcapitulation gedachte, welche auch seinem Gesandten zur Durchsicht zugestellt wurde, der darauf, nach einigen darüber beigebrachten Erinnerungen, der Wahl beywohnte. Unter den vielen festgesezten Feyerlichkeiten, welche bey dieser Gelegenheit vollzogen wurden, vergaß man auch die Fragen nicht,

welche

welche der neugewählte König, ehe er gesalbt und gekrönt wurde, dem sie ihm vorlegenden Kurfürsten und Erzbischof von Maynz eidlich bejahen mußte: ob er den heiligen katholischen und apostolischen Glauben beobachten, die heiligen Kirchen und ihre Diener beschüzen, das ihm von Gott anvertraute Reich nach der Gerechtigkeit seiner Vorgänger regieren und vertheidigen, die Rechte und Güter deßelben wiederherstellen, behaupten und zum Besten deßelben anwenden, der offene Richter und fromme Schuzherr von Armen und Reichen, von Wittwen und Wayfen seyn, endlich dem allerheiligsten Vater in Christo und Herrn, dem Römischen Papste und der heiligen Kirche, die gebührende Unterwerfung und Treue ehrerbietig erweisen wolle?

Josephs öffentliches Leben war, ob er gleich von dieser Zeit an, zwo Kronen trug, noch lange nicht für die Welt merkwürdig. Zwar wurde er nach und nach, so wie er in ein reiferes Alter trat, auch zu einiger Kenntniß der Staatsgeschäfte angeführt. Allein ob man gleich die Liebe zur Gerechtigkeit rühmt, welche ihn schon als Römischen König ausgezeichnet haben soll, und wegen welcher sich bisweilen Partheien, die im Gerichte gekränkt worden waren, zu ihrer glücklichen Beruhigung an ihn wandten; so scheint es doch nicht, daß er an den großen Angelegenheiten der Regierung einen merklichen Antheil gehabt habe. Man vermählte ihn auch im Anfange des Jahrs 1699. mit der Prinzeßinn Wilhelmina Amalia, einer Tochter des Herzogs von Hannover, Johann Friedrich, der die Römischkatholische Religion angenommen, und sie ebenfals darinne erzogen hatte. Unterdeßen erzählt man doch aus dem häuslichen und täglichen Leben dieser Jahre des Königs, eine Begebenheit, die nicht bloß

außer-

außerordentlich und seltsam ist, sondern überdieß, wenn sie nicht bezweifelt werden darf, zu wichtigen Betrachtungen über die geheimen Ränke giebt, die wider ihn angesponnen wurden. Bey dem noch fortdauernden Kriege des Kaisers mit den Türken, führte ihm Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, mehrmals ansehnliche Hauffen seiner Kriegsvölker zu; eben derselbe war auch mehr als einmal oberster Befehlshaber des kaiserlichen Kriegsheeres in Ungarn. Er hielt sich daher in den Jahren 1695. und den beiden folgenden einige Zeitlang zu Wien auf. Hier bildete sich bald zwischen dem Römischen Könige und dem Kurfürsten, der nur acht Jahre älter als jener war, eine vertraute Freundschaft. Einst an einem frühen Morgen ließ er den Kurfürsten ersuchen, in sein Schlafzimmer zu kommen. Dieser fand ihn blaß und in der äußersten Bestürzuug, weil er in der vergangenen Nacht eine fürchterliche Erscheinung gehabt hatte. Ein weißgekleidetes Gespenst mit Ketten beladen, gab sich vor eine im Fegefeuer leidende Seele aus, und bedrohte ihn im Nahmen Gottes mit der ewigen Verdammniß, wenn er nicht seinen Verbindungen mit dem Kurfürsten entsagte; würde er nicht innerhalb drey Tagen sich dazu entschließen, so sollte einer gleich dem andern unglücklich werden. Der König sezte hinzu, daß er zwar gesonnen sey, sich zu beßern, und dadurch aller Strafe zu entgehen hoffe; aber für den Kurfürsten sey er desto mehr besorgt, und bäte ihn daher nachdrücklich, zur Römischkatholischen Religion zu treten, damit er seinem Verderben entgienge. Der Kurfürst hielt alles dieses anfänglich vor einen Traum; als ihm aber der König versicherte, daß er gar nicht geschlafen hätte, argwohnte er sogleich eine Betrügerey, welche von Geistlichen gespielt worden wäre. Er brachte auch so viel von dem Könige heraus, daß ihm sein Beichtvater,

ein

ein Jesuit, die Loßsprechung von Sünden im Beichtstuhl versagt hätte, wenn er noch ferner mit dem luthrischen Kurfürsten umgienge. Sobald dieser eine solche Nachricht hörte, versprach er dem Könige die Entdeckung des ganzen andächtigen Poßenspiels. Er verfügte sich in der dritten Nacht heimlich zu demselben, und legte sich zu ihm ins Bette. Der Erwartung gemäß kam die vorgebliche Seele aus dem Fegefeuer wieder; sie rief auch den König bey seinem Nahmen. Statt aller Antwort sprang der Kurfürst aus dem Bette, und packte den Geist an, der nun äußerst erschrocken Jesus! Maria! schrie, sich auf die Kniee niederwarf, und um sein Leben bat, indem er zugleich bekannte, daß er ein Priester sey. Allein der Kurfürst warf ihn mit den Worten zum Fenster hinaus: Fort mit dir ins Fegfeuer zurück, aus dem du gekommen bist! Er war noch glücklich genug, nur einen Fuß zu brechen; indeßen überwältigte ihn der Schmerz so sehr, daß er nach Hülfe rief; die Schildwache eilte herbey, und man erkannte ihn vor den Gehülfen des königlichen Beichtvaters. Als Joseph dieses zu wißen bekam, schwur er anfänglich in der Heftigkeit seines Zorns, daß er dereinst alle Jesuiten aus seinen Ländern vertreiben wollte. Doch er vergab ihnen bald, nachdem er erfahren hatte, auf welchen höhern Antrieb sie diese Rolle gespielt hätten; er verbot auch, davon nicht zu reden. — Freylich muß nun auch hinzugesezt werden, daß diese Erzählung nicht etwan in den Lebensgeschichten Josephs, sondern nur in den geheimen Nachrichten von Friedrich Augusts Liebeshändeln, (La Saxe galante) mithin in einem Buche befindlich sey, deßen Glaubwürdigkeit nicht eben durchgängig ausgemacht ist; daß darinne, außer den Verschönerungen des Wizes und der Beredsamkeit, ingleichen dem Mangel an Zeitbestimmung, auch

manche

manche Auftritte ersonnen zu seyn scheinen; und daß insonderheit bey dieser Begebenheit ein Umstand vorkömmt, der sie ganz verdächtig machen könnte: die Meldung der Römischen Königinn, deren Vermählung doch erst in ein späteres Jahr fällt. Demohngeachtet ist ihr auch an diesem Orte ein Platz eingeräumt worden, weil verunglückte Erscheinungen von Geistern weniger erdichtet werden, als gelungene, und weil sich von diesem Vorfall Spuren in einer mündlichen Sage selbst zu Wien, so wie anderwärts, erhalten haben. Dadurch wird zwar die Erzählung nicht nach allen ihren Umständen außer Streit gesezt; aber Wahrscheinlichkeit hat sie doch genug, und sie verdiente es, so weit es möglich ist, noch mehr ins Licht gesezt zu werden.

Mit dem siebzehnten Jahrhunderte giengen auch nach und nach die beiden Kriege des Kaisers, der Französische und der Türkische, zu Ende. Jenen beschloß er im Jahr 1697. durch den Frieden zu Ryßwick in Holland; mit eben so wenig Ehre und Nutzen für sich oder für das deutsche Reich, als den vorhergehenden; ja sogar zu empfindlicher Verlezung der Rechte der Evangelischen Reichsstände. Nur dieses gereichte zu seinem Vortheil, daß man die Waffen zu einer Zeit niederlegte, da ihm viel daran gelegen war, friedliche Verabredungen und Vorbereitungen auf das jährlich zu erwartende Aussterben des spanisch-österreichischen Hauses zu treffen. Es wurden auch würklich nunmehr Vergleiche auf diesen Fall ausgemacht; die aber durch andere Ereignisse oder Widersprüche, ihre Gültigkeit wieder verloren. Beßere Bedingungen erlangte der Kaiser im Frieden mit den Türken, den er im Jahr 1699. zu Carlowitz eingieng.

Viele

Viele seiner Länder brauchten um diese Zeit eine längere Erholung und Schonung; Ungarn darunter nicht am wenigsten. Allein gerade dieses Reich war es seit dem Carlowitzer Frieden, das die kaiserlichen Staatsbedienten, übereinstimmend mit der mächtigern Geistlichkeit, am meisten drückten und mißhandelten. Der Anfang dazu war schon in den lezten Jahren des türkischen Kriegs gemacht worden: denn die Gegenwart zahlreicher deutscher Kriegsheere in Ungarn konnte Beschwerden oder Widerstand gegen gewaltthätige Neuerungen leicht unterdrücken. Mit dem Frieden selbst waren die Ungarn nicht zufrieden, weil ihre Rechte, und sogar die Gränzen ihres Reichs, darinne gar nicht in Betrachtung gekommen waren. Eben dieser Friedensschluß aber zeigte die Ueberlegenheit des kaiserlichen Hofs, und die Schwäche des türkischen, der nun weiter keinen entscheidenden Einfluß in den Zustand von Ungarn haben konnte, so deutlich, daß man die beiden großen mit einander verbundenen Entwürfe, die bürgerlichen Freyheiten und Vorrechte von Ungarn umzustoßen, und alle Protestanten daselbst zum Bekenntniße des Römischkatholischen Glaubens zu zwingen, ohne Scheu auszuführen anfieng. Der Kaiser, der, wie gewöhnlich, sich nur solche Begriffe von seinen Angelegenheiten machte, als ihm seine Räthe, die Jesuiten, welche seine Beichtväter waren, und mit ihnen gleichgesinnte Prälaten mitzutheilen vor gut befanden, ließ sich nicht schwer überreden, daß der Umsturz der Ungrischen Reichsverfaßung für das Ansehen und die Ruhe seiner Regierung; die Verfolgung der Protestanten aber zum Besten der wahren Religion nothwendig sey. Unter dieser Leitung that er schon im Jahr 1693. das im Grunde widersinnige Gelübde, daß er ganz Ungarn zur Römischkatholischen Religion und zum Dienste der heiligen Jungfrau Maria zurückfüh-

ren wolle. Der Cardinal Kollonitsch, Erzbischof von Gran, mithin Oberhaupt der Ungrischen Geistlichkeit, selbst ein Ungar, aber dieses Nahmens nicht werth, war so sehr vom wütendesten Religionshaß besessen, daß er frey heraussagte, er wollte sein Vaterland sogar in Gefangenschaft und Armuth stürzen, wenn er es nur dadurch katholisch machen könnte. Es häufften sich also die politischen und die Religionsbedrückungen der Ungarn im Anfange des jezigen Jahrhunderts immer mehr. Tökölÿ lebte im türkischen Reiche ohne Hoffnung, in Ungarn einige Bewegungen von Dauer und Folgen stiften zu können; und von den übrigen Großen dieses Reichs schien eben so wenig die Errichtung einer gewaffneten Gegenparthey zu befürchten zu seyn.

Hätten diese geistlichen und weltlichen Räthe oder vielmehr Regierer des Kaisers ausdrücklich die Absicht gehabt, daß sie ihn bey der großen, lange erwarteten, und nunmehr würklich erfolgten Veranlaßung, die Rechte seines Hauses in einem sehr weiten Umfange zu behaupten, außer Stand sezen wollten, dieses mit seiner ganzen Macht zu thun, und ihn überdieß des Beistandes einer der tapfersten und zahlreichsten der ihm unterworfenen Nationen zu berauben, auch seine Feinde zur Beunruhigung seiner Länder zu reizen suchten, während daß er Ansprüche auf entlegene ausführte: so würden sie kein schicklicheres Mittel zu dieser Absicht haben ergreiffen können. Allein blinder Religionseifer und damit vereinigte hizige Herrschbegierde haben immer mit der wahren Staatsklugheit im Streite gelegen. Man glaubt außerdem bemerkt zu haben, daß Leopolds Staatsbediente unter seiner ganzen Regierung sich nach einem gewißen Grundsaze betragen haben, den sie für die Größe ihres Herrn und seines

Hauses

Hauses sehr würksam fanden. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war dieses Haus gerade zu, gebieterisch und mit den gewaltthätigsten Schritten auf die Erwerbung einer unumschränkten Gewalt in Deutschland losgegangen. Da es aber auf diesem Wege sich vielmehr Schwäche und empfindliche Verminderung seines Ansehens zugezogen hatte: so nüzten die kaiserlichen Staatsbedienten eben diese Entkräftung des österreichischen Hauses, das dem deutschen Reiche nicht mehr furchtbar zu seyn schien, seitdem dazu, daß sie die deutschen Reichsstände zur Vertheidigung deßelben aufforderten und vereinigten. Sie stellten es, sagt man, weit schwächer vor, als es würklich war; vergrößerten dagegen Ludwigs des vierzehnten Macht und feindseelige Gesinnungen; es glückte ihnen solchergestalt, Deutschland zu überreden, daß sein gemeines Wohl auf die Erhaltung, Beschüzung und Verstärkung dieses Hauses vornemlich ankomme. Es ist wahr, daß die Staatsräthe Leopolds ohngefähr diese Maaßregeln genommen, und sich dabey recht wohl befunden, dem Hause Oesterreich sein verlornes Ansehen großentheils wieder verschafft haben; aber ihre Geschicklichkeit darf dabey eben so sehr nicht gerühmt werden. Sie begiengen Fehler genug, nicht immer von der verzeihlichen Art, in der That solche, die gegen ihren Hof Mißtrauen und Unwillen der Deutschen erregen mußten. Daß sie die Einkünfte und die Kriegsverfaßung dieses Hauses oft so tief herab sinken ließen, war doch nicht kluge Verstellung; sondern eine selbst den Freunden und Bundsgenoßen deßelben schädliche Sorglosigkeit. Eigentlich aber half Ludwig der vierzehnte, wider alle seine Absicht, ihren Entwürfen am glücklichsten fort. Er hörte nicht auf, bald den spanischen ohnedieß sehr kraftlosen Zweig des Hauses Oesterreich, bald den deutschen oder kaiserlichen, und das deutsche Reich

selbst anzugreifen, zu überfallen, zu verwüsten, und mit beleidigendem Stolze, auch mitten im Frieden, zu behandeln. Es fehlte wenig, so hätten die Türken selbst, durch ihr Bündniß mit dem Könige von Frankreich aufgemuntert und herbeigezogen, sich eines Theils von Deutschland bemächtigt. Je mächtiger, gefährlicher und verhaßter also Ludwig den Deutschen wurde, desto mehr glaubten sie das Haus Oesterreich, schon ihrer eignen Sicherheit wegen, gegen ihn unterstüzen zu müßen.

Neue Beispiele von diesem allem zeigten sich bey der Erledigung der spanischen Erbfolge. Karl der zweyte, der lezte König von Spanien aus dem Oesterreichischen Geschlechte, starb am 1sten November des Jahrs 1700. ohne Erben. Seit mehrern Jahren waren Unterhandlungen und Verträge über die große Frage: wer sein Thronfolger seyn sollte? oder vielmehr über die Theilung der weitläufigen Länder seiner Monarchie in allen Welttheilen, vorhergegangen, ohne von allen die daran Theil nehmen sollten, gebilligt zu werden. Leopold verlangte diese ganze Erbschaft für sein Haus, insonderheit für den Erzherzog Karl, Josephs jüngern Bruder. Seine nahe Verwandschaft mit dem verstorbenen spanischen Könige, die Vermählungen zwischen den beiden Zweigen ihres Hauses, und bestimmte schriftliche Erklärungen des spanischen Hofs bey mehr als einer feyerlichen Gelegenheit, schienen ihm sein Recht vollkommen zu sichern. Ludwig der vierzehnte hatte zwar sowohl eine Mutter als eine Gemahlinn aus dem königlichen spanischen Hause; aber beide hatten allen Ansprüchen auf ihre väterliche Krone deutlich und öffentlich entsagt. Es erfolgte, was so oft die zuverläßigsten Hoffnungen zernichtet, und den zweydeutigsten ein neues Leben ertheilt

hat: der Kaiser war nicht wachsam und thätig genug, die seinigen möglichst zu befestigen; der König von Frankreich aber, der es sich zeitig hatte merken laßen, daß er ähnliche zu schöpfen sich berechtigt halte, gab ihnen durch das feinste und geschmeidigste Verhalten am spanischen Hofe, alle fehlende Stärke. Zaudern und Unentschloßenheit, Mangel an Gelde, zu viel Vertrauen auf seine Rechte, zu wenig Aufmerksamkeit und Kunst, die österreichische Parthey in Spanien bey ihrem guten Willen zu erhalten, oder zu vergrößern, und andere Fehler mehr, die der Kaiser mit seinen Staatsbedienten begieng, entfernten ihn vom Ziele, an welchem er schon sehr nahe gewesen war, immer weiter. Karl der zweyte, an Geist und Leib der schwächste Fürst seiner Zeiten, wurde nach langer Ungewißheit, in der ihn seine Räthe und Geistliche, der kaiserliche, französische und päpstliche Hof, auch England und Holland durch die Theilungsverträge, welche sie über seine Monarchie errichteten, herumtrieben, ohngeachtet seiner Neigung gegen das kaiserlich österreichische Haus, doch endlich dahin gebracht, daß er in seinem lezten Willen, den Enkel Ludwigs des vierzehnten, Philippen, Herzogen von Anjou, zum einzigen Erben aller seiner Länder ernannte. Ludwig bedachte sich auch nicht, ob er gleich bisher oft versichert hatte, daß er den lezten Theilungsvergleich unverbrüchlich beobachten würde, dieses Testament anzunehmen, und seinem Enkel zur Besiznehmung der Spanischen Monarchie behülflich zu seyn.

Allein Leopold beharrte auf der Forderung derselben für sein Haus; er ließ daher bereits im Jahr 1701. ein Kriegsheer nach Italien übergehen, um einen Versuch auf die Eroberung der dortigen spanischen Länder, Meyland und des Königreichs beider Sicilien,

zu machen. Sein großer Feldherr, der Prinz Eugenius von Savoyen, machte auch daselbst einen glücklichen Anfang, Land für seinen Herrn zu gewinnen; doch erst im folgenden Jahre, da der Kaiser zugleich mit England und Holland den Krieg gegen Frankreich erklärte, war er im Stande, denselben mit diesen seinen Bundsgenoßen auch in Deutschland, wo die Franzosen bereits feste Plätze eingenommen hatten, zu führen. Das deutsche Reich machte gleich darauf diesen spanischen Erbfolgekrieg zu einem Reichskriege. Zwar nahmen die beiden Brüder und Kurfürsten von Cölln und von Baiern, französische Parthey; sie hinderten dadurch einigermaaßen den Fortgang der Verbundenen. Gleichwohl belagerte der Markgraf Ludwig von Baden im Jahr 1702. die französische Festung Landau, die ehemals zu Deutschland gehört hatte, ungestört.

Joseph wurde sehr begierig, bey dieser wichtigen Kriegsunternehmung gegenwärtig zu seyn. Sein Vater willigte nur ungern darein, ihn einer solchen Gefahr auszusezen; da er es ihm aber nicht abschlagen konnte, that er wenigstens ein Gelübde, daß er dem heiligen Joseph zu Ehren eine Säule aufrichten laßen wollte, wenn sein Sohn unverlezt zurückkäme. Dieser reiste also mit seiner Gemahlinn und einer prächtigen Hofstatt von ohngefähr vierhundert Personen, ins Lager vor Landau. Seine Gemahlinn und ein großer Theil des Gefolges blieben zu Heidelberg; er aber eilte sogleich in die Laufgräben vor der belagerten Festung. Da ihn einer seiner Kammerherren bat, sich von einem Orte zu entfernen, wo er den häufig herumfliegenden Kugeln so sehr ausgesezt wäre, gab er zur Antwort: „Wer sich fürchtet, mag wieder zurück gehen!“ Melac, Befehlshaber der Festung, bewies ihm ebenfals seine höfliche Achtung. Er ließ ihm zu

seiner

seiner Ankunft im Lager Glück wünschen, und anfragen, wo der König sein Quartier hätte, damit er die schuldige Ehrfurcht für deßen Person beobachten könnte? Allein Joseph ließ ihm zurück melden, „er laße sich zwar dieses Anerbieten allergnädigst gefallen; und sein Quartier habe der an ihn abgeschickte Trompeter gesehen; sonst aber befinde er sich überall, wo es die Noth erfordere; der Commendant würde daher nicht unterlaßen, dasjenige zu thun, was seines Herrn Dienst und seine Schuldigkeit mit sich brächte.“ Joseph fuhr fort, all' Veranstaltungen dieser Belagerung und ihrer Bedeckung zu besichtigen; er fand sich an den gefährlichsten Posten ein; war leutseelig und freygebig gegen die Soldaten; ließ die Spitäler mit allen Nothwendigkeiten versehen, und theilte sowohl unter die Verwundeten, als den Wittwen und Waisen der Gebliebenen Geschenke aus. Einige Wochen nach seiner Ankunft im Lager, ergab sich Landau an ihn; er kehrte darauf nach Wien zurück. Die Unerschrockenheit, welche er bey dieser Belagerung bewiesen hatte; sein Bestreben, alles mit eigenen Augen zu sehen und zu untersuchen; die Geschicklichkeit mit welcher er den Soldaten Muth und Bereitwilligkeit, den Befehlshabern Geschwindigkeit und Wachsamkeit durch seine Gegenwart einflößte; alles dieses war vieles Ruhms würdig. Daß man aber ihm, der jezt zum erstenmal einem Feldzuge beigewohnt hatte, auf Schaumünzen und in Schriften die Eroberung von Landau beilegte, ihn dabey entscheidende Befehle ertheilen, und seine Kriegswißenschaft auf eine hervorstechende Art anwenden ließ, gehörte nur zu den gewöhnlichen Lobpreisungen von Fürsten, wenn sie etwas Ungewöhnliches verrichtet haben. Sein Vater war durchaus nicht kriegerisch; es konnte nüzlich seyn, diese bey ihm sich regende Gabe noch mehr zu stärken.

In andern Gegenden von Deutschland nahm der Krieg eine immer glücklichre Wendung für den Kaiser. Obgleich der Kurfürst von Baiern im Jahr 1703, von einem französischen Kriegsheere unterstüzt, Reichsstädte besezt hatte, in die Oesterreichischen Erbländer eingefallen war, und von der Donau bis an den Rhein die Oberhand behauptete; so verlor er doch durch die große Niederlage bey Hochstädt im Jahr 1704 nicht allein alles wieder; sondern auch sein eigenes Land, und mußte sich mit dem Ueberreste des französischen Heeres über den Rhein ziehen. Landau, welches im vorigen Jahre von den Franzosen wieder eingenommen worden war, wurde ihnen jezt durch das Reichsheer, deßen Befehl Joseph übernahm, von neuem entrißen. Sein Bruder, der Erzherzog Karl, dem er und sein Vater ihre Rechte an die spanische Monarchie überlaßen hatten, war als König von Spanien nach Lißabon gekommen, wo der König von Portugal sein Bundsgenoße geworden war, und eine Englische Flotte den Anfang machte, ihm zu Eroberungen den Weg zu bahnen. In Italien war der Herzog von Savoyen dem Bündniße mit dem Kaiser beigetreten; aber dieser wichtige Vortheil wurde von ihm viel zu wenig benüzt. Gewohnt, den Krieg hauptsächlich nur mit den Hülfsgeldern zu führen, welche ihm England und Holland zahlten, hatten Leopold und seine Staatsbedienten das kaiserliche Kriegsheer in Italien schlecht unterhalten, und dergestalt geschwächt, daß Eugenius, außer Stand gesezt, an Unternehmungen mit demselben zu denken, sich weigerte, ferner an der Spize deßelben zu stehen. Kaum konnte es sich noch in einem mäßigen Landesstriche behaupten; die Franzosen und Spanier beraubten vor den Augen deßelben den Herzog von Savoyen seiner Länder, fast bis auf seine Hauptstadt Turin.

Außer

Außer dem Geldmangel, der den Kaiser so oft drückte, und der nicht selten mehr eine Zweckwidrige Anwendung seiner Einkünfte ohne sein Wißen war; außer der Langsamkeit, mit welcher an seinem Hofe die wichtigsten Entwürfe bearbeitet wurden, und andern ihm eigenen Fehlern, war freylich der bürgerliche Krieg, der in Ungarn ausgebrochen war, ein Haupthinderniß der lebhaftern Fortsezung des spanischen Erbfolgekriegs. Aber daß die Unruhen jenes Reichs so hoch gestiegen waren, konnte doch auch mit Recht ein Werk der kaiserlichen Regierung genannt werden. So lange waren die Ungarn von derselben durch viele eigenmächtige und drückende Handlungen gereizt worden, bis der Fürst Rakoczy, einer ihrer mächtigsten Großen, und ein Stiefsohn des Tököly, sich mit vielen andern Ungrischen Herren im Jahr 1700. verband, um ihre Rechte mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Wenigstens wurde ihm eine solche Verschwörung Schuld gegeben; er ward gefangen gesezt, fand Mittel loßzukommen, und man verurtheilte ihn im Jahr 1703. zum Tode. Allein eben dieses brachte die Empörung desto eher zur Reife, da Ungarn um diese Zeit wegen des spanischen Kriegs von kaiserlichen Kriegsvölkern entblößt war, viele tausend Ungarn in eben dieser Absicht außer ihrem Vaterlande dienen mußten, und zugleich die Anzahl der Mißvergnügten in demselben größer als jemals war. Sie riefen ihn aus Pohlen nach Ungarn zurück; er richtete eine Schaar von Soldaten auf, die nach und nach zu einem starken Heere anwuchs; bekam vornehme und tapfere Anhänger; suchte auch Frankreichs Hülfe; und ob ihm gleich dieselbe nur in einem geringen Maaße zu Theil wurde, überdieß die Schlachten für seine Parthey unglücklich abliefen; so wurde er doch dem Kaiser täglich furchtbarer. Seine Soldaten streiften bis in die Nachbar-

schaft von Wien, und mehrere Ungrische Städte fielen in seine Gewalt. Leopold war auch hier zum Nachgeben geneigt. Sein Sohn, der König Joseph, seine vornehmsten Bundsgenoßen, und der Zustand seiner auswärtigen Angelegenheiten, riethen ihm dazu. Es wurden auch mehr als einmal Unterhandlungen darüber gepflogen, ohne daß ein Vergleich zu Stande gekommen wäre, weil die Forderungen des Rakoczy und seiner Anhänger zu übermäßig schienen.

In dieser Verfaßung starb der Kaiser Leopold am fünften May des Jahrs 1705. im sieben und vierzigsten Jahre seiner Regierung über Deutschland. Sein Ansehen war damals in diesem Reiche, mehr durch gewiße zufällige Umstände, Begebenheiten und Staatsverhältniße, als durch seine Klugheit, oder ausnehmende Verdienste um daßelbe, sehr fest gegründet. Zu einem Beweise davon dient es, daß er kurz vor seinem Tode, unter wahrscheinlich gehoffter Einwilligung der Kurfürsten, damit umgehen konnte, die beyden Kurfürsten von Cölln und von Baiern in die Reichsacht zu erklären. Seinem Hause zeigten sich die blühendesten Aussichten: denn sein ältester Sohn durfte nur von dem Kaiserthum und von den Oesterreichischen Ländern Besiz nehmen; der jüngere aber schien von der spanischen Monarchie wenigstens einen beträchtlichen Theil erwarten zu können. Aus Deutschland war der Krieg beinahe ganz entfernt worden; die Franzosen wurden, wie ehemals die Türken, gerade da sie dem Kaiser am gefährlichsten waren, weit über die Gränzen zurückgeschlagen, und seine eben so zahlreichen als mächtigen Bundsgenoßen arbeiteten, indem er aus der Welt gieng, mehr und glücklicher für ihn als er selbst. Aber eben diese leztere Beobachtung zeigt schon, daß das siegreiche Glück, welches man so sehr an ihm bewun-

wunderte und pries, mehr blendend, als von vielversprechender Dauer gewesen sey. Eigentliche innere Stärke der Regierung erblickte man bey seinem Ableben nicht: keine reichlich versehene Schatzkammer; nicht zahlreiche richtig bezahlte Kriegsvölker; genau verbundene und schnell ausgeführte Maaßregeln; oder durchaus ruhige und vom Vertrauen gegen ihren Fürsten ganz belebte Unterthanen. Sobald England und Holland ihren wichtigen Beistand verminderten oder ganz zurückzogen, fielen auch die großen Hoffnungen seines Hauses weg. Wie spät die ihm bewilligte Reichshülfe erfolgte, und wie unzulänglich sie war, um nur den guten Fortgang der Waffen zu nüzen, hatte die Erfahrung bisher gelehrt. Krieg und Haß gegen Frankreich, gemeinschaftliche Sicherheit, bey manchen Reichsfürsten auch persönliche Rücksichten und Vortheile, waren zwar die Verbindungsmittel gewesen, wodurch die meisten derselben sich fest an den Kaiser angeschloßen hatten. Aber einer der vornehmsten unter ihnen, der Kurfürst von Sachsen, war als König von Pohlen, zu tief und zu unglücklich in den Nordischen Krieg verwickelt, als daß der Kaiser viel auf ihn hätte rechnen können. Auch fehlte es nicht an Mißhelligkeiten im deutschen Reiche, die durch alles Ansehen Leopolds nicht beigelegt werden konnten. Ob er gleich schon im Jahr 1692. den Herzog von Hannover mit der neuerrichteten neunten Kurwürde belehnt hatte; so war es ihm doch wegen des Widerspruchs vieler Reichsfürsten, niemals möglich gewesen, demselben Siz und Stimme unter den Kurfürsten zu verschaffen. Sogar das Reichskammergericht zu Wezlar war wegen Uneinigkeit unter seinen Mitgliedern, im Jahr 1704. völlig aus einander gegangen.

Joseph der erste bestieg nunmehr den Thron seines Vaters, und mit einem Geiste, von dem sich weit

weit mehr erwarten ließ. Die Zeit eines sehr ausgebreiteten und in einem zweydeutigen Lauf begriffenen Kriegs war zwar nicht die günstigste für wesentliche und baldige Verbeßerungen seiner Ländereinrichtung und Regierung. Aber seine Gaben im Großen zeitig zu entwickeln, seinen Kräften Spannung und Anstrengung zu ertheilen, dazu war sie desto geschickter; wie der Krieg überhaupt so manche Fähigkeiten und Anlagen zur Reife gebracht hat. Waren insonderheit, wie man bisher geglaubt hatte, kriegerische Einsichten und Fertigkeiten einer seiner Vorzüge, und hatte er nicht bloß, nach der Gewohnheit junger Prinzen, die noch wenige Macht in den Händen haben, einige Monathe von einem Feldzuge als Zerstreuung und Zeitvertreib gewählt: so konnte er jezt, auch ohne ein Kriegsheer selbst anzuführen, den Angelegenheiten des großen Bundes wichtige Dienste leisten. Manches unter Leopolds Regierung angefangene mußte vollendet, vieles aber auch auf einen neuen und richtigern Weg geleitet werden.

Die erste Handlung, welche Joseph als Kaiser vornahm, war die von ihm ehemals versprochene Ausstellung einer schriftlichen Versicherung oder eines Reverses an die Kurfürsten, daß er die im minderjährigen Alter beschworne Wahlcapitulation treulich halten wolle; den er aber den Kurfürsten von Cöln und Baiern nicht zufertigen ließ. Auf dem Reichstage zu Regensburg fiengen die Gesandten an zu berathschlagen, ob sie ihre Versammlung fortsezen sollten, weil dieselbe doch mit dem Tode des Kaisers, von dem sie ausgeschrieben ward, aufzuhören pflegte, und der immerwährende Reichstag, den ein solcher Fall nicht gänzlich trennen kann, eben nur in Leopolds ersten Jahren, aber noch nicht ganz bestimmt, eingeführt worden

worden war. Joseph hob diesen Zweifel, den nicht alle Reichstagsgesandten äußerten, dadurch bald auf, daß er die Versammlung bestätigte, und seinen obersten Bevollmächtigten bey derselben feyerlich wieder anstellte. Gleich darauf ließ er dem Reichstage schriftlich bekannt machen, daß er die Stadt Donauwerth, die schon beinahe hundert Jahre unter Baierischer Oberherrschaft gestanden hatte, wieder zu dem Range einer freyen Reichsstadt, den sie ehemals wegen einiger Religionsunruhen, durch die partheiischen Gesinnungen des kaiserlichen Hofs verlor, erhoben, und dem Schwäbischen Kreise von neuem einverleibt habe. Freylich war diese schon unter seinem Vater vorbereitete Verfügung nicht sowohl oder allein eine Gerechtigkeit, welche der Stadt wiederfuhr, (die auch nicht als eine Evangelische Reichsstadt, welches sie ehemals gewesen war, wiederhergestellt wurde,) als vielmehr eine Folge von der am kaiserlichen Hofe beschloßenen und noch viel weiter sich erstreckenden Ahndung, die den Kurfürsten von Baiern treffen sollte. Auch Landau bekam von dem Kaiser seine Reichsstandschaft wieder, die es gehabt hatte, ehe es unter Frankreichs Botmäßigkeit gefallen war. Verschiedene Reichsstädte und andere Reichsstände erhielten durch seine Unterstüzung bey dem Reichstage, eine Verminderung der ihnen in dem alten öffentlichen Anschlage (oder in der Reichs-Matrikel) zuerkannten Geldbeiträge zu den allgemeinen Reichsbedürfnißen. Dagegen vermehrte der Kaiser die Anzahl der deutschen Reichsfürsten durch einen großen Ausländer. Schon Leopold hatte den Herzog von Marlborough, obersten Englischen Feldherrn, nachdem er mit dem Prinzen Eugenius den Sieg bey Hochstädt erfochten, und sich dadurch um Deutschland, hauptsächlich aber um den Kaiser so verdient gemacht hatte, zum Reichsfürsten erklärt. Jezt

lud

lud ihn Joseph ein, nach Wien zu kommen; empfieng ihn überaus gnädig, und ertheilte ihm, damit er als ein Reichsfürst auch unmittelbare Reichsgüter in Deutschland besizen möchte, die ehemalige Baierische Herrschaft Mindelheim in Schwaben, die er zu einem Fürstenthum erklärt hatte. Marlborough erlangte auch im folgenden Jahre Siz und Stimme im Reichsfürstenrathe. Unterdeßen waren doch diese Standeserhöhungen oder Wiederherstellungen, welche den Anfang der kaiserlichen Regierung auszeichneten, nur ein vorübergehender Glanz. Mindelheim kehrte in spätern Zeiten in seiner ersten Gestalt einer bloßen Herrschaft, unter Baierische Gewalt zurück; Donauwerth hat eben dieses Schicksal gehabt; und auch Landau hat abermals sich unter Frankreichs Gehorsam begeben müßen.

An seinem Hofe und in seiner Hauptstadt traf Joseph auch gleich anfänglich einige merkwürdige Veränderungen oder neue Anstalten, die nicht bloß als gewöhnliche Auftritte einer neuen Regierung, sondern als Zeugen seiner Gesinnungen angeführt zu werden verdienen. Das Geheime Rathscollegium bestand unter seinem Vater aus ohngefähr hundert und dreyßig Mitgliedern; er sezte es auf den sechsten Theil herab, und gab darinne dem Fürsten von Salm, seinem Oberhofmeister, die erste Stelle. Leopold hatte etliche hundert Kammerherren gehabt; Joseph begnügte sich an vier und siebzig. Die Jesuiten glaubten, daß sie sich bey seinem Regierungsantritte desto mehr durch einen kühnen Schritt in Ansehen sezen müßten, weil der Kaiser nicht ihr Zögling war. Daher brachte ihr Mitbruder, der P. Widemann, einer von den Hofgeistlichen, in drey Reden, welche er bey dem feyerlichen Leichenbegängniße Leopolds hielt,

nicht

nicht allein viele Lobsprüche seiner Gesellschaft an; sondern gab auch deutlich zu verstehen, das bisherige Glück und die Siege des kaiserlichen Hauses rührten davon her, weil es die Jesuiten geliebt, und sich ihrer Leitung ergeben hätte. Er vergaß auch nicht, obgleich bey der allerunschicklichsten Gelegenheit, wacker auf die sogenannten Ketzer zu schimpfen. Allein Joseph nahm ihm seine Stellen, verbot ihm den Hof, und untersagte den Druck seiner Lob- und Schmäh-Reden. Zugleich ließ er einen Befehl an alle Geistliche ergehen, daß sie sich in ihren Predigten beleidigender Reden gegen die Protestanten durchaus enthalten sollten.

Der ärmliche Zustand der kaiserlichen Staatseinkünfte und die gleich schlechte Verwaltung derselben, hatten Josephs Aufmerksamkeit schon bey dem Leben seines Vaters auf sich gezogen. Bisher war es der Hof-Jude Oppenheimer gewesen, den man den Vorschuß bey Zahlungen des Hofs auftrug; man gab ihm sodann Anweisungen auf die kaiserlichen Länder. Der Jude bot allen, die ihm ihr Geld liehen, zehn bis funfzehn von hundert Zinsen; damit er aber bey diesen Kosten bestehen könnte, wußte er sich an den ihm angewiesenen Ländern Schadloß zu halten; ob er gleich auch dort den Beamten ansehnliche Summen verehren mußte, wenn die Entrichtung der Gelder, die er zu fordern hatte, beschleunigt werden sollte. Um diese für den kaiserlichen Hof in mancherley Betrachtung kostbare und schädliche Zahlungsart aufzuheben, legte Joseph kurz vor seines Vaters Tode eine Bank zu Wien an, in welcher der Hof die benöthigten Gelder stets im Ueberfluße finden könnte. Zum Oberaufseher derselben ernannte er den Fürsten Adam von Lichtenstein, der in der Staatswirthschaft und in allen Geldgeschäften ungemeine Kenntniße besaß. Man hat zwar

immer

immer aus der Erfahrung bemerkt, daß Anstalten dieser Art in Freystaaten weit glücklicher fortkommen, als in monarchischen Ländern. Allein bey der Wiener Bank, welche denen, die ihre Gelder hineinlegten, fünf von hunderten bezahlte, wurde wenigstens die Vorsichtigkeit getroffen, daß nicht nur die Stadt Wien, sondern auch die Oesterreichische Landschaft die Versicherung jener Gelder über sich nahmen. Und obgleich der Fürst von Lichtenstein im Jahr 1705. die ihm anvertrauete Aufsicht zurückgab; so war doch die Bank, nachdem man sie in eine gemeine Angelegenheit der Stadt Wien zu verwandeln beschloßen hatte, im Jahr 1706. feyerlich eröfnet, und von einer Gesellschaft erfahrner Männer verwaltet. Sie erhielt sich auch während Josephs ganzer Regierung, nicht ohne ihm den gewünschten Vortheil zu verschaffen. Doch Leute, welche bey der vorhergedachten Art, das dem Staate nöthige Geld durch Hülfe des Juden aufzubringen, ihren gewißern und größern Nutzen hatten, arbeiteten der Bank selbst entgegen. Sie konnte nicht alle gehörige Festigkeit erhalten, und gieng nach dem Tode des Kaisers zu Grunde.

Zu einer andern gemeinnüzlichen Anstalt, die man eine Akademie der Künste und Wißenschaften nannte, ward auch bereits gegen das Ende von Leopolds Regierung der Grund gelegt. Aber Joseph wurde erst im Jahr 1705. der eigentliche Stifter derselben. Die Mahlerey, Bildhauerkunst, Baukunst, und andere mathematische und mechanische Künste sollten in derselben und nach ihrer Anleitung fleißig geübt werden. Einige ansehnliche Männer bekamen den Schutz und die Aufsicht darüber; an trefflichen Künstlern fehlte es zu Wien nicht; man nüzte auch immer mehr die Kunstwerke des nahen Italiens;

und

und diese Akademie gelangte daher zu einem blühenden Zustande. Ihre Mitglieder haben mehrere würdige Denkmäler der Kunst daselbst hinterlaßen. Der Kaiser selbst war durch das oben gedachte Gelübde seines Vaters an den heiligen Joseph, seinen und Oesterreichs Schuzheiligen, deßen Erfüllung er ihm noch auf seinem Todtbette empfolen hatte, verbunden, demselben zu Ehren eine Bildsäule errichten zu laßen; woran Leopold durch den Todt gehindert worden war. Joseph ließ also durch den berühmten Baumeister, Fischer von Erlach, schon im Jahr 1706. das hölzerne Modell einer solchen Säule aufstellen, welche er auch mit einem andächtigen Besuche, den er nebst seinem Hofe bey derselben ablegte, eingeweiht hat. Nachmals wurde sie in Marmor und Erz ausgeführt; besteht aber eigentlich aus einem Tempel von sechs korinthischen Säulen, darinne Maria und Joseph von dem Hohenpriester mit einander vermählt werden. Die Ausführung scheint genauen Beobachtern nicht so glücklich gerathen zu seyn, als Fischers Entwurf gewesen seyn mag. Dieses Denkmal steht unter dem Nahmen der Josephs-Säule, auf dem Hohen Markte zu Wien.

Aber noch weit mehr mußte die allgemeine Aufmerksamkeit bey Josephs Gelangung auf den Thron in Ansehung des Verhaltens rege werden, das er bey dem spanischen Erbfolgekriege und allen damit verwickelten Vortheilen seines Hauses beobachten würde. Man erzählt, daß Ludwig der vierzehnte gehofft habe, er werde weniger Eifer bey der Unterstüzung der Bestrebungen seines Bruders nach der spanischen Krone bezeigen, als dieser von seinem Vater, deßen liebster Sohn er war, empfangen hatte. Es ist jedoch kaum einzusehen, worauf sich diese Erwartung gegrün-

det haben sollte. Joseph war feurig, Ehrbegierig, dem Kriege keineswegs abgeneigt; die lebhafte Fortsezung deßelben war er dem Besten seines Hauses und den großen Verbindungen deßelben schuldig. Niemals schien noch die Gelegenheit so günstig und auch so dringend gewesen zu seyn, Frankreichs Uebergewicht gegen Oesterreich, und in Europa überhaupt, zu vernichten. Zwar hatte der Krieg noch keinen entscheidenden Fortgang für den Kaiser gewonnen; aber bey mehr Thätigkeit, Einigkeit und Geschwindigkeit, die sich von dem Antriebe eines solchen Fürsten her, wie er war, unter alle Bundsgenoßen verbreiten konnten, bey solchen Kräften derselben, und bey Feldherren, wie die ihrigen waren, schien er denselben zu versprechen.

Joseph beharrte also bey allen Absichten und Maaßregeln Leopolds über diese Angelegenheit; er wollte auch gleich mehr Nachdruck in dieselbe gebracht wißen. Da der Herzog von Savoyen sehr ins Gedränge gekommen war: so befohl er dem Prinzen Eugenius, der im obern Italien kaum in das Venetianische eingedrungen war, aufs schleunigste zu deßen Rettung vorzurücken. Aber hundert tausend Gulden, welche er diesem Feldherrn mitzuschicken im Stande war, änderten so gut als nichts in der nachtheiligen Verfaßung deßelben. Eugenius that unterdeßen alles, was man von seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit in Hülfsmitteln erwarten konnte. Er hintergieng die französischen Feldherren durch seine Wendungen, sezte ohngeachtet ihrer Nähe über Flüße, lieferte ihnen ein unentschiedenes Treffen, und blieb weit von einer Vereinigung mit dem Herzoge von Savoyen entfernt. Sein Heer, das überhaupt zu schwach war, um mit Gewalt durch das Meiländische zu dringen, verlor durch diesen Feldzug noch mehr. An Statt achtmal hundert tausend Gulden,

den, welche er monathlich nöthig hatte, konnte ihm der Kaiser nur zweymal hundert tausend übermachen. Diese reichten nur eben zu, dem Prinzen Credit bey den Wechslern zu erhalten: und nicht selten sah er sich genöthigt, wenn es ihn gänzlich an Gelde fehlte, das Brodt für die Soldaten in seinem Nahmen auf einige Tage zu borgen. Von dreyhundert Wagen, die für das Heer bestellt waren, kam lange kein einziger; bis es endlich im Herbste deren funfzig erhielt. Es litt wohl gar drey Tage lang Hunger; und die Soldaten waren zum Aufruhr schon sehr genigt worden. In Deutschland brachte der Feldzug des Jahrs 1705. noch weniger eine rühmliche Unternehmung hervor; so wichtig und siegreich auch der vorjährige daselbst gewesen war. Das kam zum Theil von den Mängeln her, welche dem Reichsheere fast immer eigen waren, von langsamer unvollzähliger Stellung des Antheils so vieler Reichsstände an demselben, von schlechter Kriegszucht, Unterhaltung und Einigkeit; aber auch der Befehlshaber dieses nach und nach stark gewordenen Heeres, der Markgraf Ludwig von Baden, schien vielen nicht ganz außer Schuld zu seyn. Er war ein guter und geübter, freylich aber kein großer Feldherr; alt und kränklich, daher weniger unternehmend, lebhaft und wachsam, auch nicht geschickt, in Verbindung mit einem Manne, wie Marlborough war, Entwürfe auszuführen, die Joseph mit diesem und ihm selbst verabredet hatte. Der gedachte Englische Feldherr zeigte dagegen in den Niederlanden, daß er auch mit einem schwächern Heere als das feindliche war, nicht unbedeutende Vortheile über daßelbe zu erfechten wußte. In Spanien eroberten die Engländer und Holländer für den Bruder des Kaisers, mit Barcellona beinahe ganz Catalonien.

Vergebens aber suchte der Kaiser einen Krieg, der sich über so viele entfernte Länder verbreitete, zu seines Hauses Vortheil zu beleben, so lange ein anderer gleichsam in seinem Rücken, in Ungarn, fortdauerte. Er war daher gleich darauf bedacht, demselben durch Gelindigkeit und billige Anerbietungen zu endigen. Der Palatinus von Ungarn that den Ständen darüber in seinem Nahmen eine Erklärung, welche überall gedruckt ausgetheilt wurde, und einer seiner Feldherren im Reiche bestätigte dieselbe. Der Kaiser ließ darinne den Ungarn melden, daß er, wie er bey seiner Krönung eidlich versprochen hatte, sich, so lange sein Vater lebte, in Ungrische Regierungssachen gar nicht gemischt habe; daß also, wenn ihre Landesordnungen auf einige Art geschmälert worden wären, solches bloß denjenigen zuzuschreiben sey, welche damals die Staatsgeschäfte verwaltet hätten; es sey nicht einmal alles mit Vorwißen und Willen des verstorbenen Kaisers geschehen; er könne mithin von dem schlimmen Verfahren anderer nicht Rede und Antwort geben. Jezt aber, da er die Regierung völlig übernommen hätte, gebe er ihnen die Versicherung, daß er alles dasjenige erfüllen werde, was er ehemals auf dem Reichstage zu Preßburg angelobt und beschworen hätte. Er sey auch gesonnen, baldmöglichst einen Reichstag zusammen zu berufen, welches schon die Absicht seines Vaters kurz vor deßen Tode gewesen sey, und auf demselben jenes ältere Versprechen aufs neue zu bekräftigen. Nur möchten auch die Ungarn aufrichtig gegen ihn verfahren, und ihm ihr Begehren durch einige Abgeordnete zu wißen thun laßen. — Es scheint würklich, daß sie Ursache gehabt haben, auf diese nicht in einer bloßen Hofsprache abgefaßte Versicherung zu trauen, und sich einem Vergleiche zu nähern. Um sie noch mehr von seiner sanftern Denkungs-

kungsart zu überzeugen, rief der Kaiser einen Feldherrn, der zwar glücklich für den Hof in Ungarn gefochten hatte, aber einer unmäßigen Strenge beschuldigt ward, durch welche die Empörung nur verstärkt würde, zurück, und sezte einen andern von gefälligerer Gemüthsart an seine Stelle. Allein die so mächtig gewordene Parthey des Rakoczy, welche mit den Waffen in der Hand über den größern Theil von Ungarn herrschte, die dortigen Bergwerke selbst in den Händen hatte, den Kaiser in einen auswärtigen Krieg verwickelt sah, und den Palatinus, der den Antrag zum Vergleiche that, besonders haßte, wollte lieber ihre Vortheile, die sie auch in Siebenbürgen bereits erworben hatte, noch höher treiben; oder wenigstens Bedingungen der Aussöhnung nicht annehmen, sondern vorschreiben. Rakoczy hatte daher, sobald er die Nachricht von Leopolds Tode erfuhr, sich mit seinen vornehmsten Anhängern eidlich verbunden, keine besondere Friedensvorschläge, die auf ihre Trennung hinausliefen, von Wien aus anzunehmen, und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis die Beschwerden des Ungrischen Adels und der ganzen Nation abgeschafft, die alten Freyheiten des Reichs, insonderheit das Wahlrecht, wieder hergestellt, der kirchliche Zustand verbeßert, und einige Ordensleute vertrieben worden wären. Er brachte auch über vierzig tausend Mann Kriegsvölker zusammen; konnte es aber doch nicht verhüten, zweymal in diesem Jahre von dem weit schwächern kaiserlichen Heere eine Niederlage zu leiden. Eine Folge davon war es, daß der Kaiser völlig Herr von Siebenbürgen wurde. Doch hatte Rakoczy durch einen neuen engern Bund, den die Großen seiner Parthey auf einem von ihm in Ungarn angestellten Landtage stifteten, zu deßen Herzoge und Oberhaupte sie ihn zugleich wählten, sein Ansehen daselbst noch

mehr befestigt. Seine Kriegsvölker fuhren auch fort, Nieder-Ungarn zu verwüsten; die österreichischen und mährischen Gränzörter blieben von ihnen nicht verschont, und der Kaiser mußte daher von einer Wache bedeckt auf die Jagd gehen.

Noch gab es eine andere Mißhelligkeit von Leopolds Zeiten her, zwar dem Anschein nach weniger gefährlich für den kaiserlichen Hof; aber doch den Absichten deßelben in Italien hinderlich, und überhaupt einem Römischkatholischen Fürsten unter seinen Glaubensgenoßen nachtheilig. Der damalige Papst Clemens der eilfte hatte die Ansprüche des österreichischen Hauses auf die spanische Monarchie nicht öffentlich erkennen wollen. So leicht man auch dieser Bestätigung entbehren konnte, wenn man diese Rechte mit den Waffen auszuführen entschloßen war; so gab es doch Nationen, welche auf den Ausspruch des Papstes in einer Angelegenheit, die eigentlich gar nicht für ihn gehörte, ein großes Gewicht legten. Die Spanier, auf deren Zustimmung und Beistand hierbey so viel ankam, waren ihm vorzüglich ergeben. Selbst die Berathschlagungen über die Bestimmung der spanischen Thronfolge, die Karln den zweyten bis an seinen Todt so sehr beunruhigten, waren zum Theil auch durch die Hände des lezten Papstes gegangen: und jezt schadete es dem Bruder des Kaisers nicht bloß bey den Spaniern, sondern sogar bey seinen Bundsgenoßen, den Portugiesen, gar oft, daß er, ohne feyerliche Genehmigung des Papstes, und mit Hülfe sogenannter kezerischer Kriegsvölker, sich Spaniens zu bemächtigen suchte. Aufrichtig zu gestehen, war es fast zu viel von dem Papste gefordert, daß er sich für einen von den beiden mächtigen Mitbewerbern ganz erklären sollte. Man sezte ihn dadurch in die Gefahr, daß der andere

andere, sobald die Waffen für ihn den Ausschlag gaben, über denselben rachbegierig herfiel. Allein es ist oft das Schicksal der Fürsten oder Staaten von geringen Kräften gewesen, daß man ihnen während eines Kriegs keine Partheilosigkeit (oder Neutralität) hat zugestehen wollen, die doch für sie das angemeßenste war. Unterdeßen kann doch das Betragen Clemens des eilften bey dem spanischen Erbfolge nicht völlig entschuldigt werden. Ob er gleich anfänglich seine Vermittelung zwischen Oesterreich und Frankreich anbot; so erklärte er sich doch bald für die leztere Krone. Es ist wahr, daß er den Herzog Philipp von Anjou zu einer Zeit als König von Spanien erkannte, da es schon die meisten Europäischen Fürsten gethan hatten; und da derselbe auch bereits die italiänischen Länder der Krone Spanien in Besiz hatte: so schien dem Papste eine solche Nachbarschaft auch Schuz für die ergriffenen Maaßregeln zu versprechen. Da es ihm aber zugleich bewußt war, wie wenig der kaiserliche Hof geneigt war, von seinen Forderungen abzugehen: so scheint es, daß Unterhandlungen noch eine Zeitlang seine Hauptbeschäftigung hätten seyn sollen. Ludwig der vierzehnte hatte freylich schon mehrmals gezeigt, wie hizig er den Widerstand der Päpste gegen seine Absichten zu ahnden gewohnt sey. Auch traf Clemens bisweilen eine Mittelstraße; die jedoch keine von beiden Partheien befriedigen konnte. So legte er dem Herzoge von Anjou zwar den Titel eines Königs von Spanien und Indien, aber nicht von Neapel bey; er sezte nur hinzu: der sich in unserm Königreiche Neapel aufhält. Hingegen schlug er auch dem Kaiser die Belehnung über dieses Königreich, das die Päpste immer als ihr Lehn betrachtet haben, ab. Kurz, er befand sich nicht allein in einer unglücklichen Stellung; sondern gab auch zu dem Vorwurfe des kaiserlichen Hofes, daß er

sich partheiisch für das Haus Bourbon bezeige, manche Veranlaßung. Der kaiserliche Gesandte zu Rom verließ schon im Jahr 1702. diese Hauptstadt, weil seinen Beschwerden nicht abgeholfen wurde; kehrte aber doch bald dahin zurück: und Leopold war eben nicht derjenige Fürst, der seiner Kirche das Aergerniß eines heftigen Bruchs mit dem Papste hätte geben wollen.

Joseph hingegen fand hierinne nichts Bedenkliches. Obgleich der Papst in der Versammlung der Cardinäle dem verstorbenen Kaiser unter Thränen eine Lobrede hielt; so stellte er doch die alten Klagen seines Hofs nicht ab, und dieser wollte immer neue Zeichen der Partheilichkeit deßelben für Frankreich bemerken. Bey dem schlechten Fortgang der kaiserlichen Waffen in Italien um diese Zeit, vermehrte sich ein solcher Argwohn desto leichter. Anstalten zur Sicherheit des päpstlichen Gebiets gegen den Durchzug oder Aufenthalt der nahen Kriegsvölker, wurden auch dahin gezogen; allein die Besiznehmung des päpstlichen Herzogthums Ferrara durch die Franzosen, schien vollends ein ungezweifeltes Merkmal der Partheilichkeit des Papstes zu seyn. Der kaiserliche Gesandte zu Rom, Graf von Lamberg, meldete derer immer mehrere; und da endlich ein Römischer Edelmann in dem Gefolge des Gesandten, weil er die Gerichtsbedienten aus seines Vaters Hause weggeprügelt hatte, gefangen gesezt, auch peinlich wider ihn verfahren wurde: so befohl der Kaiser seinem Gesandten, ohne Abschied aus Rom abzureisen. Er that es im Julius des Jahrs 1705; hinterließ aber einen Aufsaz, worinne sieben und zwanzig Forderungen enthalten waren, mit der Versicherung, daß, wenn sie der Papst nicht bald erfüllte, der Kaiser schon Gelegenheit finden würde, sich

zu

zu rächen. Unter andern verlangte er, daß der Befehlshaber von Rom der Cardinalswürde unfähig erklärt, und aus dem Kirchenstaate verbannt, der oberste Staatssekretär, ein Cardinal, seiner Stelle entsezt, und auch verwiesen, seinem Bruder, Befehlshaber der päpstlichen Kriegsvölker, ein gleiches Schicksal wiederfahren, und der päpstliche Statthalter von Ferrara, ein Cardinal, nach Wien kommen sollte, um daselbst die Partheilichkeit zu entschuldigen, die er so oft für die Franzosen geäußert hätte. Zugleich wurde dem päpstlichen Gesandten zu Wien der Hof verboten; er verließ auch bald diese Hauptstadt. Der Kaiser, der dem Papste die Ursachen dieses Verfahrens schriftlich meldete, machte dabey freylich den gewöhnlichen Unterschied, er sey nicht Willens, die Gemeinschaft mit dem heiligen Stuhl zu unterbrechen, gegen den er alle Ehrerbietung von seinen Vorfahren geerbt habe; sondern nur die Verbindung mit einem Hofe aufzuheben, der sich gar zu partheiisch für die Feinde des Reichs und des Kaisers bewiesen habe; man verlange von ihm nur die Unpartheilichkeit eines allgemeinen Vaters; er möchte auch selbst die traurigen Folgen dieser Trennung verantworten. Allein so wie die Streiche, welche bey dergleichen Händeln mit den Fürsten, den Römischen Hof trafen, zugleich von dem allerheiligsten Vater gefühlt wurden: so hat auch dieser, so lange man seine höchste geistliche Gewalt unangefochten ließ, sich doch immer am Ende für dasjenige Schadloß gehalten, was sein Hof leiden mußte. Diesmal verglichen sich zwar beide Höfe nicht vollkommen; traten aber doch geschwinder in ein gutes äußerliches Vernehmen zurück, als man nach so drohenden Aeußerungen des kaiserlichen hätte erwarten sollen. Einen Schritt dazu that der Papst, indem er alles gerichtliche Verfahren gegen den von dem kaiserlichen Gesandten beschüzten Edelmann

aufhob. Es mußte auch dem Kaiser angenehm seyn zu hören, daß der Papst den Antrag des König von Frankreich, sich zum Oberhaupte eines Bundes aufzuwerfen, deßen Absicht die Vertreibung der Deutschen aus Italien wäre, abgelehnt habe. Ohnedieß konnte auch die damalige Lage der Angelegenheiten des Kaisers im obern Italien, ihn zu keiner sehr hohen Sprache gegen den Papst berechtigen.

Unruhige Bewegungen in dem nahen Baiern, die noch im Jahr 1705. in einen bewaffneten Aufstand ausbrachen, beschäftigten ihn weit ernstlicher. Nach der Schlacht bey Hochstädt hatte sich dieses ganze Land an den Kaiser ergeben müßen; doch war der Gemahlinn des Kurfürsten, die darinne mit ihren Prinzen und Prinzeßinnen verblieb, München nebst dem dazu gehörigen Rentamte, zu den Einkünften ihres Unterhalts angewiesen worden. Allein die Baiern, die ihrem Kurfürsten sehr getreu waren, haßten die Oesterreichische Regierung auch deswegen, weil so viele tausend Protestanten, in ihren Augen lauter Ketzer, dem Kaiser im Kriege Hülfe leisteten, und zum Theil ihr Vaterland besezt hielten. Sie verschworen sich daher, an einem Tage des May im Jahr 1705. alle kaiserliche Bevollmächtigte und Kriegsvölker umzubringen. Der Kurfürst, der sich in den Niederlanden befand, hatte sie, besonders so viele seiner abgedankten Befehlshaber und Soldaten, heimlich dazu aufgemuntert; man entdeckte dieses, und sezte diejenigen gefangen, die er deswegen abgeschickt hatte. Die Kurfürstinn reiste um diese Zeit ihrer Mutter, der verwittweten Königinn von Pohlen, nach Italien entgegen; aber die Erlaubniß, nach Baiern zurück zu kehren, versagte ihr der Kaiser. Sie ward beschuldigt, an der Verschwörung Theil genommen, auch sonst manches

wider

wider den Vergleich mit dem Kaiser, und die Sicherheit seiner Länder, gethan zu haben. Ihre Einkünfte wurden also eingezogen; München und andere Städte ihres Rentamts bekamen kaiserliche Besazungen; man entwaffnete alle Baiern bis auf die Edelleute: und die kurfürstlichen Prinzen wurden erstlich in der gedachten Hauptstadt bewacht, sodann in das Innere von Steyermark abgeführt. Diese Strenge und die kaiserlichen Werbungen, welche unter den Baiern angestellt wurden, erbitterten sie noch mehr. Die Bauern rotteten sich zusammen; ihre Anzahl stieg bald auf tausende, und im December des Jahrs 1705. fast auf dreyßig tausend. Sie eroberten mehrere Städte, und verwarfen gütliche Unterhandlungen zu denen sich die kaiserliche Regierung erbot; nachdem aber eine Anzahl Kriegsvölker zur Verstärkung nach Baiern gezogen worden war, wurden die Bauern überall geschlagen, und aus den eingenommenen Städten vertrieben. Die Hinrichtung weniger Anführer; eine allgemeine Verzeihung, die für alle übrige bekannt gemacht ward; eine gemäßigte Winterverpflegung der Soldaten, und eine gute Zucht unter denselben, halfen gegen den Anfang des Jahrs 1706. das ganze Land beruhigen.

Nicht allein diese Empörung, sondern auch ein entdeckter neuer Versuch, den der Kurfürst von Baiern (wiewohl einige an seiner Theilnehmung gezweifelt haben,) in den ersten Monathen des Jahrs 1706. machen ließ, seine Unterthanen mit dem Versprechen, von einem französischen Heere unterstüzt zu werden, zur abermaligen Ergreiffung der Waffen zu reißen, wenn erst die kaiserlichen Kriegsvölker größtentheils ins Feld gerückt seyn würden, beschleunigte die Achtserklärung dieses Fürsten und seines Bruders, des Kurfürsten von Cöln, am kaiserlichen Hofe. Man will

wißen,

wißen, daß der sterbende Leopold, ob er gleich erst im Anfange des Jahrs 1705. in einem Schreiben das Kurfürstliche Collegium befragt hatte, ob diese Strafe nunmehr zu vollziehen sey? dennoch seinem Sohne und Nachfolger mehr Gelindigkeit gegen die beiden Kurfürsten empfolen habe. Genug, im November dieses Jahrs antworteten die Kurfürsten dem nunmehrigen Kaiser, daß, „nachdem gedachte beide Kurfürsten, „dem bekannt gemachten Reichsschluß und lezthin erklärten Kriege zuwider, der feindlichen Krone Frankreich, den Grundgesezen, vornemlich dem weltlichen und Landfrieden zuwider, angehangen, und weder durch der kaiserlichen Majestät und des Römischen Reichs, auch aller hohen verbundenen Mächte, heilsame Erinnerungen, große und nahmhafte Anerbietungen, noch durch die beschloßene und bekanntgemachte kaiserliche Abrufungsbefehle, zu andern, beßern und friedlichern Gedanken zu bringen gewesen; sondern mit den Reichsfeinden, sich zu des heil. Römischen Reichs höchstem Nachtheil in engere und neuere Verbindung eingelaßen, und zu des deutschen Vaterlandes äußerstem Verderben, gesammter Hand, mit „recht wütender Grausamkeit, nach einem unerhörten „Beispiel,“ (inaudito exemplo, heißt es eigentlich in diesem feyerlichen Aufsaze, wo auch viele andere lateinische und ausländische Wörter vorkommen,) „in die „kaiserlichen Erb- und einige Reichs-Kreise eingefallen, solche ihren gethanen und vielfältigen Versicherungen ungehindert, verheeret, auch die von kaiserlicher Majestät und den hohen Verbundenen, nach „erfochtenen herrlichen Siegen, durch eigene Gesandtschaft angebotenen Vergleich, wider alle Erwartung „verachtet, und zu den Reichsfeinden lieber vollends „übergegangen, ihr eigenes deutsches Vaterland verlaßen, dem Feinde mit Rath und That noch jezt an

„die

„die Hand gehen, und gegen daßelbe das feindliche „Heer in den Niederlanden bis auf gegenwärtige Stunde „anführen; als die vielmehr der dem Kaiser und dem „Reiche geschwornen und besonders einem Kurfürsten „obliegenden Treue zu Folge, ihr geliebtes Vaterland „vom Untergange hätten bewahren, und zu deßen Er„haltung durch ihre Macht die Reichsländer hätten „retten sollen; sie sich hingegen —— dergestalt auf„geführt hätten, daß sie vor keine deutschen Fürsten „mehr erkannt, sondern solches feindliche Beginnen „vor nichts anders, als einen beharrlichen Friedens„bruch gehalten werden könne: so habe das Kurfürst„liche Collegium beschloßen, daß dem Kaiser die er„forderliche Kurfürstliche Einwilligung zur verdienten „Achtserklärung gegen die gedachten Kurfürsten zu „ertheilen sey, damit er sie, je eher, je beßer, andern „zum Beispiel, auf eine den Reichsgesezen gemäße „Art, vollstrecken laßen möge.“

Wie viel der Kaiser zu diesem Schluße der Kurfürsten beigetragen habe, läßt sich zwar nicht bestimmen; daß er ihn aber befördert habe, scheint nicht bezweifelt werden zu können. Auf der andern Seite weiß man, welche Gründe der Kurfürst von Baiern insonderheit für die von ihm genommene Parthey angeführt habe. Er erklärte öffentlich, daß der Fall nicht vorhanden sey, wo man auf einen Reichskrieg stimmen müße; das deutsche Reich sey von Frankreich seit dem Ryßwicker Frieden nicht angegriffen worden, und brauche also auch keine Beschüzung; eben so wenig könne die spanische Erbfolge eine Reichssache heißen; und seine Absicht gehe also würklich dahin, zu verhüten, daß Deutschland nicht in diese ihm fremde Angelegenheit verwickelt, und darüber durch einen Krieg unglücklich werde. Dem Kaiser stellte er auch noch besonders

vor,

vor, daß er durch seinen Beitritt zum Bündniße wider Frankreich, seinen eigenen starken Anforderungen an die spanische Krone weit mehr schaden würde, als er dem Kaiser durch seinen zu stellenden Kreisantheil von Kriegsvölkern dienen könnte. Man kann noch die frühern Verbindungen des Kurfürsten mit Frankreich und andere Umstände hinzusezen. Vielleicht hätten aber doch ihn und seinen Bruder, Klugheit mit seinen Vortheilen vereinigt, Besorgniße einer nicht geringen Gefahr und eines fast allgemeinen Haßes in Deutschland, von der französischen Parthey zurückhalten sollen.

Am 29. April des Jahrs 1706. vollzog also Joseph die Achtserklärung gegen die zween Kurfürsten. Auf seinem Throne sitzend, und von seinen Hofämtern umgeben, ließ er durch den Reichs-Vice-Canzler bekannt machen, daß er die bisherigen Kurfürsten von Cölln und Baiern, Joseph Clemens und Maximilian Emanuel, die sich an ihm und dem Reiche des deutschen Vaterlandes mit Untreue, Verrätherey und allerhand Freveltaten gröblich vergriffen hätten, aus tragender kaiserlicher vollkommener Macht und Gewalt, nicht allein nach Anweisung der alten Römischen Rechte, sondern auch nach dem Inhalte der güldenen Bulle, des Landfriedens, und der übrigen allgemeinen Reichssazungen, insonderheit auch der Wahlcapitulation, in die Acht und Ober-Acht erkläre, aller ihrer Länder, landesherrlichen Rechte und Würden entseze, mithin sie aus der Zahl der getreuen Kurfürsten und Stände des Reichs ausschließe und verstoße. Weil er auch nicht wollte, daß von ihrem Gedächtniße bey seinem Archiv etwas übrig bliebe: so überreichte ihm der Reichs-Vice-Canzler die Cölnischen und Baierischen Lehnbriefe, welche der Kaiser mitten von einander riß, und vor sich auf die

die Erde warf. Darauf traten zween Reichs-Herolde mit bedecktem Haupte auf die Bühne, sezten sich auf die Kniee, zerrißen die aufgehobenen Stücke, giengen damit zu dem nächsten Fenster am Throne, machten noch viel kleinere Stücke, und warfen sie in den Burggraben hinab. Endlich sezte der Reichs-Vice-Canzler noch hinzu, die Acht sey nunmehr an beiden Kurfürsten vollzogen; jedoch mit dem Unterschiede, daß der erstere, als Geistlicher, seiner weltlichen von dem Kaiser und dem Reiche gehabten Lehen, Herrlichkeiten und Freyheiten beraubt; des andern unglückseeliger Leib aber zugleich jedermann frey zur Mißhandlung gelaßen würde. Nachdem dieses in der kaiserlichen Burg geschehen war, wurden die Achts-Patente auch auf einigen Plätzen von Wien, von den beiden Herolden dem versammleten Volke vorgelesen; so wie gleich darauf der Reichsversammlung, dem Reichshofrathe und der Reichsstadt Regensburg eben dieses Urtheil bekannt gemacht wurde.

Niemand unter den deutschen Reichsständen scheint daßelbe damals zu hart gefunden zu haben; wenigstens weiß man nichts von Fürbitten oder Vorstellungen, die einer derselben für die beiden Kurfürsten angewandt haben sollte. Die Verwüstungen und Bedrückungen vieler deutscher Länder, welche Folgen ihres Bündnißes mit Frankreich waren, hatten noch nicht einmal ganz aufgehört; weit gefehlt, daß man sie vergeßen hätte. Zwar beschwerten sich nicht wenige der ansehnlichsten deutschen Reichsfürsten im Anfange des Jahrs 1707. schriftlich bey dem Kaiser darüber, daß ihre Miteinwilligung zu jener Achtserklärung nicht gesucht worden sey, da doch solche nach dem Herkommen und den Gesezen des Reichs, auch wegen der daraus entstehenden Folgen, dazu erfordert werde. Sie verwahr-

wahrten also die ihnen dabey zukommenden Rechte, und baten den Kaiser, für dieselben künftig, besonders in der auszufertigenden immerwährenden Wahlcapitulation, Sorge zu tragen. Allein wider die Achtserklärung selbst hatten sie nichts zu erinnern. Daher ließ ihnen auch der Kaiser melden, daß er bisher in Achtsgeschäften nicht anders habe verfahren können; daß es ihm aber angenehm seyn würde, wenn man diese Sache zur allgemeinen Zufriedenheit genauer bestimmte. Noch im Jahr 1709. regten sich die Reichsfürsten abermals wegen verschiedener ohne ihr Zuthun vorgenommener wichtiger Veränderungen in Reichsländern, die aus der Art, wie die oftgenannte Achtserklärung bewürkt worden war, floßen, und bekamen wiederum die Antwort von dem Kaiser, daß er sich bloß nach der von ihm beschwornen Wahlcapitulation richten müße, bis neue Verfügungen getroffen worden wären. Zu den gedachten Veränderungen gehörte die Ertheilung der Oberpfalz und der Landgrafschaft Leuchtenberg, welche bisher Kurbaierische Besizungen gewesen waren, an den Kurfürsten von der Pfalz im Jahr 1708. und um gleiche Zeit die Achtserklärung des Herzogs von Mantua, als Bundsgenoßen von Frankreich.

Das Jahr 1706. brachte noch verschiedene andere merkwürdige Auftritte in Deutschland hervor, an welchen der Kaiser Antheil nahm. Er hielt es jezt vor die bequemste Zeit, die so lange streitig gebliebene Angelegenheit der neunten Kurwürde der Reichsversammlung durch ein Commißions-Dekret zu einem entscheidenden Gutachten zu empfelen. Dabey that er zugleich die Erklärung, daß, was bisher hierinne geschehen wäre, nicht zum Nachtheil des den Fürsten und andern Ständen gebührenden Rechts gemeinet sey; daß auch künftig neue und mehrere Kurwürden, ohne

des

des gesammten Reichs Einwilligung nicht eingeführt, und dieses dem nächsten Reichsabschiede einverleibt werden sollte. Hierauf erfolgte die gemeinschaftliche Einwilligung aller drey Reichscollegien in diese neue Hannöverische Kur; doch mit der Bedingung, daß, wenn aus dem Pfälzischen Hause, sowohl von der Rudolphinischen als Wilhelminischen Linie, kein katholischer Prinz mehr übrig wäre, sondern die Pfälzische Kur an einen Augsburgischen Confeßionsverwandten fiele, alsdann an Statt der solchergestalt aufhörenden zwo katholischen Kuren, und bey noch fortwährender Braunschweigischer, den Katholischen eine übervollzählige Stimme (votum supernumerarium) verstattet, und diese durch den vorsizenden katholischen Kurfürsten geführt werden sollte. Eben diese Stimme aber sollte von selbst wieder aufhören, wenn entweder die Hannöverische männliche Kurlinie ausstürbe; oder die Pfälzische Kur wieder an einen Katholischen gelangte. In dem Schluße, worinne die Reichsstände dieses bewilligten, erwiesen sie sich dem Kaiser auch dadurch gefällig, daß sie es ihm frey stellten, den ihm als Könige und Kurfürsten von Böhmen im Kurfürstlichen Collegium zustehenden Sitz und Stimme völlig wieder einzunehmen; nur möchte er vorher als König von Böhmen dem Kurfürsten von Maynz eine schriftliche Versicherung ausstellen, daß er in jener Würde demselben weder als Erzkanzler, noch als Direktorn des Kurfürstlichen Collegium, jemals einigen Nachtheil verursachen wolle. Diesem Schluße zu Folge ist endlich im Jahr 1708. sowohl die Kurböhmische Stimme, nach langer Ruhe, wieder in ihre Thätigkeit gesezt, als auch die Kurbraunschweigische zum erstenmal zum Besize ihres Rechts zugelaßen worden.

Noch dauerte hingegen der gänzliche Stillstand aller Handlungen des Reichskammergerichtes fort,

und hatte nunmehr für den Kaiser und für die Reichsstände unangenehme Folgen. Während deßelben ließ der kaiserliche und Reichshofrath zu Wien in Sachen, die vor dem Kammergerichte anhängig waren, Verordnungen ergehen. Allein die Reichsstände, deren Angelegenheiten es betraf, beschwerten sich darüber, als über einen Eingriff in die Rechte jenes Reichsgerichtes. Besonders ließen es die Markgrafen und Fürsten von Bayreuth und Onolzbach nicht dabey bewenden; sie verlangten von der Reichsversammlung ein schleuniges Gutachten über die Frage: „ob es während der Hemmung der Rechtspflege beym Kammergerichte, dem Reichshofrathe zukomme, in Sachen, welche bey jenem anhängig sind, unter welchem Vorwande es auch wäre, zu verfügen?“ Das Reichsgutachten kam im Julius des Jahrs 1706. zu Stande, und sprach dem Reichshofrathe ein solches Recht durchaus ab. Man bat daher den Kaiser, diesem Reichsgerichte das Nöthige darüber zu befehlen; sezte aber auch hinzu, man hoffte, daß keiner von den Ständen oder andern Partheien, so lange das Kammergericht unthätig bliebe, daraus Vortheil ziehen werde, um sich in den Besiz streitiger Rechte zu sezen. Allein der Kaiser weigerte sich, dieses Reichsgutachten zu bestätigen. Unter den Gründen, die in seinem Commißions-Dekrete angeführt wurden, waren auch diese, daß die Geschäfte, in welchen der Reichshofrath die Stelle des Kammergerichts übernommen habe, unersezlichen Schaden drohten, wenn sie nicht baldigst geendigt würden, und schon ehemals, da das Kammergericht durch den Krieg gesperrt worden war, eben dieses beobachtet worden sey. Doch die beiden Fürsten protestirten nicht nur wider die unrichtigen Angaben, die ihr Gegentheil dem Reichshofrathe vorgelegt hätte; sondern rechtfertigten auch das Reichsgutachten durch eine besondere Schrift.

Und

Digitized by Google

Und obgleich der Reichshofrath in seinem Verfahren fortfuhr, und schon die Vollstreckung seiner Befehle anordnete; so wußten doch beide Fürsten dieselbe durch ihre Vorstellungen zu verhindern. Das beste Gegenmittel war freylich die Wiederherstellung des Kammergerichts. Vorher aber mußten die groben Mängel und Mißbräuche deßelben gehoben werden: und deswegen hatte der Reichstag schon im Jahr 1704. beschloßen, daß dieselben durch Abgeordnete aus allen drey Reichscollegien, die er mit völliger Religionsgleichheit wählte, untersucht werden sollten. Dieser Schluß wurde im Jahr 1706. wiederholt; im folgenden bekräftigte ihn der Kaiser mit einigen Aenderungen.

Unerwarteter war der Streit, in welchen er gleichfals im Jahr 1706. über die Wahl eines neuen Bischofs von Münster mit dem Freystaate der vereinigten Niederlande verwickelt wurde. Er wünschte, daß der Bischof von Osnabrück und Olmüz, ein gebohrner Herzog von Lothringen, und sein naher Anverwandter, auch dieses Bißthum erhielte. Allein die Holländer suchten dem Bischof von Paderborn, Freyherrn von Metternich, dazu behülflich zu seyn. Es war ihnen, nach der Erfahrung ältever Zeiten, viel daran gelegen, daß der Bischof von Münster, welcher erster ausschreibender Fürst des Westphälischen Kreises, und ihr naher Nachbar ist, ihr guter Freund wäre, ihnen selbst seine Wahl zu verdanken hätte; einen mächtigern Herrn aber sahen sie ungern im Besitz des Bißthums. Der Bischof von Paderborn hatte sich auch bereits von dem Papste eine schriftliche Erklärung, daß er Wahlfähig sey, (breve eligibilitatis) verschafft; die meisten Domherren zu Münster versprachen ihm ihre Stimmen; wie überhaupt die Domkapitel, zur Erhaltung ihrer Rechte, Freyheiten und

Hoffnungen, weit geneigter sind, Bischöfe aus adelichen freyherrlichen und gräflichen Häusern, als aus fürstlichen, zu wählen. Der Kaiser aber, der freylich weit früher seine Maaßregeln für den Bischof von Osnabrück genommen hatte, als sich die Holländer des Bischofs von Paderborn annahmen, und jezt kaum mit Ehren zurücktreten konnte, glaubte diesen und seine Beschützer dadurch von allen fernern Bestrebungen zurück zu halten, indem er dem Domkapitel die Erklärung thun ließ, er habe gegen diesen Bischof ein gegründetes Mißtrauen, und werde sich nicht allein zu Rom der Bestätigung seiner Wahl widersezen; sondern auch, wenn dieselbe erfolgen sollte, ihn niemals mit der weltlichen Regierung des Bißthums belehnen. Doch da eine solche Ausschließung die Wahlfreyheit zu sehr kränkte, der Bischof von Paderborn auch der Mehrheit der Stimmen und der Unterstüzung der Holländer vollkommen versichert war, überdieß der König von Preußen, selbst die Königinn von England, für ihn arbeiteten: so that die kaiserliche Drohung wenig Würkungen. Es wurden bey dieser Veranlaßung Schreiben zwischen dem Kaiser und den Holländern (oder eigentlich den Generalstaaten, das heißt der allgemeinen Versammlung der vereinigten Niederländer,) gewechselt, worinne weder Vorwürfe noch Ausdrücke sehr schonend waren. Die leztern insonderheit beklagten sich darinne, daß der Kaiser ihre Freundschaft, die ihm doch gewiß nicht unnüz sey, in einer Angelegenheit, bey der es offenbar auf ihre Vortheile ankäme, so wenig achte; sie hätten, sezten sie hinzu, bisher über ihre Kräfte für das gemeine Beste und für sein Haus, Geld und Blut angewandt; aber eine solche Begegnung könne sie nicht anreizen, auf gleiche Art fortzufahren. Eine Zeitlang blieb der Kaiser bey seinem Entschluße. Er brachte es dahin, daß die Wahl auf

Befehl des Papſtes mehrmals aufgeſchoben werden mußte; er ſelbſt gebot dem Domkapitel, wenn Metternich gewählt werden ſollte, die Regierung des Stifts ſogleich zu übernehmen. Unterdeßen wurde doch eben dieſer Biſchof zu Paderborn mehr als einmal von den meiſten Domherren gewählt. Zulezt hielt es der Kaiſer vor rathſamer, ſich mit Bundsgenoßen, deren Hülfe ihm damals ſo wichtig und unentbehrlich war, und in einer Sache, die nicht äußerſt erheblich war, zu vergleichen. Als daher der Biſchof von Paderborn ſich in einem demüthigen Schreiben an ihn wandte: erklärte ſich der Kaiſer, daß er dem Wahlgeſchäfte ſeinen freyen Lauf laßen wollte. Die päpſtliche Beſtätigung der Wahl dieſes Biſchofs kam im Jahr 1707. und fand weiter keinen Widerſpruch.

Aber auch mit dem Papſte ſelbſt konnte der Kaiſer neue Streitigkeiten von Zeit zu Zeit nicht vermeiden. Eine ſolche entſtand, nachdem er gleich im Jahr 1705. ſein Recht der erſten Bitte ausgeübt hatte. Man verſteht darunter die Befugniß der Kaiſer, bey den deutſchen Stiftern, einer ſowohl in Rückſicht auf die Religion, als auf andere Erforderniße tüchtigen Perſon, die Anwartſchaft auf die erſte ledig werdende geiſtliche Pfründe in denſelben zu ertheilen. In den ältern Jahrhunderten, da die Rechte der Kaiſer in Kirchenſachen durch die Päpſte und die Geiſtlichkeit überhaupt noch ſehr eingeſchränkt waren, nannte man dieſes ihre erſte Bitte, die ſie während ihrer Regierung an einen Biſchof oder an ein Domkapitel gelangen ließen. Nach und nach wurde ſeit dem dreyzehnten Jahrhunderte ein Recht daraus, (Ius primarum oder primariarum precum,) deßen ſich die Kaiſer ſo nachdrücklich bedienten, daß ſie, wenn ein Stift ſich weigerte, den ihm vorgeſchlagenen Candidaten (oder ſoge-

nannten Preciſten) anzunehmen, daßelbe bedrohten, ſeine Güter und Einkünfte für denſelben in Beſchlag ergreiffen zu laßen. An eine päpſtliche Erlaubniß, dieſes Recht auszuüben, wurde gar nicht gedacht, bis der Kaiſer Friedrich der dritte im funfzehnten Jahrhunderte, der den Päpſten ſo viel zum Nachtheil der deutſchen Kirchenverfaßung und der kaiſerlichen Rechte vergönnte, ſich auch dieſes gefallen ließ, daß ſie ihm eine ſolche Vergünſtigung (oder einen päpſtlichen Indult) dazu ausfertigten. Der Weſtphäliſche Friede, der dieſes Recht genau beſtimmte, ſezte die Kaiſer auch vollkommen wieder in den Stand, der päpſtlichen Bewilligung dabey zu entbehren. Daher verlangten dieſe auch die beiden Kaiſer Ferdinand der dritte und Leopold nicht; obgleich die Päpſte es wieder ſo weit zu bringen ſuchten. Joſeph gebrauchte ebenfals dieſes Recht ſchon im Junius des Jahrs 1705. bey dem Domſtifte Hildesheim, und bald darauf bey dem Halberſtädtiſchen, ohne nach einer päpſtlichen Erlaubniß zu fragen. Allein der päpſtliche Nuncius zu Cöln, auch kurz hernach der Papſt ſelbſt, verboten dem erſtern dieſer Stifter, den Preciſten anzunehmen, weil der Kaiſer noch keinen Indult von dem Papſte dazu erhalten hätte. Dieſes hinderte jedoch den Kaiſer ſo wenig, daß er im Jahr 1706. dem Stifte Hildesheim abermals befohl, den von ihm, nach dem Beiſpiele ſeiner Vorfahren, und nach den Rechten und Gewohnheiten des Reichs, ernannten Preciſten, ohngeachtet alles Widerſpruchs, zu einer Pfründe zu befördern. Er meldete zugleich demſelben, daß er, im Fall es nicht gehorchen wollte, den Kurfürſten von Maynz und den Biſchof von Osnabrück zu Vollſtreckern ſeines Willens beſtellt habe.

Dieſer Streit beſchäftigte ſogleich mehrere Schriftſteller, darunter einige Proteſtantiſche Rechtsgelehrte

in

in Deutschland die Sache des Kaisers, Italiäner aber die päpstliche führeten. Andere noch heftigere Händel zwischen dem Kaiser und dem Papste kamen hinzu; und im Jahr 1708. ließ der Kaiser durch seinen Gesandten zu Rom wiederum erklären, er brauche keinen Indult, und werde das alte kaiserliche Recht ferner üben. Doch im folgenden Jahre gab er schon so weit nach, daß er, ohne einen Indult zu begehren, es wenigstens geschehen laßen wollte, daß der Papst einen immerwährenden für alle seine Nachfolger im Reiche ausstellte. Es wurde endlich ausgemacht, daß der Kaiser durch seinen Gesandten den Papst seiner Ergebenheit versichern, und als gehorsamster Sohn der heiligen Römischen Kirche, allen Schutz, den er ihr schuldig sey, versprechen, überdies aber den Papst bitten laßen sollte, daß er ihm alles dasjenige freygebig ertheilen möchte, was seine Vorgänger zum Besten und Wachsthum der kaiserlichen oder österreichischen Angelegenheiten jemals bewilligt hätten. Selbst bey diesen allgemeinen Ausdrücken gewann der Papst nicht wenig, indem er sie nach seinen Ansprüchen deuten konnte; auch wurde ihm dabey zugestanden, die deutschen Domkapitel durch ein Breve zu erinnern, daß, da die Schwierigkeiten über die erste Bitte gehoben wären, sie dieselbe ohne alle Ausflüchte befolgen sollten. Joseph starb indeßen eher, als dieser Vergleich vollzogen werden konnte. Sein Bruder und Nachfolger Karl der sechste that solches: und man hätte also erwarten sollen, daß sich der päpstliche Hof an diesem für ihn vortheilhaften Auswege immer begnügt haben würde. Aber Trez den so sehr veränderten Zeiten, den Rechten der Kaiser, und dem Westphälischen Friedensschluße, wußte er schon den Kaiser Karl den siebenten, vermuthlich unter Begünstigung der bedrängten Umstände deßelben, zu

verleiten, daß dieser, unter andern demüthigenden Schritten gegen den Papst, auch deßen Indult zu seiner ersten Bitte vor nöthig erkannte, ihm für die Verleihung deßelben dankete, und in Ernennungsurkunden, die er an katholische Stifter richtete, sein Recht dazu, außer einer alten Gewohnheit, auch von der apostolischen Bestätigung des heiligen Stuhls herführte. Und obgleich Franz der erste nachher alles wieder auf den alten Fuß sezte, der seiner würdig war; so nahm sich doch ein päpstlicher Nuncius in Deutschland die Freyheit, in der Bekanntmachung des gewöhnlichen päpstlichen Breve an die Stifter, zu sagen, es habe dem Papste gefallen, dem Kaiser die sogenannte erste Bitte zu verleihen; wodurch er freylich verursachte, daß die Annehmung seines Schreibens sogleich von dem Kaiser verboten wurde. So wahr ist es, daß der päpstliche Hof seine alten Grundsäze und Anforderungen niemals ganz ablegt; daß er solches von Zeit zu Zeit noch immer, oft für viele auf eine unerwartete Art glücklich, zu erkennen giebt; und daß Fürsten, welche zwar seine Gewalt in ihren Ländern merklich einschränken, aber sich seiner geistlichen Oberherrschaft doch nicht ganz entziehen, meistentheils mehr von ihm regiert werden, als sie glauben und fühlen; überhaupt aber nicht hoffen dürfen, sehr dauerhafte und wichtige Verbeßerungen in Kirchenangelegenheiten für die Nachkommenschaft selbst zu stiften. — Es versuchte sogar auch im Jahr 1706. der päpstliche Nuncius zu Cölln, sich in die Lehnssachen des fürstlichen freyen weltlichen Stifts Thorn in Westphalen zu mischen. Die Dechantinn und einige Kapitularinnen des Stifts hatten in einer bey dem fürstlichen Lehnhofe anhängigen Sache, an ihn appellirt: und er trug kein Bedenken, deswegen eine Verordnung wider die Fürstinn Aebtißinn ergehen zu

laßen,

laßen, sie mit Geld- und kirchlichen Strafen zu bedrohen. Allein nachdem sich die Fürstinn bey dem Kaiser und der Reichsversammlung über diese unerhörte Verlezung ihrer weltlichen Gerichtsbarkeit beschwert hatte: so ersuchten die sämmtlichen Reichscollegien den Kaiser, die Verordnung des Nuncius vor ungültig erklären zu laßen, und ihm sowohl die Fortsezung seines Verfahrens zu verbieten, als auch durch Vorstellungen an seinem Hofe, es zu bewürken, daß dergleichen Eingriffe nicht weiter vorgenommen wurden. Der Kaiser bestätigte auch dieses Reichsgutachten in seinem ganzen Umfange.

Schädlicher als alle diese Händel, waren für den Kaiser die Ungrischen, die auch im Jahr 1706. ihr Ende noch nicht erreichten. Außer ihm selbst, bemühten sich schon seit einiger Zeit, England und Holland, dieselben durch einen Vergleich beizulegen. Aber beide Theile hegten zu viel Mißtrauen gegen einander, und schienen oft den Ausschlag lieber von den Waffen zu erwarten. Endlich wurde doch unter Vermittelung der Seemächte, im May dieses Jahres zu Preßburg ein Waffenstillstand auf zwey Monathe geschloßen. Um auf denselben einen völligen Frieden zu errichten, ließ der Kaiser dem Fürsten Rakoczi an Statt seines Herzogthums, und für seine Ansprüche auf Siebenbürgen, die Markgrafschaft Burgau, als ein deutsches unmittelbares Reichslehn, auch die Versicherung des Besizes seiner erblichen Güter in Ungarn, anbieten. Er schickte die Gemahlinn und die Schwester deßelben an ihn, in der Hoffnung, daß diese ihn versöhnlicher machen würden. Auch gebot er, daß man in Schriften nicht mehr von Ungrischen Rebellen, sondern nur von Mißvergnügten oder Confoederirten sprechen sollte. Allein diese Annäherungen waren fruchtlos,

weil Rakoczy darauf bestand, Siebenbürgen müße stets seinen eigenen Fürsten haben. Als Eiferer für die Ungrische Freyheit, konnte er freylich kaum anders denken; die Fürsten von Siebenbürgen hatten es durch ihre Verbindungen mit dem türkischen Hofe, immer in ihrer Gewalt, die Ungarn, welche über Bedrückungen klagten, zu unterstüzen. Aber eben deswegen drang der kaiserliche Hof so sehr auf die Unterwerfung eines Landes, aus welchem die Türken Ungarn und Oesterreich stets bedrohen konnten. Am deutlichsten sah man es, wie vergeblich diese Unterhandlungen wären, als Rakoczy und seine Parthey ihre drey und zwanzig Friedensbedingungen übergaben. Denn obgleich der Kaiser manche derselben, wenigstens mit einiger Bestimmung, annahm; so waren doch die verlangte Gewährleistung des künftigen Friedens durch einige Könige und Staaten; die Unabhängigkeit von Siebenbürgen; die Entfernung aller fremden Soldaten aus Ungarn; die Vertreibung der Jesuiten aus eben diesem Reiche, weil sie die Gesezе deßelben nicht beobachten wollten; die wieder aufzuhebende Erbfolge des Hauses Oesterreich in Ungarn, und andere unter diesen Punkten, Steine des Anstoßes, die sich nicht wegräumen ließen. Die mißvergnügten Ungarn waren desto muthiger in ihren Forderungen geworden, weil sie immer mehr auf Frankreichs Beistand rechneten. Zwar hofften sie vergebens, daß auch die Türken ihnen Hülfe leisten würden; allein der auswärtige Krieg des Kaisers zertheilte doch seine Macht zu ihrem Nuzen. Daher wechselte auch das Glück in dem bald wieder erneuerten Feldzuge zwischen beiden Partheien ab.

Beständiger und glänzender blieb es für den Kaiser und seine Bundsgenoßen im Jahr 1706. in andern Ländern, die der spanische Erbfolgekrieg ergriffen hatte.

hatte. Nur in Deutschland wurde nicht allein nichts ausgerichtet; sondern es giengen auch zum Theil die bereits erworbenen Vortheile verloren. Die langsame, unvollständige oder gar ausbleibende Stellung des Antheils der Reichsstände an Kriegsvölkern, war es nicht allein, die ein zu schwaches Reichsheer hervorbrachte. Der Kaiser, der schon versprochen hatte, den Oberbefehl deßelben selbst zu übernehmen, sah sich vielmehr genöthigt, einen sehr beträchtlichen Theil seiner Soldaten bey demselben, nach Italien und Ungarn zu schicken. Eine Verminderung, während daß die Reichsstände für sein Haus fochten, die nichts dazu beitragen konnte, sie eifriger und schneller zur Vermehrung zu machen. Man mußte also jezt Eroberungen, die man schon jenseits des Rheins erlangt hatte, fahren laßen; man konnte es den Franzosen nicht verwehren, die Pfalz auszuzehren.

In den Niederlanden hingegen gewann Marlborough über die Franzosen im May des Jahrs 1706. den großen Sieg bey Ramillies: und diese einzige Schlacht hatte die Folge, daß ganz Brabant, Flandern, so weit es den Spaniern zugehörte, auch ein Theil von dem französischen Flandern und von Hennegau, sich noch in diesem Jahre Karln von Oesterreich unterwarfen. Eben so bewürkte der Prinz Eugenius dadurch, daß er vier Monaths darauf das französische Heer von dem belagerten Turin wegschlug, die Räumung aller Plätze, welche die Franzosen bisher im obern Italien beseßen hatten, und bald auch des Landes selbst. In Spanien endlich schien dieses Jahr das höchste Ziel von Karls Wünschen herbeyzuführen. Seine englischen, holländischen und portugiesischen Hülfsvölker bemächtigten sich der Hauptstadt Madrid, und ließen ihm daselbst huldigen. Allein die Uneinigkeit

der

der Befehlshaber so verschiedener Nationen unter einander, und mit den Rathgebern des Königs Karl selbst, war Schuld an so vielem Zaudern, und an so schlechten Maaßregeln, daß dieser Fürst, an Statt Madrid und andere neue Eroberungen gegen seinen Mitbewerber Philipp behaupten zu können, vielmehr sich nur an Catalonien, Aragonien und Valencia begnügen mußte.

Bald hätte der Kaiser noch im Jahr 1706. einen neuen Feind bekommen, der ihm gefährlicher als die übrigen geworden wäre. Der König von Schweden, Karl der zwölfte, der bereits seit einigen Jahren den Krieg in Pohlen geführt, und als Sieger, durch die ihm ergebene Parthey in diesem Reiche, an die Stelle des Königs August den Stanislaus Leszinsky zum Könige hatte wählen laßen, wollte dem erstern alle Hülfsmittel entreißen, durch welche er sich bisher auf dem Throne behauptet hatte. Er drang also jezt mit seinem Heere in das Kurfürstenthum Sachsen ein; August sah sich genöthigt, durch einen besondern Vergleich der Pohlnischen Krone zu entsagen. Aus Besorgniß, daß dieser sogenannte Nordische Krieg sich aus Pohlen auch über Deutschland verbreiten möchte, hatten der Kaiser und die Reichsstände schon einige Zeit vorher den Schluß gefaßt, einen jeden, der während des spanischen Erbfolgekriegs, in das Reich mit Kriegsvölkern einrücken würde, als einen Reichsfeind anzusehen. Allein für Karln war dieses nichts weniger als abschröckend; er zog vielmehr ohne Anfrage durch Schlesien selbst, oder durch ein österreichisches Land, in das Innere von Deutschland hinein. Joseph empfand es, wie entscheidend gegen ihn bey seiner damaligen Verfaßung, die Nähe eines solchen Feldherrn, der mit Frankreich verbunden war, und eines

solchen

solchen Heeres werden könnte; er suchte also das friedliche Vernehmen mit ihm auf alle Art zu unterhalten. Er ließ dem Könige durch einen Gesandten, den er an ihn nach Sachsen schickte, dafür danken, daß er auf seinem Zuge durch Schlesien so gute Zucht und Ordnung hätte beobachten laßen. Zwar fehlte es gleich nicht an Beschwerden Karls gegen den Kaiser; die aber entweder nicht wichtig genug waren, um Vorwand zum feindlichen Angriffe abzugeben; oder bald gehoben wurden. So fand sich Karl dadurch beleidigt, daß ein starker Hauffen rußischer Soldaten, die sich vor ihm aus Pohlen nach Sachsen geflüchtet hatten, und die er als seine Gefangene betrachtete, in den kaiserlichen Ländern Vorschub genug fanden, um sich nach Pohlen retten zu können. Mehr hatte die Beleidigung zu sagen, die dem Könige von dem kaiserlichen Kammerherrn Grafen Zobor zu Wien zugefügt wurde. Dieser bediente sich bey einem Gastmahle sehr schimpflicher Reden von ihm. Der anwesende Schwedische Gesandte gab dem Grafen sogleich eine Ohrfeige, und würde auch den Degen wider ihn gezogen haben, wenn sich nicht die übrigen Gäste ins Mittel geschlagen hätten. Er bekam darauf von seinem Könige Befehl, den kaiserlichen Hof ohne Abschied zu verlaßen. Doch der Kaiser ertheilte hierüber dem Könige eine Genugthuung, wie er sie nur verlangen konnte. Der Graf wurde gefangen gesezt, und unter einer Bedeckung von Soldaten an ihn ausgeliefert, damit er ihn nach seinem Gefallen bestrafen könnte. Karl aber gab ihm gar bald seine Freyheit wieder; so wie es ihm im vorigen Jahrhunderte ein Kaiser in Ansehung eines schwedischen Hofbedienten gemacht hatte, der ebenfals von ihm übel sprach, und von seinem Könige Karl Gustav deswegen nach Wien geschickt wurde.

Mehr Schwierigkeiten hatte eine Forderung, welche der Kaiser dem Könige von Schweden für die Evangelischen in Schlesien bewilligen sollte. Durch den Westphälischen Frieden war für die freyere Religionsübung derselben hinlänglich gesorgt worden; allein wenige Jahre nach demselben wurden sie bereits darinne auf mancherley Art gestört. Man nöthigte sie an vielen Orten, Tauffe und Trauung bey den Römischkatholischen Geistlichen zu suchen; entriß ihnen eine Kirche nach der andern; nahm ihnen Kinder weg, um sie Katholisch erziehen zu laßen; stieß sie aus bürgerlichen Aemtern, und begieng überhaupt so viele Gewaltthätigkeiten wider sie, daß eine große Anzahl derselben in andere Länder auswanderte. Auch hier waren die Jesuiten ihre Hauptverfolger, die nicht nur die nachtheiligsten Befehle gegen sie am kaiserlichen Hofe auswürkten; sondern sogar bisweilen wider die Absicht deßelben, durch Beistand der Regierung in Schlesien, sie alle Bedrängniße ausstehen ließen. Die Evangelischen Stände in diesem Lande beklagten sich darüber vergebens bey dem Kaiser; sie baten endlich die evangelischen Reichsstände um ihre Fürsprache bey demselben. Karl der zwölfte aber, der bey seinem Zuge durch Schlesien, ihren bedrückten Zustand selbst gesehen hatte, verlangte mit einem ganz andern Nachdrucke, von dem Kaiser, daß er diesen seinen Unterthanen die auf so viele Versicherungen seiner Vorfahren gegründete Religionsfreyheit wieder ertheilen möchte. So wenig der Kaiser im Stande oder auch Willens war, dieses Begehren abzuschlagen; so ließ er doch die Unterhandlungen darüber mit dem Könige etwas langsam führen, und erst alsdann zum Schluße bringen, da der Aufbruch des Schwedischen Heeres aus Sachsen nach Pohlen im Jahr 1707. nahe bevorstand. Denn solchergestalt fiel der Anschein von Zwang und

Ver-

Vorschrift großentheils weg, der diese Forderung begleitete; obgleich sein Gesandter bey dem Könige und deßen Staatsbedienten, wegen so langer Verzögerungen und Ausflüchte, manche üble Begegnung zu ertragen hatte. Unterdeßen wurde doch in dem zwischen beiden Fürsten im August des Jahrs 1707. zu Alt-Ranstädt, wo Karl sein Hauptquartier hatte, errichteten Vergleiche, alles zum Besten der Evangelischen in Schlesien ausgemacht. Sie sollten Kraft deßelben diejenige Religionsfreyheit wieder erlangen, die ihnen durch den Westphälischen Frieden zugestanden worden war; die nach demselben ihnen entzogenen Kirchen und Schulen in ihrem ehemaligen Zustande zurück erhalten; in Gegenden, wo ihnen nie ein öffentlicher Gottesdienst erlaubt war, denselben doch in ihren Häusern halten dürfen; zur katholischen Religion auf keine Weise gezwungen, von Aemtern nicht ausgeschloßen werden, und auch sonst in den Besiz ihrer alten Rechte zurückkehren.

Allerdings würde sich Joseph einen ungleich höhern Ruhm erworben haben, wenn er alles dieses, das doch nur Gerechtigkeit, nicht Gnade war, aus eigenem Antriebe bewilligt hätte. Unterdeßen, wenn er gleich beym Anfange einer mit Kriegen angefüllten Regierung, nicht so viele Aufmerksamkeit auf die innern Gebrechen seiner Länder wenden konnte, als es seiner Neigung gemäß war; so überwand er doch auch hier, wo er erst von einem auswärtigen Fürsten an das erinnert werden mußte, was er seinen Unterthanen schuldig war, Hindernißе, denen sein Vater vermuthlich würde untergelegen haben. Die Vollziehung des Vergleichs kam erst im Februar des Jahrs 1709. zur völligen Richtigkeit. Der Papst hatte sich demselben mit allem Eifer entgegengesezt. Die Römischkatholische Geistlichkeit

lichkeit in Schlesien, die so viele Kirchengüter der Evangelischen an sich gerißen hatte, erregte auch nicht geringen Widerstand. Ohngeachtet der Standhaftigkeit, mit welcher der Schwedische Gevollmächtigte auf die Vollstreckung der festgesezten Bedingungen drang; fehlte ihm doch immer mehr die unwiderstehliche Ueberredung, mit welcher er damals sprach, als sein König an der Spitze von mehr als dreyßig tausend Mann das wehrlose Böhmen und Schlesien bedrohte. Es hat daher auch nicht an Schriftstellern gefehlt, die den Kaiser deswegen auf eine unbesonnene Art gelobt haben, daß er dem mit Karln geschloßenen Vertrage großmüthig gerade zu der Zeit seine vollkommene Gültigkeit ertheilt habe, da ihm derselbe gar nicht mehr furchtbar war; gleichsam als wenn es sehr rühmlich für ihn gewesen wäre, sich durch die Verlezung eines feyerlichen Versprechens nicht selbst zu beschimpfen. Hundert und achtzehn Kirchen wurden nunmehr den Evangelischen in Schlesien wieder gegeben. Auch erlaubte ihnen der Kaiser, auf Schwedens Fürsprache, noch sechs neue Kirchen zu bauen; wiewohl die Städte, welche diese Freyheit erhielten, ihm beinahe viermal hundert tausend Gulden, theils als ein Geschenk, theils als einen Vorschuß zu seinen Kriegsunkosten, dafür bezahlten. Endlich stiftete auch der Kaiser zu Liegniz, wo eine den Evangelischen wieder einzuräumende Kirche Schwierigkeiten verursachte, zu einiger Schadloßhaltung für sie, eine Ritterakademie, oder Erziehungsanstalt für den jungen Schlesischen Adel, worinne fünf Römischkatholische und sieben Evangelische Edelleute, drey Jahre lang, alle Arten des Unterrichts frey genießen sollten. Dennoch erhielt sich der Kaiser nicht durchaus und lang genug auf dem betretenen Wege der Billigkeit und Verträglichkeit. Schon im May des Jahrs 1709. ließ er durch sein Oberamt

in

in Schlesien erklären, daß er es mit dem höchsten Mißfallen vernommen habe, wie gemein seit dem Vergleiche von Alt-Ranstädt, der Abfall von der Römischkatholischen Religion zu den Protestanten sey; er befehle also, daß alle Abgefallene sich innerhalb sechs Wochen wieder zur katholischen Religion wenden, oder mit immerwährender Landesverweisung und mit dem Verluste ihres sämmtlichen Vermögens, bestraft werden sollten. Vergebens suchte der Schwedische Gevollmächtigte die Würkung dieses Befehls zu hintertreiben; er wurde an vielen auf das schärfste vollzogen, und nicht wenige mußten daher aus ihrem Vaterlande flüchten. Man sieht, wie ungemein viel daran gelegen sey, daß ein Fürst nicht bloß nach gewißen Veranlaßungen, dringenden Bewegungsgründen, vortheilhaften Absichten oder Neigungen, sondern nach wahren und festen Grundsäzen handle. Der Werth von Josephs gerechten und wohlthätigen Bewilligungen für seine Evangelischen Unterthanen, sinkt sehr tief herab, sobald man merkt, daß er von christlicher Religionsduldung einen gar mangelhaften Begriff gehabt, nicht bloß ihr zu Ehren, sondern mehr weil er nicht anders konnte, so viel nachgegeben habe. Es ist sogar unbegreiflich, wie man irgend einem Menschen gebieten könne, schlechterdings innerhalb sechs Wochen, bey angedrohten Strafen, andere Einsichten und Ueberzeugungen von Religionssachen anzunehmen; es müßte denn, seine Religion verändern, nichts mehr heißen, als, wie es Zwanggeseze, wollen, von Zeit zu Zeit andere Religionscärimonien ausüben. Bey Gelegenheit des erstgedachten Vergleichs, gaben sich der König von Preußen, auch England und Holland viele Mühe, den Reformirten in Schlesien gleichfals einige Freyheit ihres Religionsbekenntnißes zu verschaffen. Allein da man von Seiten der Schweden nicht darauf gedrun-

gen hatte, und auch sonst Einwendungen gegen das Verlangen dieser kirchlichen Gesellschaft vorgebracht wurden: so glaubte der Kaiser nicht, daß er zu diesem kleinen Zuwachse landesherrlicher Milde verbunden sey. Dem Könige von Schweden hingegen hatte er, weil sich derselbe so leicht, selbst wider Willen des Kaisers, zum Schiedsrichter zwischen ihm und Frankreich aufwerfen konnte, alles, was er in andern Angelegenheiten begehrte, zugestanden, wie unter andern die Befreyung von der Verbindlichkeit, welche derselbe als ein deutscher Reichsstand hatte, seinen Antheil von Kriegsvölkern zu dem Reichsheere zu stellen.

Dieses Heer war im Jahr 1707. eben so wenig vollzählig, früh im Felde, und in guter Verfaßung, als im vorhergehenden Jahre. Der Kaiser ermahnte zwar die Reichsstände sehr lebhaft, ihre Beiträge an Gelde und Kriegsvölkern nicht zurück zu halten. Allein er selbst konnte wegen des Bedürfnißes anderer Gegenden, in Deutschland seine Kräfte nur in einem geringen Maaße aufbieten. Die vier einem feindlichen Einbruche am meisten ausgesezten Kreise, der Schwäbische, Fränkische und die beiden Rheinischen, wurden eben dadurch immer mehr erschöpft; und die Stände der entferntern Kreise eilten am wenigsten, ihre Kriegsvölker an die Gränzen des Reichs abgehen zu laßen. Mißvergnügt über diesen Zustand, und über den Mangel an Gelde, auch unter sich nicht immer einig, mußten die Feldherren des Reichsheeres, die ohnedieß nicht nach einer geprüften Thätigkeit, sondern nach der Länge ihrer Reichsdienste, mithin mehrmals in einem höhern und schwächlichen Alter, einander im Oberbefehle folgten, sich mehr zurückziehen, als auf Unternehmungen denken. Die Franzosen drangen also wiederum mit einer überlegenen Macht über den Rhein,

und

und saugten nach Gefallen die schönsten deutschen Länder in der Nachbarschaft aus. Erst gegen das Ende des Feldzugs kam ein Reichstagsschluß zu Stande, vermöge deßen eine Kriegs-Operations-Caße, oder ein zu allen Kriegsgeschäften bereit liegender Schatz zu Regensburg angelegt werden, und zuvörderst wenigstens zweymal hundert tausend Thaler ausmachen sollte. In Ansehung der Ungrischen Händel, erlangte der Kaiser auch in diesem Jahre noch keine Erleichterung; ob er gleich in Ungarn und Siebenbürgen einen ansehnlichen Hauffen Kriegsvölker gebrauchte. Umsonst trugen auch wiederum England und Holland ihre Vermittelung bey den mißvergnügten Verbundenen an. Diese, denen Frankreich mit Gelde beistand, fanden ihren sicherern Vortheil darinne, sich Bedingungen mit den Waffen zu erzwingen, da sie ohnedieß durch ihre größere Anzahl und leichtere Reiterey, in vielen Gegenden des Reichs geschwind nach einander herumziehen, plündern, sich vereinigen, und, wenn sie gleich in Treffen den weniger zahlreichen Kaiserlichen nicht gewachsen wären, sich doch bald wieder erholen konnten. Rakoczy ließ sich nicht allein in Siebenbürgen zum Fürsten ausrufen; sondern brachte es auch in einer allgemeinen Versammlung seiner Anhänger in Ungarn dahin, daß sie dem Hause Oesterreich den Gehorsam aufsagten, ein Zwischenreich ankündigten, und sich für die Errichtung eines vollkommenen Freystaats erklärten. Unter diesen Umständen schien Siebenbürgen fast unwiederbringlich für den Kaiser verloren zu seyn. Seine meisten Räthe waren daher der Meinung, daß man ein so entferntes Land zu einer Zeit, da in allen nähern Gegenden so viel Unruhe und Verwirrung herrsche, ganz aufgeben müße. Joseph behauptete fast allein und standhaft gegen alle Widersprüche das Gegentheil. Wenn wir, sagte er, Sie-

benbürgen völlig dem Rakoczy überlaßen: so wird sein Stolz, der bereits überaus groß ist, und seine Macht noch höher steigen; er wird desto leichter von den nahen Türken insgeheim, und also für uns desto schädlicher, unterstüzt werden können. Das Vertrauen, welches der Kaiser auf seinen Feldherrn Rabütin sezte, den er in jenes Land schicken wollte, hatte freylich vielen Antheil an seiner Entschließung: und dieser erfüllte es auch glücklich, indem er Siebenbürgen dem Kaiser wieder unterwarf. Aber in den Niederlanden, zu deren Eroberung für den König Karl im vorigen Jahre ein so vielversprechender Anfang gemacht worden war, entsprach die Erwartung demselben nicht. Die Kriegsheere waren daselbst von beiden Seiten einander an Stärke gleich; es blieb also beym Beobachten; einem Treffen, das Marlborough den Franzosen anbot, wichen sie sorgfältig aus. Aus einer entgegengesezten Ursache verschlimmerten sich Karls Angelegenheiten in Spanien. Die Englischen und übrigen Feldherren in diesem Reiche, welche für ihn fochten, lieferten den zahlreichern Franzosen ohne Noth, mit ermüdeten Kriegsvölkern eine Schlacht, litten in derselben eine Hauptniederlage; und die Folge davon war der Verlust der Königreiche Aragonien und Valencia.

Nur in Italien hatten die Waffen des Kaisers und seines Bruders einen entscheidenden Fortgang. Die Franzosen machten sich in den ersten Monathen des Jahrs 1707. durch einen besondern Vertrag anheischig, alle Plätze, die sie noch im obern Italien besezt hielten, zu räumen. Karl wurde also dadurch ruhiger Besizer des Herzogthums Meiland; wiewohl von diesem ein ansehnlicher Landesstrich, nebst dem Herzogthum Montferrat, an den Herzog von Savoyen, zu Folge seinem Bündniße mit dem kaiserlichen Hofe, über-

überlaßen wurde. Einer von den Entwürfen, die man nunmehr machte, diese so vortheilhafte Veränderung zu benüzen, der zwar von dem Prinzen Eugenius nicht gebilligt wurde, aber den Engländern, die das meiste Geld zur Unterhaltung der für das Haus Oesterreich streitenden Heere zahlten, desto mehr gefiel, und also befolgt werden mußte, mißlang ihnen gänzlich. Sie wollten die wichtige Seestadt Toulon im mittäglichen Frankreich erobern, um mit Hülfe derselben, so wie sie bereits Gibraltar in Spanien zu gleicher Absicht besaßen, Herren der Schiffahrt und des Handels auf dem mittelländischen Meere, ja bis nach Asien, zu werden. Allein der rauhe und lange Weg über die Gebürge bis nach Toulon, den das Heer nehmen mußte; die Zeit welche die Franzosen gewannen, ein beträchtliches Heer bey dieser Stadt zu versammeln; ihre Festigkeit, und der Mangel an Unterhalt für Menschen und Vieh, machten, daß die Belagerung wieder aufgehoben werden mußte. Weit beßer gieng eine andere Unternehmung von Statten, die der Kaiser um gleiche Zeit, im Sommer dieses Jahrs, gegen das Königreich Neapel richten ließ; in der That konnten auch die Franzosen demselben desto weniger zu Hülfe kommen, weil sie der Einfall in ihr Vaterland genugsam beschäftigte. Der Graf von Daun bemächtigte sich deßelben, mit ohngefähr zwölf tausend, nach andern Schriftstellern gar nur mit acht tausend Mann, nach einem geringen Widerstande. Außerdem daß dieses Reich von Kriegsvölkern ziemlich entblößt war, half auch die Menge von Einwohnern, die dem kaiserlichen Hause daselbst zugethan waren, es unter die Botmäßigkeit deßelben bringen.

Doch eben dieses Glück, das dem Bruder des Kaisers in einem ansehnlichen Theile von Italien jezt

die Oberherrschaft versicherte, diente auch dazu, daß die alte Mißhelligkeit zwischen dem Kaiser und dem Papste von neuem rege gemacht, erweitert, und endlich bis zu öffentlichen Feindseeligkeiten angefeuert wurde. Sie hatte bisher gleichsam nur unter der Asche geglimmt; aber nun, da die Franzosen aus Italien weichen mußten, schonte der kaiserliche Hof den päpstlichen weit weniger, über deßen Partheilichkeit für das Haus Bourbon er sich noch immer zu beschweren Ursache fand. Die kaiserlichen Kriegsvölker waren im Winter des Jahrs 1706. in die Länder verschiedener Italiänischer Fürsten und Staaten vertheilt worden; eben dieselben wurden als kaiserliche Lehnsleute genöthigt, sehr beträchtliche Kriegssteuern zu bezahlen. Unter andern traf auch die Reihe den Herzog von Parma und Placenz, der über sechs und neunzig tausend zu zahlende spanische Douplonen, und gewiße Lieferungen, mit dem kaiserlichen Bevollmächtigten einen Vergleich schließen mußte. Der Herzog legte denselben dem Papste zur Bestätigung desjenigen vor, was darinne von dem Geldantheil, den die Geistlichkeit jener Herzogthümer entrichten sollte, ausgemacht worden war. Sogleich schrieb der Papst im Jänner des Jahrs 1707. an den Herzog, daß alle diejenigen, welche sich an den Rechten oder Gütern der Geistlichkeit seines Landes vergreiffen würden, in die schweren Strafen verfallen seyn sollten, welche die Kirche jährlich gegen alle solche Beleidigungen wiederhole. Da aber diese Drohung so wenig würkte, daß die kaiserlichen Soldaten sich vielmehr in die Häuser und Güter der Geistlichen so lange einlegten, bis dieselben das geforderte Geld bezahlt hatten: so erklärte Clemens durch eine Bulle vom 27sten Julius eben dieses Jahres, „Kraft seines vom Himmel empfangenen geistlichen Hirtenamtes," und in der Vorausseżung, daß

der

der Kaiser das böse Vorhaben seiner Soldaten nie gebilligt habe; sondern auf das schärfste wider diejenigen verfahren würde, die ein solches Verbrechen begangen hätten, den gedachten Vergleich vor nichtig, ungültig, ungerecht und verdammt, den niemand halten dürfe, wenn er sich gleich mit einem Eide dazu verpflichtet hätte. Zugleich verordnete er, daß die nach seinem Befehle von den Bischöfen allen denen, welche die genannten Herzogthümer und die Geistlichkeit in denselben beunruhigen würden, angekündigten geistlichen Strafen von unauflöslicher Gültigkeit seyn sollten. Der Kirchenbann war also von ihm ausgesprochen; zwar nur geradezu gegen die kaiserlichen Feldherren und Soldaten; aber doch bedrohte er schon von weitem den Kaiser mit abschröckender Warnung.

Unterdeßen hatten der Kaiser und sein oberster Feldherr in Italien, der Prinz Eugenius, ohngeachtet dieses vorauszusehenden Unwillens des Papstes, in ihren Maaßregeln so wenig etwas geändert, daß sie vielmehr ihre Kriegsvölker, nachdem der Herzog von Parma und seine Unterthanen das Verlangte berichtigt hatten, gegen den Anfang des Jahrs 1707. zum Theil selbst in das päpstliche Gebiet von Ferrara und Bologna verlegten, wo ebenfals Kriegssteuern ausgeschrieben wurden. Entrüstet über eine solche Kühnheit, schrieb Clemens an den Prinz Eugenius, diese zur Verachtung und zum Schaden der Kirche getroffenen Anstalten aufzuheben; erhielt aber an Statt deßen von ihm nur höfliche Entschuldigungen, nebst der Erklärung, daß dieses nöthig sey, um die Feinde des Kaisers noch weiter zu vertreiben. Hierauf beschwerte sich der Papst bey dem Kaiser selbst, über diese unerhörte Verwegenheit und Unverschämtheit seiner Feldherren, die mit ihm, wie mit einem offenbaren Feinde,

umgiengen. Um nicht, sezte er hinzu, bey Gott und Menschen die Schuld auf sich zu laden, daß er die kirchliche Freyheit schändlich verrathen habe, so sey er entschloßen, gar bald diejenigen Mittel zu gebrauchen, welche der ihm von Gott verliehenen Macht gemäß wären. Zugleich aber ermahne er den Kaiser, im Nahmen des Erlösers, deßen Statthalter er sey, daß er den Kirchenstaat, das Eigenthum des Apostels Petrus, unverlezt laßen, und die Rechte der heiligen Römische Kirche, die keine Magd, sondern frey sey, nicht durch seine Soldaten übertreten laßen möchte; indem er davon nichts als Schande, Aergerniß der ganzen Kirche Gottes, Schaden seines Reichs, und Verderben seiner Seele zu erwarten habe. Kurz darauf beklagte er sich abermals schriftlich nicht nur bey dem Kaiser, sondern auch bey der Gemahlinn deßelben, bey dem kaiserlichen Beichtvater, einem Jesuiten, und bey dem Prinzen Eugenius darüber, daß die Ketzerischen Soldaten, deren es eine große Anzahl unter den kaiserlichen Kriegsvölkern in Italien gebe, sich unterstünden, die Geheimniße der katholischen Kirche verächtlich zu behandeln, der päpstlichen Würde zu spotten, Versammlungen zu halten, und ihre verdammten Cärimonien zu üben; er begehrte also, daß diesem Einhalt geschehen möchte, weil viele Katholiken dadurch geärgert, oder gar verführt werden könnten. Gewohnt, sich auch in die wichtigsten Angelegenheiten des deutschen Reichs zu mengen, gerade als wenn er in einem der ältern Jahrhunderte lebte, da die Päpste alle Europäische Fürsten und ihre Staaten nach Gefallen regierten, machte er nicht lange hernach dem Kurfürsten von Maynz deswegen die bittersten Vorwürfe, weil er den schädlichen Reichstagsschluß, durch welchen dem irrgläubigen (eterodoxo) Herzoge von Hannover die kurfürstliche Würde zugestanden worden

sey,

sey, nicht abgewandt, sondern vielmehr zu seiner Beschimpfung befördert habe. Clemens stellte ihm vor, daß der päpstliche Stuhl hierinne gewaltige Rechte besize, und daß schon sein Vorgänger den Kaiser Leopold von diesem unbedachtsamen Entwurfe abzuziehen gesucht habe; der Kurfürst möchte, wenn es noch Zeit sey, sich dem gedachten Schluße widersezen; wäre aber derselbe schon ausgemacht, so erkläre er hiemit denselben vor nichtig und ungültig.

Auf alle diese Beschwerden und Anmaaßungen des Papstes scheint der Kaiser wenig oder gar keine Aufmerksamkeit gewandt zu haben. Unterdeßen erfolgte der Feldzug der kaiserlichen Kriegsvölker in das Königreich Neapel. Ihr Durchzug durch den Kirchenstaat im Junius des Jahrs 1707. verursachte dem Papste nur vorübergehende Besorgniße. Allein um gleiche Zeit ließ der Kaiser Untersuchungen über seine Lehnsleute in Italien anstellen, und sie zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit anhalten; ein Schicksal, welches auch verschiedene Herren im päpstlichen Gebiete erwarteten. Mit dem Papste war er desto mehr unzufrieden, da derselbe sich noch immer weigerte, seinen Bruder als König von Spanien zu erkennen; wegen der Besezung geistlicher Stellen in dem von ihm eroberten Bezirke von Spanien Schwierigkeiten machte; auch seiner Braut, der Prinzeßinn von Wolfenbüttel, die über Italien zu ihm reisete, nicht, wie es gewöhnlich war, die Höflichkeitsbezeigungen durch einen entgegen geschickten Gesandten vom ersten Range machen ließ. Auf der andern Seite beklagte sich auch der Papst im May des Jahrs 1708. bey dem Kaiser von neuem darüber, daß in seinem Nahmen eine Verordnung durch das Herzogthum Meiland in Kirchensachen ergangen wäre, welche dem päpstlichen Ansehen und

den Freyheiten der Geistlichkeit ganz zuwider laufe; daß überdieß im Königreiche Neapel der Vollstreckung päpstlicher Befehle allerley Hindernisse in den Weg gelegt würden.

Endlich brach dieser stets wachsende Widerwille zwischen dem Kaiser und dem Papste, im Sommer des Jahrs 1708. nach heftigen Drohungen, sogar in feindliche Schritte aus. Die kaiserlichen Kriegsvölker fuhren nicht allein fort, in den Herzogthümern Parma und Placenz, die als Reichslehen angesehen wurden, Steuern und Lieferungen einzutreiben; sondern breiteten sich auch nach und nach über das benachbarte päpstliche Herzogthum Ferrara aus. Die dortige Stadt Comacchio, auch ein altes Reichslehn, wurde von ihnen, nebst einigen kleinen Plätzen in der Nähe, besezt. Im Neapolitanischen und Meiländischen war schon vorher alle Handlung mit den päpstlichen Unterthanen aufgehoben, auch ein Beschlag auf alle Einkünfte der Geistlichkeit, die man sonst aus diesen Ländern nach Rom schickte, gelegt worden. Nun ließ der Papst kurz nach einander, im Junius des Jahrs 1708. zwey Schreiben an den Kaiser ergehen, von denen er sich vermuthlich große Würkung versprach. Das erstere war noch ziemlich gemäßigt, mehr abmahnend und klagend; obgleich auch Drohungen daraus hervorblickten. Clemens sagte darinne, es sey ihm kaum wahrscheinlich gewesen, aber doch geschehen, daß die Soldaten des Kaisers sein Gebiet, das sie ohnedieß schon auf häuffigen Durchzügen verwüstet hätten, nunmehr ganz feindseelig anfielen. Er werde doch einsehen, daß dieses mit aller Billigkeit und Vernunft, mit der ihm und dem Apostolischen Stuhle schuldiger Ehrerbietung, mit den Rechten der Kirche, und besonders mit dem Ehrennahmen eines Beschüzers derselben

selben streite, auf den sich seine Vorgänger so viel eingebildet hätten. Er würde auch wohl wißen, was vor scharfe Strafen die Geseze der Kirchenversammlungen und Päpste wider diejenigen verordnet hätten, die Gewalt an der Kirche begiengen. Er möchte also überlegen, wie weit ihn, wenn er anders darum gewußt habe, die bösen Rathschläge anderer zur Reizung des göttlichen Zorns verführt hätten; und sogleich von einem Verfahren abstehen, das seiner Seele Verderben, und seinem Nahmen einen immerwährenden Schandfleck zuziehen würde. Zugleich versicherte er, daß er, im Vertrauen auf die göttliche Hülfe, diese Angelegenheit mit aller Standhaftigkeit, die sein Amt erfordere, durch Gebrauch geistlicher und weltlicher Mittel, betreiben werde; sollte er auch Güter und das Leben selbst darüber verlieren. Am Ende warnete er noch den Kaiser, die Erstlinge seines feurigen Alters ja nicht durch ein Aergerniß für die ganze Christenheit zu beflecken; noch den Anfang seiner Regierung durch eine Beleidigung der Braut Christi und seiner Apostel, zu machen.

In einem ganz andern, und für dieses Jahrhundert sehr befremdlichen Tone, war das zweyte Schreiben abgefaßt; es verdient daher, hier größtentheils eingerückt zu werden. „Bisher, schrieb der „Papst, haben Wir ein großes Beispiel der Gelindig„keit und Geduld gegeben, da Wir von Dir, Kaiser, „oft gereizt, und durch Deine Waffen auch verwun„det, nicht allein Uns zu keiner Rachbegierde haben „hinreißen laßen, sondern Uns auch gestellt haben, „als wenn Wir nichts von dieser Verschuldung wüßten, „um nicht zu einer harten Strafe schreiten zu dür„fen. Wir sind stets mit Dir und den übrigen Für„sten, wie ein guter Vater mit seinen Söhnen umge„gangen.

„gangen. — — Du kannst es nicht vergeßen, wie „viel Gewogenheit Wir, als Du die Regierung des „Reichs antratest, Dir und den übrigen Reichsständen „erwiesen haben. Es schmerzte Uns, daß gleich bey „diesem Antritte, der Krieg zwischen Dir und dem „Könige von Frankreich, im heftigsten Brande stand. „— — Allein ob Wir gleich den Frieden nicht wie„der herstellen konnten; so haben wir doch die Frie„densbemühungen niemals versäumt. Wir haben im„mer eine gewiße väterliche Gleichgültigkeit beobachtet, „damit Wir zur Friedensstiftung desto geschickter wä„ren; Wir haben auch die uns angebotene Verbindung „der Waffen, damit Italien von fremden Kriegs„völkern befreyet werden möchte, standhaft ausgeschla„gen. Um keinem Verdachte Platz zu geben, haben „Wir Deine Soldaten aufgenommen, und den Scha„den, welchen der größere Theil unsers Gebiets durch „sie gelitten hat, fast aus der Acht gelaßen, und unsere „Klagen nicht vor Dich gebracht. Die Unternehmung „auf Neapel hat ihren Anfang und ihre Verstärkung „von uns genommen; Wir haben dasjenige freywillig „verstattet, was Du weder durch Gewalt noch mit „den Waffen hättest erhalten können; damit man sehen „möchte, daß Wir Deine Vortheile mehr als Unsere „eigene Wohlfahrt begünstigten. Da aber so viele „Gelindigkeit und Geduld nicht allein den der Kirche „schuldigen Gehorsam nicht befestigt, sondern vielmehr „den Anschlag hervorgebracht zu haben scheint, ihr „nichts als Schaden zuzufügen: so wollen auch Wir, „an Statt Unsrer Gelindigkeit und Geduld, Unser „Amt aufs strengste verwalten. Wir glauben, „Dein Gewißen werde es Dir selbst ankündigen, wie „sehr Du Dich dadurch verstrickt habest, daß Du einen „nicht geringen Theil des Kirchengebiets feindlich ge„plündert, auch die Jahrgelder und geistlichen Stellen,

„welche

„welche den Dienern der Kirche ertheilt wurden, durch „gewaltsame Mittel Dir angemaaßt hast. Dazu „kommt noch dieses, daß Du die Sache Christi, „unsers Herrn, und seines Statthalters auf Erden, „selbst richten willst. Höre auf, Sohn! und „wende Dein gläubiges Gemüth wieder zur „Ehrfurcht gegen die Kirche! Alsdann wollen „auch Wir das erlittene Unrecht vergeßen, und Dich „als Unsern erstgebohrnen Sohn lieben. Sollest „Du aber auf so unbescheidenen Gesinnungen „beharren: so wollen auch Wir die Gnade „eines Vaters wegwerfen, und Dich, als ei„nen aufrührischen Sohn, mit dem „Kirchenbanne, ja selbst mit den „Waffen, wenn es nöthig seyn sollte, be„strafen. Dabey werden wir Uns nicht fürchten, „es mag gehen, wie es will. Wir vertheidigen die „Sache des Herrn Christus und seiner Kirche. „Christus selbst wird Kräfte geben, daß Wir über„winden: und wenn Du Dich nicht schämst, die „Kirche und Gott selbst zu bestreiten, und von „der alten Oesterreichischen Frömmigkeit, besonders „Deines Vaters Leopold, der dem heiligen Stuhle „so sehr ergeben war, abzuweichen: so wird eben „derselbe Gott, der Reiche ertheilt, auch Reiche „zu Grunde richten."

Achtzig Jahre später erstaunen zwar die meisten Leser dieser Schreiben noch mehr über dieselben, als viele bey ihrer Erscheinung; allein für die damalige Zeit, unter den Umständen derselben, und von einem solchen Papste, kamen sie doch nicht ganz unerwartet. Die Päpste waren seit mehr als hundert Jahren einer so treuen Anhänglichkeit und unbedingten Folgsamkeit, (oder, wie sie es nannten, Frömmigkeit,) der Fürsten

des

des Hauses Oesterreich gegen alle ihre Absichten und Vorschriften gewohnt, daß nichts leichter zu seyn schien, als denjenigen, der von diesem Wege abzuweichen versuchte, durch drohende Schärfe auf denselben zurück zu nöthigen. Die ehrwürdigen Nahmen der Kirche, des Statthalters Christi, und andere damit verwandte, waren noch sehr blendend, und entschuldigten oder rechtfertigten gar bey Römischkatholischen vieles, wovon sie selbst seitdem richtigere Begriffe erlangt haben. Zudem befand sich der Kaiser damals durch mehr als einen Krieg in einer gewißen Verlegenheit, die ihn nicht wünschen laßen durfte, in einen neuen, sogar mit seinem anerkannten geistlichen Oberhaupte, zu gerathen. Ueberhaupt aber hat Clemens der eilfte den Ruf eines hitzigen, oft unbedachtsam und zum Nachtheil seines Stuhls handelnden Papstes hinterlaßen.

Joseph hatte unterdeßen eine kräftige Widerlegung der oben angezeigten päpstlichen Bannbulle vom Jahr 1707. aufsezen laßen; und sie trat, unter seinem Nahmen, auch noch im Junius des Jahrs 1708. ans Licht. Darinnen bezeigte der Kaiser zuerst seinen Unwillen über die Anmaaßung des Römischen Hofs, sich das Recht der Kaiser an die Herzogthümer Parma und Placenz, mit welchen sie stets die rechtmäßigen Besizer des Herzogthums Meiland belehnt hätten, zuzueignen. Er sezte hinzu, die Reichsrechte wären mit dem Reiche dergestalt vereinigt, daß sie, ohne allgemeine Einwilligung, von demselben gar nicht getrennt, noch weniger ohne deßen Willen, durch päpstliche Bullen entrißen werden könnten; wenn gleich diese mit noch so hefftigen Bannstrahlen und Donnerschlägen versehen wären. Es sey daher eine ganz vergebliche und zugleich auch lächerliche Sache, daß die in der Bulle angeführten Päpste in einer sie selbst angehen-

gehenden Sache, Recht sprechen, und vermöge dergleichen Bullen das Recht eines andern an sich bringen. Die Geistlichkeit im Herzogthum Parma habe sich desto unbilliger geweigert, etwas zur Soldatenverpflegung beizutragen, da ihre Güter beinahe mehr als den vierten Theil des Landes ausmachten. Der Kaiser habe gegen den allgemeinen Vater der Christenheit und den Römischen Stuhl ohne alle Partheilichkeit gehandelt, indem er sowohl die an sich überflüßige päpstliche Einwilligung gesucht; als auch die unzeitige Ausübung des geistlichen Ansehens vorgestellt habe. Daher erklärte nun der Kaiser die gedachte Bulle (oder Nullitäts-Deklaration, wie sie hieß,) sammt dem darinne angekündigten Banne, vor nichtig und ungültig; als welche schon darum nicht bestehen könne, weil ihr alle nöthige Erfordernisse fehlten, um welcher Willen eine solche Strafe verhängt würde, und sie auch nicht in der Absicht ertheilt worden sey, das Erbe des Herrn zu vertheidigen, sondern die vermeinten päpstliche Rechte auf des oftgenannten Herzogthum zu behaupten. Und weil, nach der Meinung der heiligen Väter und Kirchenversammlungen, sich diejenigen vor den geistlichen Strafen nicht zu fürchten hätten, denen sie unrechtmäßig auferlegt würden; sondern diejenigen, welche sie widerrechtlich ergehen ließen, so könne auch hier der Bann nicht Statt finden. Hierauf erklärte der Kaiser besonders, daß er dem Römischen Hofe auf jene Herzogthümer ganz und gar kein Recht zugestehe; hob auch alle unrechtmäßige Besitzungen und Ansprüche deßelben auf, und zernichtete dieselben; bloß diejenigen ausgenommen, die allein von kaiserlicher Freygebigkeit und Großmuth herrührten. Er widersprach weiter am feyerlichsten der von dem Römischen Hofe über eines dritten Rechte und Güter gesuchten Gewalt; sprach ihm auch insonderheit die

Macht

Macht ab, daß er sich unterstehen dürfte, dasjenige wieder aufzuheben, was der Kaiser vermöge seines Amts und Ansehens befohlen habe. Alles was in jener Schrift wider die Rechte des Kaisers und des Reichs, auch wider seine Staatsbedienten, Commissarien und Soldaten verfügt worden wäre, vernichtete er gänzlich, und verbot allen seinen und des Reichs geistlichen und weltlichen Lehnsleuten, Bedienten und Unterthanen im Kirchengebiete und in den beiden Herzogthümern, sich nicht darnach zu richten. Endlich vermahnte er auch den Herzog von Parma, keinen andern Oberherrn als ihn, und seinen Bruder, den König von Spanien, zu erkennen.

Diese Erklärung des Kaisers gab zu einem Schreiben der Cardinäle Gelegenheit, welches sie im August des Jahrs 1708. an ihn abließen. Es enthielt aber so wenig, das zur Beilegung dieses Streits dienen konnte, daß vielmehr die Rechte des Papstes auf Parma und Placenz darinne von neuem behauptet; die Schuld von dem Widerspruche gegen dieselben, auf übelgesinnte Rathgeber des Kaisers unter seinen Theologen und Canonisten geworfen; er selbst aber aufgefordert wurde, den päpstlichen Stuhl vielmehr zu beschützen, als angreifen zu laßen. Ueberhaupt kam es nunmehr zu einem ziemlich heftigen und weitläuftigen Streit in Schriften, die von Gelehrten auf beiden Seiten herausgegeben wurden. Es blieb nicht bey der Frage über die beiden Herzogthümer und über Comacchio; die Rechte des Papstes auf seine eigentlichen gesammten Besizungen wurden auch in die Untersuchung gezogen. Und hier war es nicht schwer zu zeigen, daß dem Kaiser und dem deutschen Reiche ihre alten gegründeten Rechte, zugehörigen Städte und Länder im mittlern Italien, von den Päpsten zwar

ent-

entrissen, Rom selbst insonderheit seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts, durch sie der kaiserlichen Oberherrschaft ganz entzogen worden sey; daß ihnen aber der Kaiser und das Reich diese ihre Rechte und Ansprüche niemals feyerlich und bestimmt abgetreten haben. Muratori bewies dieses vorzüglich wohl in seinem berühmten Buche von den Rechten des deutschen Reichs auf den Kirchenstaate; und Fontanini, der den Papst vertheidigte, empfol sich mehr durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Unterdeßen gewannen diese Händel nur in Schriften eine so weit aussehende Gestalt. Auch wenn es die Absicht des Kaisers gewesen wäre, seine und des Reichs Rechte auf Rom und den Kirchenstaat von neuem in ihrem ganzen Umfange zu behaupten, würde er dabey, ohngeachtet seiner damaligen Macht in Italien, große Schwierigkeiten gefunden haben.

Allein man merkte wohl, daß diese erneuerten Ansprüche an den Papst, von dem Einrücken kaiserlicher Kriegsvölker in sein Gebiet begleitet, mehr eine Züchtigung wegen seiner Partheilichkeit für Frankreich seyn, und ihn nöthigen sollten, Karln als König von Spanien zu erkennen. Der Kaiser ließ seinen Bundsgenoßen im Haag die Versicherung geben, daß er nichts weniger gesonnen sey, als einen neuen Krieg in Italien anzufangen; daß es nur auf Comacchio ankomme, welches stets ein Reichslehn gewesen sey, mit dem die Kaiser die Fürsten des Hauses Este, und er also auch den Herzog von Modena belehnt habe; könnte der Papst ein näheres Recht an diese Stadt erweisen, so möchte er es thun; ein kaiserlicher Gesandter reise deswegen nach Rom, um die Gesinnungen deßelben zu erfahren. In der That drangen auch die Generalstaaten bey dem Kaiser sehr darauf, sich mit dem

Papste zu vergleichen. Sie schrieben sogar an die katholischen Reichsfürsten, um sie zur Vermittelung zwischen beiden Höfen zu bewegen. Da der Kaiser mit ihrem und der Engländer Gelde den spanischen Erbfolgekrieg hauptsächlich führte: so sahen sie es höchst ungern, daß er, dem schon der Ungrische Krieg so viel kostete, sich noch auf einem neuem Abwege vom Ziele entfernte.

Der Papst hinderte jedoch selbst eine frühere Beilegung dieser Händel. Er sprach von nichts als Gegengewaltthätigkeiten; drohte einen Dritten mit dem Königreiche Neapel zu belehnen, und den Cardinal Grimani, den er auf Ernennung des Kaisers mit dem Purpur bekleidet hatte, deßen zu berauben; vornemlich aber rüstete er sich mit allem Eifer zum Kriege. Er ließ in seinem ganzen Gebiete werben; begehrte dreytausend Mann von den katholischen Schweizerkantons; nahm aus dem Schatze, den sein Vorfahre Sixtus der fünfte in der Engelsburg zu einem Nothpfennige für die Päpste niedergelegt hatte, eine ansehnliche Summe zu den Kriegskosten, und suchte, außer Frankreich, auch die Italiänischen Fürsten in ein Bündniß wider den Kaiser einzuflechten. Der Französische Hof bestärkte ihn in diesem Entwurfe eines gewaffneten Widerstandes; er ließ ihn eine mächtige Hülfe hoffen. Da also die kaiserlichen Kriegsvölker im Kirchenstaate nicht zahlreich waren, und nur unhaltbare Posten inne hatten: so wurden sie auf einmal von den päpstlichen Soldaten, die zum Theil aus starken Hauffen zusammengerotteter Bauern bestanden, aus den meisten vertrieben. Allein gegen den Herbst des Jahrs 1708. rückten desto stärkere Schaaren kaiserlicher Soldaten aus dem obern Italien, unter den Befehlen des Grafen von Daun, und andere aus dem

Neapo-

Neapolitanischen, in den Kirchenstaat ein. Sie besezten Bologna, Ravenna, und überhaupt den größern Theil dieses Gebiets; Rom näherten sie sich bis auf wenige Meilen, und überall wurde das Land durch die härtesten Erpreßungen erschöpft. Die päpstlichen Soldaten, die man wegen ihrer schlechten Beschaffenheit nur Spottweise Papagalli (oder Papageyen) nannte, mußten ihnen überall weichen; ihr Feldherr, der Graf von Marsigli, war gewißermaaßen in Ancona eingeschloßen. Alles dieses, und, wie man glaubte, auch die Eroberung der Insel Sardinien durch die Engländer, im August dieses Jahrs, machte den Papst, ohngeachtet der Vorstellungen des französischen Hofs, immer geneigter, über die Friedensvorschläge mit dem kaiserlichen Gesandten, Marquis von Prié, zu handeln.

Diese Unterhandlungen aber verzögerten sich durch allerley Bedenklichkeiten und Ausflüchte so lange, daß endlich der Gesandte des Kaisers im Anfange des Jahrs 1709. dem Papste eine Frist sezte, nach deren Verlauf er seine Bemühungen nicht weiter fortsezen könnte; so wie auch der Graf von Daun erklärte, daß er befehligt sey, nach dieser Zeit auch den noch unangegriffenen Theil des Kirchenstaats und Rom selbst zu verheeren. Dadurch wurde die Schließung des Vergleichs am 15ten Jänner beschleunigt. Der Papst versprach durch denselben, daß er seine Kriegsvölker, die er bis über zwanzig tausend Mann vermehrt hatte, auf den alten Fuß von fünf tausend Mann herabsezen wollte. Hingegen gab man ihm die Versicherung, daß, so wie er die übrigen Soldaten abdanken würde, auch die kaiserlichen aus seinen Ländern herausgezogen werden sollten. Außerdem wurde ausgemacht, daß der kaiserliche Gesandte und einige Cardinäle sich gemeinschaft-

lich bemühen sollten, die bisherigen Streitigkeiten über Parma, Piacenza und Comacchio beizulegen; und bis dahin sollte die leztere Stadt nebst den dazu gehörigen Thälern, mit einer kaiserlichen Besazung versehen bleiben; ja wenn der Kaiser sogar nicht geneigt seyn sollte, diese Stadt und ihre Thäler an den Papst zurück zu geben, so wollte der Papst dennoch alle Bedingungen des Vergleichs erfüllen. Die Ansprüche des Herzogs von Modena sollten auch durch eine Versammlung von Cardinälen untersucht, und ihm alle Gerechtigkeit erwiesen werden. Unter den übrigen Punkten, welche auch den freyen Durchzug für die kaiserlichen Kriegsvölker durch den Kirchenstaat, in sich faßten, befand sich zwar die päpstliche Anerkennung Karls, als Königs von Spanien, nicht. Aber diese Hauptsache mußte noch erst durch besondere Unterhandlungen geführt werden. Der Papst, der sich vor dem Unwillen des Königs von Frankreich, und seines Enkels Philipp fürchtete, den doch der größte Theil von Spanien als König erkannte, so wie er selbst ihn schon lange davor erkannt hatte, suchte sich durch den Ausweg zu helfen, daß er den Bruder des Kaisers bloß überhaupt König mit einem zweydeutigen Zusaze nennen wollte. Er ließ ein Breve oder Schreiben an denselben aufsezen, mit der Ueberschrift: Karln, Könige in Spanien, (Regi in Hispania.) Allein man gab ihm daßelbe zurück, und es sollte an Karln, katholischen König von Spanien (Regi Hispaniarum Catholico) gerichtet werden.

Hier sah man auch wiederum, wie sehr man selbst alsdann gegen den Römischen Hof auf seiner Hut seyn müße, wenn er in allem nachzugeben scheint. Kaum waren die meisten kaiserlichen Kriegsvölker aus dem Kirchenstaate abgezogen, als der Papst von dem Kaiser ver-

verlangte, ihm Comacchio mit allem was dazu gehörte, zurück zu geben; ihn um die Loßsprechung von den Kirchenstrafen zu ersuchen, die er sich zugezogen hätte; endlich auch sich eine Bulle auszubitten, um das Recht der ersten Bitte ausüben zu können. Der Kaiser ließ darauf kurz und bündig antworten, Reichslehne könne er nicht ohne Einwilligung des Reichs an jemanden abtreten; ob aber Comacchio darunter gehöre, müße erst sorgfältiger untersucht werden, ehe man vom Zurückgeben deßelben reden könnte; Kirchenstrafen habe er sich nicht schuldig gemacht, mithin brauche er auch keine Loßsprechung von denselben; und das gedachte Recht könne er ohne alle Erlaubniß seiner Heiligkeit ausüben. Unterdeßen mußte doch der Kaiser an diesen Forderungen merken, wie wenig er im Grunde den Papst gedemüthigt habe. Sein Gesandter drang also deßto mehr darauf, daß der Papst schlechterdings um die Mitte des Aprils vom Jahr 1709. Karln als König von Spanien erkennen sollte; sonst würde er Rom verlaßen. Es geschah jedoch gleichwohl erst im October dieses Jahrs; und damals wurde auch das erforderliche päpstliche Schreiben an Karln ausgefertigt. Der Zusaz aber, den der Papst im Consistorium, oder in der Versammlung der Cardinäle, gebrauchte, indem er einen Bischof in Catalonien bestätigte, den Karl ernannt hatte, es geschehe dieses ohne Nachtheil des andern auch im Besize stehenden Philipps des fünften, gleichfals katholischen Königs von Spanien, konnte eben nicht eine für den Kaiser und seinen Bruder beruhigende Zurückhaltung heißen.

Wie viel überhaupt der Kaiser durch diese Endigung seiner Streitigkeiten mit dem Papste gewonnen habe, läßt sich so leicht nicht bestimmen. Daß der

Papst nicht eigentlich genöthigt worden sey, seine Grundsäze und Absichten zu ändern; sondern nur eine vorübergehende und scheinbare Genugthuung zu geben, liegt am Tage. Freylich wurde ihm etwas mehr Achtung gegen den Kaiser eingeprägt, als er gegen die Vorgänger deßelben bezeigt hatte. Er bekam eine sehr nachdrückliche Warnung, daß der Kaiser, so bald und oft als er wollte, seine und des Reichs Ansprüche auf das päpstliche Gebiet ausführen könne; daß sein Bann gegen Fürsten, auch nur gegen ihre Feldherren und Soldaten, alle Kraft verloren habe, und sogar lächerlich geworden sey, und daß es nur auf den Willen eines Kaisers ankomme, um ihn zu zwingen, daß er demselben nichts abschlage. Uebrigens blieb aber doch alles in der alten Verfaßung. Bey einem andern Kaiser, auf den die Freunde des Papstes mehr Einfluß hatten, als auf diesen, konnte der Papst alles dasjenige wieder wagen, was jezt an ihm geahndet worden war. Der Kaiser Joseph behielt zwar während der kurzen Zeit die er noch lebte, das unbedeutende Comacchio; allein sein Nachfolger gab es dem Papste zurück. Der König Karl versprach, sobald er das Schreiben des Papstes erhalten haben würde, den gewöhnlichen Gesandten (Legatus obedientiae) an denselben zu schicken, ihm seine Ergebenheit und seinen Dank zu bezeigen. Weit gefehlt, daß man festgesezt hätte, der Papst sollte sich niemals wieder die unanständige Freyheit herausnehmen, den Kaiser einen Aufrührer gegen sich zu nennen, ihn mit dem Kirchenbanne zu bedrohen, seine Befehlshaber und Kriegsvölker würklich damit zu belegen, versprach er weiter nichts, als diejenigen loßzusprechen, welche in seinen Bann gefallen waren. Er war es also gewißermaaßen, der gewann: denn die Anerkennung der königlichen Würde Karls half diesen und dem Kaiser nichts, wenn sie nicht durch

die

die Waffen und durch Friedensschlüße entschieden wurde.

Weil es unterdeßen beinahe einem Wunder ähnlich war, daß ein Kaiser aus dem Oesterreichischen Hause den Papst für grobe Beleidigungen züchtigte: so wurde die in der That rühmliche Standhaftigkeit Josephs als eine der außerordentlichsten Handlungen, besonders von den Protestanten, gepriesen. Man hätte vielmehr abwarten oder nachforschen sollen, ob er nach immer gleichen Gesinnungen jede Anmaaßung der Päpste, die für den Kaiser, das deutsche Reich, deßen Stände, seine und ihre Unterthanen schädlich befunden ward, eingeschränkt oder gar aufgehoben habe. Denn daß ein Fürst in Fällen, wo seine und seines Hauses Ehre, Ansehen, Rechte, oder Einkünfte leiden, sich den Päpsten muthig widersezt; daß er es insonderheit thut, wenn sich ihm diese in dem hizigen Lauf eines Kriegs in den Weg stellen; das verdient so gar viele Bewunderung nicht. Auch Ludwig der vierzehnte ließ zuweilen die Päpste, wenn er von ihnen beleidigt zu seyn glaubte, seine Rachbegierde auf eine sehr empfindliche Art fühlen; er mißhandelte sie gewißermaaßen in ihrer Hauptstadt selbst; aber zu andern Zeiten, wenn nicht sein Wille und sein Ehrgeiz ins Spiel kamen, sondern von den weit wichtigern Rechten seiner Unterthanen in Religionssachen, in Angelegenheiten des Verstandes und Gewißens, die Frage war, da konnten die Päpste auf ihn und seine Dienste, wie auf eines ihrer sichersten Werkzeuge, rechnen. Ob es gleich zu verwegen wäre, durch Vermuthungen bestimmen zu wollen, wie sich Joseph, wenn er länger gelebt hätte, gegen bedenkliche Schritte des päpstlichen Hofes in Deutschland betragen haben würde; so macht es doch ein Beispiel aus eben dieser Zeit

wahrscheinlich, daß der gedachte Hof in seinen Unternehmungen, die nicht unmittelbar den Kaiser angiengen, selten starke Hindernisse von ihm würde zu besorgen gehabt haben. Im Jahr 1708. war der Resident des Königs von Preußen in der Reichsstadt Cöln, weil er in seiner dortigen Wohnung reformirten Gottesdienst halten ließ, von den katholischen Studenten daselbst in diesem Hause angegriffen und beschimpft worden. Der König ließ sogleich dafür eine hinlängliche Genugthuung fordern; weil sie aber von der Stadt nicht alsbald geleistet wurde, einige ihrer Schiffe zu Wesel anhalten. Die Stadt bat den Kaiser um seinen Schutz: und dieser suchte nicht allein den König zu bewegen, daß er von der geforderten Religionsübung seines Gesandten abstehen möchte; sondern trug es auch dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Bischof von Münster, als ausschreibenden Fürsten des Westphälischen Kreises, auf, diese Streitigkeit beizulegen. Sie brachten auch im Anfange des Jahrs 1709. einen Vergleich zu Stande, der folgende Hauptbedingungen enthielt. Bürgermeister und Rath der Stadt Cöln sollten zween aus ihrem Mittel an den Hof des Königs schicken, ihm ihre Unschuld und ihr Mißfallen an den verübten Ausschweifungen vorstellen, und ihn bitten, der Stadt seine Gnade wieder zuzuwenden. Der König versprach auch dieses, und erklärte sich außerdem, daß er aus Gefälligkeit gegen die hohen Mittelspersonen, auch andere Reichsstände, seinem Residenten zu Cöln anbefehlen wolle, dem Gottesdienste der dortigen Kreisbesazung beizuwohnen; doch mit Vorbehaltung seines Rechts an eine eigene anzustellende Religionsübung. Man war noch nicht lange über diesen Vergleich übereingekommen, als der päpstliche Nuncius zu Cöln in einer öffentlichen Schrift demselben nicht nur widersprach, weil er, nach seiner Meinung, der

katho-

katholischen Religion nachtheilig wäre; sondern auch darinne mehrmals der Protestanten als einer verdammten Sekte, und einer kezerischen Seuche gedachte. Dieser Uebermuth des Gesandten von einem ausländischen geistlichen Fürsten, der die Verfaßung und die Gesezе des deutschen Reichs wie die Einrichtungen eines Mönchsklosters behandelte, wurde dennoch von seinem Herrn gebilligt. Der König von Preußen beschwerte sich daher nachdrücklich darüber bey der Reichsversammlung zu Regensburg, und ließ besonders die Evangelischen Reichsstände ersuchen, in einem gemeinschaftlichen Schreiben den Kaiser zu bitten, „er möchte sich dieser in Deutschland wieder, wie in alten Zeiten, anwachsenden fremden Herrschaft widersezen, und sein höchstes kaiserliches Amt hierinne dergestalt geltend machen, daß entweder dieser Nuncius gar aus dem Reiche geschafft, oder wenigstens dahin angewiesen werde, seine liederliche ärgerliche Schrift zurück zu nehmen, sich künftig in seinen Schranken zu halten, und sich dergleichen ungereimte, der Verfaßung des Reichs zuwiderlaufende Dinge nicht zu unterstehen.“ Allein der Kaiser that nichts, wie er freywillig hätte thun sollen, für einen Vergleich, der von ihm selbst veranlaßt worden war, und für Religionsrechte, deren Beschüzung er eidlich angelobt hatte. Man versichert sogar, daß er der Reichsstadt Cöln verboten habe, Abgeordnete an den König zu schicken.

Mittlerweile war der spanische Erbfolgekrieg mit solchem Fortgange für das Haus Oesterreich geführt worden, daß der Kaiser hoffen konnte, seinen Bruder Karl, den der Papst nach so vielem Zaudern und so zweydeutig als König von Spanien erkannt hatte, auch bald von Frankreich, ja von Philippen von Anjou selbst, in dieser Würde anerkannt zu sehen. An

Deutschlands Gränzen, oder gegen den Rhein zu, wurde zwar auch in diesen Jahren keine große That wider die Franzosen vollbracht. Außer der alten gewöhnlichen Ursache, welche in der Stellung und Beschaffenheit des Reichsheeres lag, kam im Jahr 1708. noch diese hinzu, daß die ansehnliche Kriegsmacht, welche der Prinz Eugenius an der Mosel befehligte, sich mit ihm in die Niederlande wandte, um daselbst mit mehrerm Nachdrucke die Feinde angreiffen zu können. Obgleich der Kurfürst von Hannover, oberster Feldherr des Reichsheeres, im Jahr 1709. den wichtigen Entwurf machte, durch den Elsaß in Frankreich selbst einzubrechen; so konnte er ihn doch nicht ausführen, weil der von ihm voraus über den Rhein abgeschickte Befehlshaber von den Franzosen geschlagen wurde. Eben so wenig ward im folgenden Jahre in diesen Gegenden ausgerichtet. In den Niederlanden hingegen brachten die kriegerischen Gaben des Eugenius und Marlborough jeden Feldzug näher zu einem entscheidenden Ausschlage. Im Jahr 1708. erlitten die Franzosen bey Oudenarde eine starke Niederlage; und die Folge davon war der Verlust ihrer Hauptfestung in den Niederlanden, Lille oder Ryßel, ingleichen der Städte Gent, Brügge, und anderer mehr. Einen weit blutigern Sieg erfochten beide Feldherren über sie im Jahr 1709. bey Malplaquet in der Nähe von Mons, welche Festung sie bald darauf eroberten. Douay, Bethune und andere französische Plätze mußten sich im Jahr 1710. ebenfals an die Bundsgenoßen ergeben. Diese standen nun an den Gränzen von Frankreich; der Eingang in dieses Reich wurde ihnen immer mehr geöffnet. Denn obgleich den Franzosen weder gute Feldherren noch Soldaten mangelten, auch einige ihrer festen Schuzwehren noch übrig waren; so fühlte es doch ihr König selbst,

wie

wie sehr der Staat auf allen Seiten erschöpft, und wie wenig er im Stande sey, noch längern Widerstand zu thun. Es half ihm nicht viel, daß in eben diesen drey Jahren das Glück der Waffen in Spanien abwechselnd war, und sich zulezt weit mehr für Philippen erklärte. Selbst die äußerste Anstrengung, die Ludwig und sein Enkel gebrauchen mußten, um nur den größten Theil vom eigentlichen Spanien zu behaupten, während daß sie fast alle andere Länder der spanischen Monarchie in Europa verloren hatten, überzeugte sie, wie nöthig ihnen ein geschwinder Friede sey.

Ludwig ließ daher denselben um diese Zeit dem Kaiser und seinen Bundsgenoßen mehr als einmal antragen. Besonders schickte er in den Jahren 1709. und 1710. seine vornehmsten Staatsbedienten in die Vereinigten Niederlande zu dieser Absicht; und es schien, daß die von ihm vorgeschlagenen Bedingungen, über welche im leztern Jahre zu Gertruydenberg gehandelt wurde, so vortheilhaft wären, als man sie nur verlangen konnte. Er versprach, sobald der Friede unterzeichnet seyn würde, den Erzherzog Karl als König von Spanien und allen dazu gehörigen Ländern zu erkennen; seinem Enkel nicht den geringsten Beistand mehr zu seiner Behauptung auf diesem Throne zu leisten; den bisherigen zurück zu nehmen; zur Versicherung, daß er dieses gewiß erfüllen werde, den Generalstaaten vier seiner Flandrischen Festungen als Unterpfänder einstweilen auszuliefern; und allen seinen Unterthanen aufs schärfste zu verbieten, daß sie bey Philippen keine Kriegsdienste nehmen sollten; niemals sollte die spanische Monarchie, oder ein Theil derselben, mit der französischen vereinigt werden; auch sollte kein französisches Schiff in das spanische America gehen. Dem Kaiser und dem deutschen Reiche erbot

sich

sich Ludwig die Stadt Straßburg, die Festung Kehl und die Stadt Breisach zurückzugeben, damit die erstere insonderheit alle Rechte einer freyen Reichsstadt wieder genießen möchte. Er wollte weiter auch Landau dem deutschen Reiche einräumen, deßen Festungswerke es schleifen laßen könnte; so wie er alle diejenigen niederreißen laßen wollte, die er längs dem Rhein angelegt hatte. Rheinfels sollte dem Landgrafen von Hessen-Caßel übergeben werden. Der vierte Artikel des Ryßwiker Friedens, über deßen einschränkenden Zusaz sich die Protestanten immer so sehr beschwert hatten, sollte genau untersucht werden. Der König versprach endlich den Kurfürsten von Brandenburg als König von Preußen zu erkennen, ihn auch in dem Besize von Neufschatel und Valengin nicht stören, und gegen die neunte oder Hannöverische Kurwürde nichts einwenden. Außer diesen für den Kaiser, seinen Bruder und das deutsche Reich angetragenen Bedingungen des Friedens, that Ludwig auch Vorschläge für England, Holland und Savoyen, großentheils wie diese Mächte sie bereits im vorhergehenden Jahre vorläufig festgesezt hatten. Er verlangte jedoch, daß die Kurfürsten von Cöln und Baiern die ihnen genommenen Würden und Länder wieder erhalten sollten; an Statt daß die Bundsgenoßen behaupteten, die Anforderungen dieser Fürsten müßten bis zu den allgemeinen Friedenshandlungen ausgesezt bleiben.

So sehr diese Anträge Hoffnung machten, daß die Hauptabsicht, warum bisher der Kaiser und sein Bruder Frankreich bekriegt hatten, erreicht werden, das deutsche Reich für so viele Kosten und Verwüstungen einige Schadloßhaltung erhalten, und die Mitverbundenen befriedigt werden könnten; so waren doch der

Kaiser,

Kaiser, die Königinn von England und die Vereinigten Niederländer einer andern Meinung. Sie fanden darinne keine hinlängliche Sicherheit für die Erfüllung der Versprechungen, welche Ludwig that. Da er seinen Enkel in den Besiz der spanischen Monarchie gesezt hatte: so verlangten sie auch von ihm, daß er denselben gemeinschaftlich mit ihnen durch die Waffen nöthigen sollte, derselben zu entsagen. Sie glaubten überhaupt einen Mangel an Aufrichtigkeit, eine Begierde, Uneinigkeit zwischen den Bundsgenoßen, sonderlich England und Holland, zu stiften, und auf diese Art einen einseitigen Frieden zu Stande zu bringen, kurz Widersprüche und Ränke von mancherley Art an seinen Erbietungen und an dem Verhalten seiner Bevollmächtigten zu bemerken. Daß er zu seiner Erholung Zeit habe gewinnen wollen; und daß ohne den Beitritt seines Enkels Philipp, der Krieg immer noch von streitigem Ausgange, oder doch von ungewißer Dauer blieb, kann wohl nicht geleugnet werden. Seine Feinde aber, die bey ähnlichen Gelegenheiten schon mehrmals von ihm waren überlistet worden, scheinen auch ihren Argwohn, wenigstens die Härte ihrer Forderungen gegen einen Fürsten etwas übertrieben zu haben, den sie jezt, wie sie glaubten, nach ihrem Gefallen demüthigen konnten, nachdem er sie und ganz Europa vorher so lange beunruhigt hatte. In der bereits erfolgten Zerstückelung der Baierischen Länder, wovon der Kaiser das meiste benachbarten Reichsfürsten, Bischöfen und Reichsstädten, auch seinen Staatsbedienten geschenkt hatte; sich aber den zwischen den Bißthümern Salzburg und Paßau, diesseits der Inn, an das Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens anstoßenden Landesstrich, getheilt mit dem Bischof in Paßau, vorbehielt, lag ebenfals ein Grund, warum ihm jene Vorschläge nicht gefallen konnten.

Die

Die Unterhandlungen wurden im Sommer des Jahrs 1710. völlig abgebrochen.

Glücklicher für den Kaiser giengen diejenigen von Statten, die er bald darauf mit den mißvergnügten Ungarn anstellen ließ. Er hatte es schon seit dem Jahr 1708. versucht, diesen innerlichen Krieg durch einen Vergleich zu endigen, der nicht bloß durch die Waffen erzwungen wäre. Im gedachten Jahre ließ er die Ungrischen Stände zu einem Reichstage nach Preßburg einladen. Diejenigen welche ihm treu geblieben waren, erschienen daselbst; allein Rakoczy und seine vornehmsten Anhänger, die ebenfals ihre Berufungsschreiben erhalten hatten, wollten so wenig davon wißen, daß sie vielmehr bey ihrem neulichen Schluß über die Erledigung des Ungrischen Throns beharrten. Unterdeßen ließ der Kaiser der Versammlung zu Preßburg bekannt machen, wie geneigt er sey, die Freyheiten der Nation zu bestätigen, und Beschwerden, die sie etwan haben möchte, aufzuheben. Die Aufsezung dieser leztern beschäftigte also bald die Stände; sie übergaben dem Kaiser nachstehende Forderungen. Er möchte ihnen eine feyerliche Versicherung ertheilen, daß sie nicht willkührlich, sondern nach ihren Gesezen regiert werden sollten. Weder er, noch seine Nachfolger, sollten das Ungrische Reich jemanden zuzuwenden suchen; sondern, wenn Leopolds männliche Nachkommen in gerader Abstammung ausstürben, sollten die Stände ihr altes Wahlrecht wieder ausüben. Kein Edelmann sollte gefangen gesezt werden, auch nicht einmal wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät; er müßte denn auf der That selbst ergriffen worden seyn. Ohne seine Einwilligung sollten bey ihm keine Soldaten eingelegt, und ohne Zustimmung der Stände, auch keine Hülfsgelder von ihnen gezogen,

die

die außerordentlichen Steuern aber aufgehoben werden. Da seit zwanzig Jahren kein Reichstag gehalten worden sey, so sollte derselbe künftig allemal nach drey Jahren zusammen berufen werden. Nur gebohrne Ungarn sollten von dem Kaiser zu Berathschlagungen über Ungrische Angelegenheiten gebraucht werden; nur solchen sollte er geistliche, bürgerliche und Kriegsämter im Reiche ertheilen. Was die Religionsverfaßung betreffe; so sollte es den katholischen Herren, nach den Schlüßen der lezten Reichstage, frey stehen, auf ihren Gütern Protestantische Prediger zu dulden, oder nicht. Aber Protestantische Herren sollten nicht gleiches Recht haben, weil die Protestanten überhaupt nur der Ruhe wegen geduldet würden; die katholischen Geistlichen hingegen überall seyn müßten. Die hohen Würden eines Palatinus des Reichs, eines königlichen Hofrichters, und andere mehr, sollten wieder in ihren alten Glanz hergestellt, und die Einkünfte des Reichs durch einen Ungrischen Schatzmeister, der nicht unter dem kaiserlichen Hofe stünde, verwaltet werden. Die fremden Kriegsvölker, welche bisher so viele Unordnungen im Reiche gestiftet hätten, sollten zu einer genauern Mannszucht angehalten, und nach dem Ende des Kriegs sogleich aus demselben geschafft werden. Besonders möchte der Kaiser, aus Mitleiden gegen den elenden Zustand des Reichs, solche Mittel anwenden, durch welche den Mißvergnügten einige Genugthuung wiederführe, damit sie von neuem zu ihrer Schuldigkeit gebracht würden. Endlich baten die Stände den Kaiser und riethen ihm, um allen künftigen Unordnungen und allem Mißtrauen der Gemüther gegen ihren Oberherrn vorzubeugen, nach diesem Reichstage die Verwaltung der Ungrischen Reichsangelegenheiten einem Rathe von gebohrnen Ungarn zu überlaßen, die aus den vier Ständen, (der Geistlichkeit, dem

hohen

hohen Adel, oder den Magnaten, dem Adel die Gespanschaften oder Grafschaften, und den königlichen freyen Städten,) gewählt worden wären.

Beschwerden und Forderungen oder Bitten, wie die eben angeführten, zeigten augenscheinlich, daß die Befriedigung der getreuen Stände nicht viel geringere Schwierigkeiten hätte, als der wider den Kaiser bewaffneten. Auch gab er ihnen in diesem Jahre keine Antwort auf dieselben. Der Krieg mit dem Rakoczy wurde dagegen mit fast unveränderlichem Glücke fortgesezt. Heister, einer der besten Feldherren des Kaisers, erfocht einen Hauptsieg über diese Parthey bey Trentschin; sie ward durch den Abfall eines ihrer ansehnlichsten Befehlshaber mit seinem Regimente, durch den Verlust der so wichtigen Bergstädte, und anderer Plätze mehr, empfindlich geschwächt. Ob sie gleich von dem Französischen Hofe noch einige Unterstüzung genoß, so war doch diese nur gering; viele ihrer Anhänger neigten sich zur Unterwerfung; und es lag bloß an den Oberhäuptern, daß der Friede nicht geschlossen werden konnte. Da also die kaiserlichen Waffen auch im Jahr 1709. in Ungarn und Siebenbürgen ihren guten Fortgang behaupteten: so ließ der Kaiser gegen das Ende dieses Jahrs folgende geschärfte Erklärung bekannt machen. Weil alle angewandte Güte, auch selbst der lezte Reichstag, zur Stillung der Unruhen in Ungarn nichts habe helfen wollen, und die beiden vornehmsten Stifter derselben, Rakoczy und Berczeny, sich durch die treulose Waffenführung, so wie auch ihre Anhänger, die nicht innerhalb vier Wochen von ihnen abgetreten wären, sich des Lasters der beleidigten Majestät schuldig gemacht hätten: so sollten sie als Feinde des Vaterlandes vor verbannt geachtet werden, und ihre sämmtlichen Güter der königlichen

Kammer

Kammer verfallen seyn. Um dieser Erklärung noch mehr Eindruck zu verschaffen, begleitete sie der Cardinal von Sachsen-Zelz, der als Erzbischof von Gran, das Haupt der Ungrischen Geistlichkeit, und zugleich Primas Regni, oder der erste und durch viele Rechte hervorragende Reichsstand war, mit einem an ihn abgelaßenen Schreiben des Papstes, worinne allen Geistlichen in Ungarn, die an der Empörung Antheil genommen hatten, unter angedrohtem Verluste ihrer Aemter und Einkünfte, befohlen wurde, derselben sogleich zu entsagen. Der Cardinal, dem die Vollstreckung dieses Befehls aufgetragen worden war, sezte zugleich die lebhaftesten Abmahnungen hinzu.

Nunmehr gab auch der Kaiser im Jahr 1709. den zu Preßburg versammelten Ständen die längst erwartete Antwort auf ihre Forderungen. Einige derselben bewilligte er, wie das unter den bestimmten Umständen zu erneurende Wahlrecht der Nation; die Regierung des Reichs nach seinen Gesezen; die Errichtung eines aus gebohrnen Ungarn zusammengesezten Regierungsrathes, auf deßen Einrichtung die Stände selbst bedacht seyn möchten; die Zusammenberufung eines Reichstags nach jedesmaligem Verlauf von drey Jahren; und was die Uebung der drey in Ungarn angenommenen Religionen betreffe, so versprach der Kaiser alles dasjenige zu bestätigen, was auf den lezten Reichstägen darüber beschloßen worden war. Hingegen fand er es nicht mit den Gesezen streitend, daß ein Uebelthäter ohne vorhergegangene Vorladung, als welche ihm nur Gelegenheit geben würde, sich mit der Flucht zu retten, gefangen gesezt werde; doch sollte kein Herr oder Edelmann, ohne eine solche Vorladung, er müßte denn des Hochverraths beschuldigt worden seyn, in Verhaft genommen werden. Auch erklärte

er es vor billig, daß die Güter solcher Kinder, deren Eltern des eben gedachten Verbrechens überführt worden wären, eingezogen würden. Die Ungrische Schatzkammer müßte, wie er weiter den Ständen zu erkennen gab, von der Wienerischen abhängen, damit der Kaiser Nachricht hätte, wie mit den Reichseinkünften hausgehalten würde; sie könnte eben so wenig als die Ungrische Kanzley, ihre Befehle von dem Reichstage erhalten, weil dieses den Vorrechten des Königs zuwider sey. Fremde, und besonders deutsche Kriegsbedienten müßten in Ungarn gebraucht und befördert werden; denn man möchte sonst die Ungrische Nation der größten Undankbarkeit beschuldigen, wenn sie die Deutschen nicht dulden wollte, durch deren Gut und Blut sie gleichwohl von der türkischen Sklaverey befreyet worden wäre. Ueber die geistlichen Stifter und Güter, sollte der Kaiser das freye Besezungsrecht haben; doch wollte er dabey hauptsächlich auf gebohrne Ungarn sehen. Noch trug der Kaiser unter andern darauf an, daß die Mißbräuche, welche etwan in der Regierung vorgefallen seyn dürften, auf dem künftigen allgemeinen Reichstage untersucht werden sollten.

Durch diese Entschließungen des Kaisers geschah jedoch den versammleten Ständen kein Genüge. Der Reichstag nahm ein Ende, und die meisten Punkte mußten auf den folgenden verschoben werden. Die Mißvergnügten waren eben so wenig mit der kaiserlichen Erklärung zufrieden. Insonderheit beklagten sich die Römischkatholischen, vorzüglich die Geistlichen unter denselben, daß darinne den Protestanten mehr als eine bloße Duldung zugestanden worden sey; die Protestanten aber behaupteten, daß für ihre Sicherheit nicht genugsam gesorgt werde. Daher that auch die Frist von sechs Monathen, welche ihnen der Kaiser gesezt

gesezt hatte, eine sehr geringe Würkung. Rakoczy gab wider jene Erklärung eine Schrift heraus, worinne er die auf dem Reichstage entworfene Artikel neue Banden nannte, wodurch die Nation noch strenger als vorher gefeßelt werden sollte; er versicherte, daß er diejenigen niemals verlaßen würde, die ihm in der rühmlichen Vertheidigung der Freyheit beigestanden hätten; wenn er aber auch von allen verlaßen werden sollte, so wollte er das Unglück seines Vaterlandes in irgend einem Ruheplatze beweinen; doch sich in den Schranken der Ehrerbietung gegen den Kaiser halten, weil man diesem das Uebel eben nicht zuschreiben dürfe. Allein sein Muth war jezt weit größer als seine Stärke. Befehlshaber, Edelleute und Gemeine giengen im Jahr 1710. von ihm sehr häuffig zu den Kaiserlichen über; zumal da er nicht allein im Felde geschlagen wurde, sondern auch die wichtigsten Städte verlor. Der allergrößte Theil von Ungarn war nun in den Händen des Kaisers, und im Anfange des Jahrs 1711. mußte Rakoczy seine Zuflucht in Pohlen suchen. Man bot also den Ueberbleibsalen seiner Parthey, die nach einiger Zeit leicht hätten bezwungen werden können, einen Vergleich an, der auch am 29. April des Jahrs 1711. zu Zathmar von dem Grafen Karolyi und den andern Abgeordneten dieser Parthey, unterschrieben und beschworen ward. Rakoczy selbst sollte Kraft deßelben eine völlige Verzeihung und einen freyen Besiz seiner Güter erhalten, wenn er innerhalb drey Wochen dem Kaiser den Eid der Treue leistete, auch demselben alle Festungen, die er noch besezt hielte, überlieferte. Unter diesen Bedingungen könnte er auch in Pohlen bleiben, und seine Kinder sollten loßgelaßen werden. Eine allgemeine Begnadigung derer von jedem Stande, die an diesem Kriege Antheil genommen hatten; die Wiedergabe ihrer Güter, selbst

für die Wittwen und Waisen der Verstorbenen, denen sie entzogen worden waren; endlich das Versprechen des Kaisers, Ungarn und Siebenbürgen bloß nach ihren Gesezen zu regieren, und auf dem bevorstehenden Reichstage nicht allein zu erlauben, daß alle Beschwerden vorgetragen würden, sondern auch denselben möglichst abzuhelfen; dieses waren die Hauptbedingungen eines so lange gewünschten Vergleichs.

Während dieser Kriege und Friedensunterhandlungen, die den Kaiser seit dem Jahre 1708. beschäftigten, fehlte es im deutschen Reiche nicht an merkwürdigen Staatsgeschäften, Veranstaltungen und Streitigkeiten, die seiner Regierung eigen waren. Da es sich aber von denselben nicht sagen läßt, daß er mit unmittelbarer Lebhaftigkeit viel dabey gethan habe; die meisten derselben einen gewöhnlichen Lauf giengen, und die Reichsstände oder höchsten Reichsgerichte eben so starke Theilnehmung an denselben äußerten: so ist es für eine Lebensbeschreibung des Kaisers hinlänglich, wenn die erheblichsten derselben nur angezeigt werden. Im Jahr 1707. hatte er die Grafschaft Möurs, die der König von Preußen vor kurzem aus der Oranischen Erbschaft bekommen hatte, auf das Verlangen deßelben, zu einem Reichsfürstenthum erhoben, und ihn damit belehnt. Der König suchte wegen dieses Fürstenthums, auch Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe; darüber wurden ähnliche Bestrebungen vieler andern Reichsstände rege gemacht. Theils verlangten neue Reichsfürstliche Häuser, daß ihnen endlich die Aufnahme in das Reichsfürstliche Collegium bewilligt werden möchte; theils behaupteten andere Stände, daß ihnen wegen gewißer Reichslehen noch mehr Stimmen im gedachten Collegium gebührten. So begehrte der Kurfürst von

Sach-

Sachsen vier neue Stimmen, als Markgraf von Meißen, Burggraf von Meißen, Landgraf von Thüringen, und Burggraf von Magdeburg; der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel wegen des Fürstenthums Blankenburg, und andere mehr, neue Stimmen. Allein eben die Menge derer, welche ein solches Ansuchen vorbrachten, hinderte es am meisten, daß keiner von ihnen seine Absicht erreichte. Ueberhaupt hat Joseph sieben neue Reichsfürsten ernannt, darunter zween seiner Staatsbedienten, die Grafen von Lamberg und von Trautson, auch ein Anverwandter und Gesandter des Papstes, Don Annibal Albani, waren. Der Fürst von Lamberg, als Landgraf von Leuchtenberg, und der Herzog von Marlborough, als Fürst von Mindelheim, waren die einzigen von denselben, die auch Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe erhielten.

Eine streitige Wahl im Stifte Quedlinburg, brachte auch um diese Zeit nicht geringe Bewegungen hervor. Sie waren schon unter Leopolds Regierung, nach dem im Jahr 1704. erfolgten Tode der dortigen Aebtißinn, angegangen, da die Dekanißinn und Canonißinn, zwo Schwestern aus dem gräflichen Hause Schwarzburg, (welche nebst der Pröpstinn, das ganze Domkapitel ausmachten,) eine Prinzeßinn von Sachsen-Weißenfels zur Aebtißinn gewählt hatten. Denn weil diese Wahl ohne Vorwissen des Königs von Preußen, der Schuzherr des Stiftes ist, vollzogen worden war: so verhinderte er die Bestätigung derselben bey dem Kaiser. Allein im Jahr 1708. vermählte sich die neugewählte Aebtißinn mit dem Herzoge von Sachsen-Eisenach, und entsagte daher ihrem erhaltenen Rechte. Darauf ließ der Kaiser durch den Grafen von Schwarzburg den beiden Schwestern,

welche die Mehrheit der Stimmen gegen die Pröpstinn ausmachten, eröfnen, daß sie am besten thun würden, eine Prinzeßinn von Sachsen-Meinungen zu wählen, weil diese nicht allein am ersten Schutz zu erwarten hätte; sondern auch dem Könige von Preußen nicht zuwider wäre. Sie vertheidigten jedoch ihr Recht einer freyen Wahl, und übten es in der Person einer Prinzeßinn von Holstein-Gottorp aus; ob ihnen gleich der Kaiser eine neue Wahl ausdrücklich untersagt hatte. Man stritt über die Befugnisse und Gründe dieses Verhaltens auf beiden Seiten auch in Schriften; die Würde einer Aebtißinn aber blieb unbesezt, bis der Kaiser im Jahr 1710. dem Kapitel anbefohl, eine neue Wahl vorzunehmen. Diese fiel abermals auf die Prinzeßinn von Holstein-Gottorp, und ward von dem Kaiser bestätigt.

In eben diesem Jahre wurden auch den vornehmsten Stiftern der Hamburgischen Unruhen von der in dieser Reichsstadt eröfneten kaiserlichen Commißion ihre gebührenden Strafen zuerkannt. Es waren alte Mißhelligkeiten zwischen dem dortigen Rathe und der Bürgerschaft, die im Jahr 1708. vorzüglich durch einen Prediger, D. Krumbholz, von neuem angefeuert wurden. Seine aufrührischen Predigten machten nur zu vielen Eindruck; die Bürgerschaft entsezte verschiedene Rathsherren ihrer Würden, zog die Regierung an sich, und brachte alles in die größte Verwirrung. Um dieser abzuhelfen, trug es der Kaiser den ausschreibenden Fürsten des Niedersächsischen Kreises, ingleichen dem Könige von Preußen und dem Kurfürsten von Hannover auf, einen Theil ihrer Macht dazu herzugeben. Es versammelte sich also ein Heer von ohngefähr zwölf tausend Schwedischen, Preußischen, Hannöverischen und Wolfenbüttelischen Kriegsvölkern

völkern in der Nähe von Hamburg. Zweykausend dreyhundert derselben mußten, nebst der kaiserlichen Commißion, oder dem kaiserlichen und den Gesandten der vier verbundenen Fürsten, in die Stadt gelaßen werden. Nach langen Untersuchungen, verurtheilte sie Krumbhölzen zur immerwährenden Gefangenschaft, so wie seine Gehülfen zu andern Strafen; stellte die Gesezmäßige Ordnung wieder in Hamburg her, und stiftete einen Hauptvertrag zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft.

Auch die Religionsbeschwerden der Evangelischen gegen die Römischkatholischen im deutschen Reiche, gaben zu Josephs Zeiten Gelegenheit zu sehr lebhaften Schritten; aber mehr wie Begebenheiten, die sich unter seiner Regierung zutrugen; als daß er, so viel man wenigstens weiß, mit der edelmüthigen Unpartheilichkeit eines Oberhaupts der Deutschen, seine Glaubensgenoßen endlich einmal zur Verträglichkeit, oder vielmehr zur Gerechtigkeit, welche die Geseze forderten, angewiesen hätte. Nirgends waren jene Beschwerden häuffiger und drückender, als in den Kurpfälzischen Ländern. Vergebens hatte man über so viele Störungen der Evangelischen Religionsrechte bey den Kurfürsten von der Pfalz, und am kaiserlichen Hofe Leopolds geklagt. Bey diesem hatten selbst die Englischen und Holländischen Gesandten Vorstellungen deswegen gethan; die aber durch bloße Versprechungen erwiedert wurden. Man mußte also das lezte übrige Hülfsmittel dagegen ergreiffen, das zwar unangenehm war, sogar einige Härte an sich hatte; welche aber die Römischkatholischen Geistlichen zu verantworten hatten, die ihre Fürsten unaufhörlich zur Verfolgung der Protestanten reizten. Der König von Preußen drohte, seine zahlreichen Römischkatholi-

schen Unterthanen in Absicht auf ihre Religionsübung eben so zu behandeln, wie man bisher mit den Evangelischen in der Pfalz verfahren war. Dadurch wurde der Vergleich befördert, den der Kurfürst von der Pfalz im November des Jahrs 1705. zu Düsseldorf mit dem Könige schloß, Kraft deßen die freye Religionsübung in der Pfalz für alle drey im deutschen Reiche zugelaßene kirchliche Gesellschaften bestätigt, und die den Protestanten zukommenden Rechte und Kirchengüter versichert wurden. Aber auch dieser Vergleich ist bald nach Josephs Tode, auf allen Seiten, zum Nachtheil der erstgedachten Gemeinen, übertreten worden. Andere Religionsbeschwerden der Evangelischen in Deutschland unter seiner Regierung, nahmen noch weniger einen günstigen Ausgang.

Von großen Rechtsstreitigkeiten in Deutschland zu dieser Zeit, verdient eine besonders genannt zu werden, weil sie endlich zur Entscheidung des Kaisers kam, und auch alsdann noch Zweifel zurückließ. Gewiße in dem Bisthum Münster angesetzene Familien, die Münsterischen Erbmänner genannt, waren schon im sechszehnten Jahrhunderte von dem Domkapitel und der Ritterschaft daselbst wegen ihrer Stiftsfähigkeit und Ritterbürtigkeit angefochten worden. Sie suchten daher dieselbe zu behaupten; das Reichskammergericht erklärte sich auch im Jahr 1685. zu ihrem Vortheil; ein Reichsschluß sogar bestätigte sie darinne. Allein ihre Gegner verlangten noch zwanzig Jahre darauf, im Jahr 1705. eine neue Untersuchung wider diesen Ausspruch. Sie wurde vom Kaiser und vom Reiche bewilligt; hatte jedoch für keine beider Partheien, eine erwünschte Folge, indem die sechs dazu ernannten Personen im Jahr 1706. sich in Ansehung ihrer Meinung in zwey gleiche Theile trennten. Als

diese Sache im Jahr 1709. abermals von der Reichsversammlung vorgenommen wurde, beschloß zwar das kurfürstliche Collegium, daß dieselbe, wegen neu gefundener Urkunden, auch von neuem, wiewohl sehr kurz, gerichtlich behandelt und ausgemacht werden sollte. Das fürstliche und das reichsstädtische Collegium aber hielten vielmehr davor, daß es bey dem Urtheil des Kammergerichtes bleiben müße; und der Kaiser genehmigte diesen Schluß. Ob nun gleich die Erbmännischen Familien seitdem vor rechte adeliche und ritterbürtige erkannt werden mußten; so ließen doch der Bischof von Münster, sein Domkapitel und die Ritterschaft, die ihnen dieses streitig gemacht hatten, ihren Widerspruch in Schriften noch nicht ruhen. Das kurfürstliche Collegium und manche Mitglieder des reichsfürstlichen, waren ebenfals mit dem kaiserlichen Ausspruche nicht zufrieden. Es wurde sogar die Frage aufgeworfen: wie weit der Kaiser in Reichsgeschäften, wo die Stimmen der Reichscollegien von einander abgehen, durch seinen Beifall der Sache den Ausschlag geben könne?

Unterdessen hatte zwar in eben diesem Jahr 1709. der Nordische Krieg durch die große Niederlage, welche Karl der zwölfte bey Pultawa erlitt, eine solche Wendung genommen, daß es schien, der Kaiser und das deutsche Reich hätten nichts mehr von diesem Fürsten zu besorgen. Allein da seine Feldherren nicht nur den Krieg mit Dänemark fortsezten; sondern auch durch die in Pommern stehenden Kriegsvölker, einen Theil von Deutschland darein verwickeln konnten: so war der Kaiser noch in dem genannten Jahre darauf bedacht, diese Gefahr vom Reiche abzuwenden. Der König von Pohlen und Kurfürst von Sachsen August, der dabey das meiste zu besorgen hatte, gab die erste

Veranlaßung dazu; doch war auch dem Kaiser und den Ständen nicht wenig daran gelegen, daß sie in dem noch fortwährenden Kriege mit Frankreich durch keine Unruhen in ihrem Rücken unterbrochen wurden. Sie kamen daher im Jahr 1710. mit einander überein, man müße sowohl die Schwedischen als die Kriegsvölker anderer an dem Nordischen Krieg theilnehmenden Fürsten, auf alle Art davon abhalten, daß sie in Deutschland gar keine Feindseeligkeiten gegen einander begiengen. Diese Verabredung erlangte dadurch erst ihre rechte Stärke, daß England und Holland im März des Jahrs 1710. das sogenannte Haager Concert darüber mit dem Kaiser schloßen. Das deutsche Reich nahm daßelbe sogleich an; die andern gedachten Fürsten thaten es ebenfals; nur Karl der zwölfte widersprach demselben von Bender aus dem türkischen Reiche her; verlor aber in dem dadurch entstehenden Kriege, alle seine deutsche Besizungen.

Nicht minder wichtig für das deutsche Reich war die Wiederherstellung der Thätigkeit des Reichskammergerichtes, die der Kaiser endlich gemeinschaftlich mit den Reichsständen bewürkte. Seit dem Jahr 1704. hatte es wegen einer heftigen Mißhelligkeit zwischen seinen beiden Präsidenten und Aßeßoren, seine Sizungen endigen müßen. Schon damals beschloßen die Reichsstände eine Visitation dieses Reichsgerichtes; aber erst unter Josephs Regierung kam dieselbe zur Würksamkeit. Die Abgeordneten der Reichsstände trafen im October des Jahrs 1707. zu Wezlar ein, wo sie auch die Untersuchung und Abstellung der bey dem Kammergerichte eingerißenen Unordnungen und Mängel anfiengen. Einer der Aßeßoren deßelben, der durch schmähsüchtige Schriften und ungegründete Beschuldigungen gegen einen Theil deßelben, viel zu

Sperrung des Kammergerichts beigetragen hatte, wurde vermöge eines frühern Reichstagsschlußes abgesezt, und eine seiner schlimmsten Schriften ihm zerrißen vor die Füße geworfen. Allein eben denselben ernannte der Kaiser bald darauf zu seinem Appellationsrathe, mit dem Zusaze, daß er dieses durch seine treuen und nüzlichen Dienste bey dem Reichskammergerichte verdient habe. Man sieht überhaupt, daß keine von beiden Partheien, in welche sich dieses Gericht seit mehrern Jahren getrennt hatte, ganz frey von treffenden Vorwürfen gewesen sey. Die Visitation, die überaus viel zu thun fand, auch mit immer neuen Hindernißen zu kämpfen hatte, gieng ihren Weg desto langsamer fort. Reichsstände und Privatpersonen beschwerten sich daher über diese Verzögerung ihrer Angelegenheiten; sie verlangten, das Kammergericht sollte noch eher eröffnet werden, als man alles bis auf das Kleinste bey denselben berichtigt hätte. Der Kaiser empfol dieses selbst der Reichsversammlung; begehrte im Jahr 1709. ihr Gutachten darüber, und bestätigte daßelbe, als es im folgenden Jahre seiner Absicht gemäß ausgefallen war. Gleichwohl hat es noch bis in den Jänner des Jahrs 1711. gewährt, ehe das Kammergericht sein altes Leben wieder erlangen konnte.

Vielleicht war dieses das Hauptverdienst, das sich Joseph um das deutsche Reich erworben hat; wenn gleich die Reichsstände ihren ebenfals großen Antheil daran hatten, und noch genug übrig blieb, was zur Festigkeit und Brauchbarkeit des Reichskammergerichts hätte veranstaltet werden können. Für seine Erbländer hatte er besonders einen Entwurf gemacht, der zu den nothwendigsten und edelsten Verbeßerungen führen konnte, der so natürlich ist, daß beinahe jeder

Fürst,

Fürst, in dem Einsicht, Gefühl seiner hohen Bestimmung und Lebhaftigkeit in der Ausführung vereinigt waren, denselben vollzogen hat. Er wollte, sobald der damalige Krieg sein Ende erreicht hatte, eine Reise durch alle seine Länder anstellen, sich eine Zeitlang in der Hauptstadt eines jeden aufhalten, und mit eigenen Augen die ihm zum Theil schon bekannten Mängel, welche sich in der Verfaßung eingeschlichen hatten, ausforschen, um sie desto gewißer aufheben zu können. Mit vieler Sehnsucht sprach er öfters von dieser seiner Reise. Er hatte sich auch bereits ein kleines Gefolge ausersehen, mit welchem er sie nach bald erwartetem Friedensschluß anzutreten gedachte.

Allein Joseph wurde diesen und andern Hoffnungen, die er reichlich erregt hatte, durch einen frühen Todt entzogen. Am zwölften April des Jahrs 1711. überfiel ihn eine Krankheit, an der man bald die Kinderblattern oder Pocken erkannte. Er ließ daher den Prinzen Eugenius, der einige Tage darauf in die Niederlande abreisete, nicht zum Abschiedsgehöre, weil derselbe die Pocken noch nicht gehabt hatte. Und obgleich dieser große Feldherr ihm vorstellen ließ, daß er, nachdem er so oft für den Kaiser das Leben gewagt hätte, daßelbe auch jezt einer kleinen Gefahr aussezen könnte; so dachte er doch zu großmüthig, als daß er ihm solches bewilligt hätte. Sein Zustand verschlimmerte sich in kurzem; die Aerzte, welche uneins waren, brachten beinahe eine Nacht mit Berathschlagungen über die Arzneymittel zu, die ihm gegeben werden müßten; doch sein Ende nahte heran, und er bereitete sich standhaft zu demselben. Er starb am siebzehnten April in seinem drey und dreyßigsten Jahre. Die Sage, daß er vergiftet worden sey, hat man zwar in einer der neuesten Schriften gelesen; wenn sie aber

nicht

nicht aus den gewöhnlichen Vermuthungen über den unvermutheten Todt solcher Fürsten, von denen man sich ungemein viel versprach, entsprungen ist: so sollte sie wenigstens von denen, die es in ihrer Gewalt haben, genauer erörtert werden. Dieser Kaiser hinterließ nur zwo Prinzeßinnen. Die ältere, Maria Josepha, ward an den Kurprinzen von Sachsen, nachmaligen König von Pohlen und Kurfürsten August den zweyten, vermählt. Die jüngere hingegen, Maria Amalia Josepha, wurde die Gemahlinn des Kurfürsten von Baiern, Karl Albrecht, der unter dem Nahmen Karls des siebenten, den kaiserlichen Thron bestiegen hat.

Joseph verließ die Welt zu einer Zeit, da es schien, daß sich seine Gaben erst recht glücklich zum Besten seiner Länder, und vielleicht des deutschen Reichs selbst, würden entwickeln können. Er fieng eben an, aus einer hitzigen Jugend in ein reiferes und bedachtsameres Alter überzugehen. Den Vergleich, den er mit den mißvergnügten Ungarn gestiftet hatte, obgleich derselbe erst zwölf Tage nach seinem Tode unterzeichnet ward, sezte ihn in den Stand, sowohl dieser Nation viel Gutes und Vortheilhaftes, deßen sie bedurfte, zu erweisen, als auch den fortdauernden Krieg gegen Frankreich mit weit größerm Nachdruck fortzuführen. Näherte sich auch dieser, wie man wahrscheinlich glaubte, seinem Ende: so berechtigten die frohen Zeiten des Friedens, die er noch nie gekannt hatte, zu desto herrlichern Erwartungen. Alle diese schönen Aussichten wurden jezt mit Finsterniß bedeckt. Ein Fürst von Josephs Geiste regierte kaum sieben völlig kriegerische Jahre; sein Bruder Karl hingegen, bekannt unter dem Nahmen des Kaisers Karls des sechsten, der zwar einige ruhmwürdige Eigenschaften besaß, aber

mit

mit ihm nicht zu vergleichen war, ſaß neun und zwanzig Jahre auf dem Throne. Es iſt nicht ſchwer, ſolche und noch mehr ähnliche Vergleichungen oder Betrachtungen bey Joſephs frühzeitigem Tode anzubringen. Allein man darf auch nicht vergeßen, daß oft ſehr hoch geſpannte Hoffnungen am wenigſten erfüllt worden ſind. Schon hatte ſich auch im Jahr 1710. eine wichtige Staatsveränderung in England entſponnen, die den ununterbrochenen Glanz von Joſephs Regierung merklich zu verdunkeln drohte. Es bekam eine Parthey am dortigen Hofe die Oberhand, welche mit den bisherigen Maaßregeln des Kriegs unzufrieden, und dem Herzoge von Marlborough, der denſelben, die Königinn ſelbſt, und die Unternehmungen der Nation ſo lange nach ſeinem Gefallen gelenkt hatte, entgegengeſezt war. Die Folge davon mußte bald dieſe ſeyn, daß der Kaiſer von England weniger unterſtüzt, oder gar durch einen einſeitigen Friedensſchluß verlaßen wurde. Sein Tod beſchleunigte dieſen Umſturz eines Gebäudes noch mehr, das ein ſo feſtes Anſehen hatte. Da ſein Bruder Karl nunmehr der einzige Fürſt war, auf welchem das Oeſterreichiſche Haus beruhte: ſo hielt es der engliſche Hof vor gefährlich, in ihm das Kaiſerthum, die öſterreichiſchen Erbländer und die ſpaniſche Monarchie vereinigt zu ſehen, mithin ſein Haus ohngefähr eben ſo mächtig werden zu laßen, als man Bourbons Stamm bisher zu werden mit den Waffen in der Hand verhindert hatte. Unter dieſem Vorwande, aber nicht ohne einige Uebereilung und Ungerechtigkeit gegen ihre Bundsgenoßen, entſchied die Königinn Anna mit Ludwig dem vierzehnten das Schickſal derſelben, in einem abgeſonderten Frieden: und Karl, der kurz vor ſeines Bruders Tode, der ganzen ſpaniſchen Monarchie ziemlich verſichert war, mußte ſich nun an den in Italien für ihn eroberten Ländern, und an den ſpaniſchen

schen Niederlanden begnügen. Zu wenig hatte sich sein Vater auf den Fall gefaßt gemacht, daß eine Zeit kommen könnte, wo Mitverbundene, auf die er alles bauete, es nicht mehr vor rathsam halten würden, seinem Hause die wichtigste Erbschaft von Europa ganz zu überlaßen; sein unverzeihlicher Fehler, neben dem spanischen Kriege auch noch den ungrischen sich entzünden zu laßen, konnte zu spät verbeßert werden. Man hat also freylich mit Recht gesagt, daß Josephs Todt Frankreich gerettet, und Europa den Frieden wieder gegeben habe. Dabey kann man sich aber des Gedankens nicht entwehren, daß beides schwerlich auf Kosten der Rechte seines Hauses geschehen seyn würde, wenn ihn bey seinem ununterbrochenen sieghaften Glücke, auch diejenige Mäßigung in Forderungen begleitet hätte, die wenigstens aus Rücksicht auf die besorgliche Eifersucht oder Erkältung seiner Freunde, hätte entstehen sollen.

Er war von mehr als mittlerer Größe, hatte blaue hervorstehende feurige Augen, mit denen er stets herumblickte, und in seinen Bewegungen eine gewiße Anmuth, mit Ansehen verbunden. In seiner ersten Jugend übertraf er, wie man sagt, fast die Schönheit des Frauenzimmers. Nachdem er aber in Feldzügen und auf der Jagd sich an jede Veränderung des Wetters gewöhnt hatte, gieng diese feine Gestalt in die männliche über; und sein langes gelbliches Haar machte einer Perrücke von gleicher Farbe Platz, ohne daß sich die Lebhaftigkeit seines länglichten rothen und weißen Gesichtes verloren hätte. Eben so wenig hörte jemals bey ihm der Hang zum Vergnügen auf, herrschend zu seyn. Er war immer frölich, belustigte sich auch unter den ernsthaftesten Geschäften, und liebte daher vorzüglich den Umgang derjenigen, die sinnreiche Scherze

vor-

vorbrachten: eine von den Ursachen, warum ihm der Graf und nachmalige Fürst von Lamberg, mit dem er auch auferzogen worden war, so sehr gefiel, und der liebste seiner Staatsbedienten würde. Unter allen Ergözlichkeiten war er der Jagd am eifrigsten ergeben. Lamberg ward daher auch zeitig sein Oberstjägermeister, damit er ihn desto mehr um sich haben könnte: und als er dem Grafen von Stahrenberg, einem seiner geschicktesten Feldherren, den Oberbefehl gegen die mißvergnügten Ungarn auftrug, empfol er ihm noch zulezt, ja auf alle Weise dafür zu sorgen, daß ihm diese Räuber seine Jagden nicht verderben möchten. Diese Neigung, sich so oft und lang als möglich zu vergnügen, hatte mehrmals für die Geschäfte nicht die vortheilhaftesten Folgen. Oft wurde die geheime Rathsversammlung des Abends ganz spät gehalten, wenn der Kaiser von der Jagd ermüdet zurückgekommen war. Man rühmt ihn zwar, daß er auch alsdann, da man ihn schläfrig oder zerstreuet hätte erwarten sollen, die verschiedenen Meinungen der Anwesenden und ihre Gründe genau behalten und beantwortet habe. Allein außerdem, daß er solchergestalt die Arbeit den Lustbarkeiten weit nachsezte, ist es vergeblich, jemanden überreden zu wollen, daß er alle würdige Munterkeit und Ueberlegung in solche Berathschlagungen habe bringen können.

An Prachtliebe übertraf er seinen Vater und deßen Hofstatt weit; gleichwohl erwartete man noch einen ungleich größern Schimmer, wenn er erst den Frieden geschloßen haben würde. Das Lustschloß Schönbrunn erbauete er schon als Römischer König. In ruhigern Zeiten war er Willens, ein neues kaiserliches Schloß an Wien anzubauen, das an Größe, Schönheit, und an Herrlichkeit der Gärten alles in dieser Art

über-

übersteigen sollte. Seine Kleider, die überaus kostbaren Edelgesteine, welche er trug, seine Hofleute, die von ihm angestellten Ergözlichkeiten, alles sprach von dieser Neigung. Er scherzte einst, da er noch König war, mit seinem Lamberg darüber, daß dieser allzu oft in einerley Kleide bey Hofe erschien. „Ich glaube, sagte er, Du und Dein Kleid haben einander zur Ehe genommen.“ „Wenn Ew. Majestät, gab Lamberg zur Antwort, die Vielweiberey von unsern Kleidern verlangen: so werden Sie Sich viele schuldige Diener machen.“ Vielleicht werden diese Gesinnungen durch seinen hohen Stand gerechtfertigt, gegen welchen der große Haufen desto mehr Ehrerbietung äußert, je prächtiger er sich öffentlich darstellt. Denn Geld unter denselben durch diesen Aufwand fließen zu laßen, konnte seine vornehmste Absicht nicht seyn, da die Fortsezung des Kriegs so oft durch die Erschöpfung seiner Kammer litt. Allein daß er ein sehr strenges Cärimoniel beobachten ließ, war wenigstens kein Merkmal einer erhabenen Seele. Freylich hatte man ein solches an dem kaiserlichen Hofe längst eingeführt; allein er, der Herr darüber war, trieb es noch höher, auch da er erst Römischer König war. Als er zum erstenmal in das Lager vor Landau reiste, zog er keinen von den vielen Prinzen, die sich im Lager befanden, oder durch deren Gebiet er gieng, an seine Tafel. Leopold selbst ließ alle Abgesandten in das lezte Vorzimmer; Joseph hingegen verstattete nur den Grafen, und denen die gleiches Standes mit ihnen waren, dahin den Zutritt; die Gesandten der Fürsten mußten in der zweyten Anticamera stehen bleiben. Man muthete es sogar einmal dem Kursächsischen Gesandten, dem geheimen Rathe von Ablemann, zu, der zur Lehnsempfängniß an den Kaiser Leopold geschickt worden war, sich in dem zweyten Vorzimmer aufzuhalten;

allein dieser drang gerade zu in das dritte hinein: und der König billigte es.

Will man diese Anhänglichkeit Josephs an zwangsvolle und lästige Hofsitten, von einem kleinen Stolze, den ihm die Erziehung oder Gewohnheit eingeprägt hatte, herleiten: so sagt man zwar nichts Unwahrscheinliches. Doch belebte er übrigens durch ungezwungenes gefälliges Betragen seinen Hof ungleich mehr als sein Vater. Er war sehr herablaßend gütig gegen seine Hofbedienten; zeigte den angehenden selbst, wie sie ihre Dienste verrichten müßten, und wurde von allen, wie von seinen Unterthanen überhaupt, ausnehmend geliebt. Auch konnte er die Lobsprüche von denen, die bey ihm Gehör hatten, nicht vertragen. Er wollte sie eben so wenig gedruckt lesen, und befohl daher denen, welche auf seinen Geburts- oder Nahmenstag Gedichte verfertigten und musikalisch einrichteten, nur wenige Worte dieses Inhalts, weil es einmal gebräuchlich wäre, einfließen zu laßen; „denn ich komme nicht, sagte er, eure Lobsprüche und „Schmeicheleien, sondern eure Musik zu hören.“ Ob er gleich ungeduldig war, seine Befehle vollzogen zu sehen, und daher auch öfters Jähzorn äußerte; so ließ er sich doch leicht besänftigen. Einst da einer seiner Bedienten auf der Jagd einen Fehler begieng, fuhr der Kaiser mit einem Schimpfworte heraus, das jenen befürchten ließ, völlig in die Ungnade deßelben gefallen zu seyn. Der Fürst von Lamberg, der es gehört hatte, sagte sogleich zu dem Kaiser: „Ew. Majestät „geruhen gnädigst zu verbieten, daß man dieses Wort „in der Stadt und beym Volke nicht gebrauche; wir „wollen es bey Hofe allein für uns behalten.“ Diesen scherzhaften Verweis nahm der Kaiser sehr wohl auf, und sein Unwille gegen den Jagdbedienten war vorbey.

Ueber

Ueberhaupt hatte er ungemeine Liebe und Hülfsbegierde gegen seine Unterthanen, sah ihre Freude als die seinige an, und begegnete jedermann, der sich ihm nahte, sehr leutseelig. Er hatte die Nachricht von dem Siege bey Saragoßa zwar durch Briefe erhalten; aber der aus Spanien selbst abgeschickte Bote blieb lange aus: und das Volk wurde darüber ziemlich unruhig. Der Kaiser gieng daher öfters an das Fenster, um sich nach demselben umzusehen, und da ihm einer seiner Staatsbedienten vorstellte, daß er doch bereits Gewißheit genug von dem Siege hätte, so gab er ihm zur Antwort: „ich wünsche es nicht meinetwegen, daß er bald kommen möge; sondern wegen „meines armen Volks, das in Furcht und Hoffnung „auf die Bestätigung dieser guten Zeitung wartet.“ Als zu einer andern Zeit eine ähnliche angenehme Nachricht aus Spanien kam, da sich der Kaiser eben in der Oper befand, und das Volk, aus Begierde etwas davon zu vernehmen, so stark an seinen Sitz drang, daß er ganz in die Enge gebracht ward: verstattete er es seinen Hofleuten und Trabanten nicht, daßelbe zurück zu treiben; sondern sagte: „Nicht! nicht! verstört „die Freude des Volks nicht!“ befohl auch, den erfochtenen Sieg laut bekannt zu machen. — Eine Officiersfrau fand keine andere Gelegenheit, ihm ihre Noth vorzutragen, als da er im Begriff war, auf die Jagd zu fahren. Sie nahm sich daher die Freyheit, unter vielen Thränen seine Füße zu umfaßen, und wollte ihn nicht eher einsteigen laßen, bis er sie angehört hätte. Die umstehenden Hofleute näherten sich schon, um sie zurückzustoßen; der Kaiser aber hinderte sie daran durch die Worte: „Laßt sie! sie ist ein armes betrübtes Weib; „ich will hören, was sie will; wer weiß, wenn Du in „solchen Nöthen wärst, und keine andere Gelegenheit „mit mir zu reden hättest, ob Du mich nicht etwan

„gar beym Kopfe nähmst?“ Er hörte sie darauf an, und erfüllte ihre Bitte. — Vorzüglich belohnte er die Verdienste seiner Staatsbedienten mit einem zuvorkommenden Eifer, und schlug ihnen auch niemals eine Bitte ab. Dem Fürsten von Lamberg schickte er noch auf seinem Todtbette hundert und funfzig tausend Gulden, um davon freyen Gebrauch zu machen, weil er, wie er hinzusezte, nicht mehr seine Dienste vergelten könnte; sondern ihm nur seine Gnade zeigen wollte.

Seine Freygebigkeit gieng in der That nicht selten, für den Zustand seiner Schatzkammer, etwas weit; doch wußte er sie auch gegen Unwürdige, die ihn oft bestürmten, zu mäßigen, oder gar zurück zu halten. Von dieser Art waren viele der in Wien sogenannten Audienzbrüder, die ihm durch ihr häuffig erflehtes Gehör und unverschämtes Betteln beschwerlich fielen. Es fanden sich insonderheit an seinem Hofe Spanier und Neapolitaner in Menge ein, die, weil sie seines Bruders Karl Parthey ergriffen, darüber das ihrige verloren hatten, und dafür von dem Kaiser Unterstüzung erwarteten. Aber es gesellten sich auch zu denselben manche Müßiggänger, Landstreicher und verlaufene Pfaffen, die sich eines gleichen Vorwandes bedienten. Zween solche Geistliche hatten seine Güte schon sehr gemißbraucht; er ließ sie einmal ledig fortgehen, und zugleich erinnern, daß sie künftig arbeiten möchten. Diese unterstanden sich, bald darauf im Vorbeygehen dem Kaiser zuzurufen: „Sollen wir denn in diesem „Lande verhungern? Wenigstens helfen Ew. Majestät, „daß wir wieder nach Italien kommen können.“ Es soll geschehen, sagte der Kaiser. Des andern Tags stellten sie sich im Vorzimmer ein, in der Hoffnung, ein ansehnliches Geschenk zu erlangen; der Kaiser kam heraus, gab jedem zwölf Dukaten, und sagte, sie

möchten

möchten damit ihre Reise nach Italien antreten; aber niemals wieder kommen. So hatte sich auch oftmals ein Neapolitanischer Dominikaner, Gaudioso, als einen Märtyrer für das Haus Oesterreich, bey ihm gemeldet, und mehrere Päckchen Dukaten bekommen. Zulezt aber wollte man ihn, weil er so häuffig wieder kam, nicht mehr zum Gehöre des Kaisers laßen. Er schriee daher denselben öffentlich an: „Ihro Majestät! „der arme Pater Gaudioso! wenigstens etwas! „wenigstens ein kleines Almosen!“ Auf Befragen, wie viel er wohl nöthig hätte, antwortete er: „Ein hundert, „Ihro Majestät, wenn es irgend möglich wäre!“ und verstand darunter Dukaten. Der Kaiser versezte: „Ja, morgen, alle von meinem Gepräge!“ Am folgenden Tage ließ sich der Kaiser hundert neue Groschen von Einem Schlage bringen, und wie eine Rolle Dukaten einwickeln. Diese stellte er dem Dominikaner mit den Worten zu: „Lernet, Pater, daß hundert „Dukaten für einen Mann, der nicht arbeiten will, „kein geringes Almosen sind. Dieses ist für euren „Müßiggang genug. Geht, und kommt nicht wieder!“ Gaudioso erschrack darüber, und reiste gleich nach Venedig, wo man, nach seinem bald darauf erfolgten Tode, fünfhundert Species Thaler gesammleter Almosen bey ihm fand.

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit schienen Josephs Religionsgesinnungen während seiner ganzen Regierung zu verdienen. Seine vom Einfluße der Jesuiten freye Erziehung; die Merkmale von Religionsverträglichkeit, die er blicken ließ; die den Evangelischen in Schlesien ertheilten Freyheiten, und der beharrliche Ernst, mit welchem er seine und seines Hauses Rechte gegen den Papst behauptete, könnten vielleicht einen Begriff von freyen und geprüften Ein-

sichten in Religions- und Kirchensachen, wohl gar von einer Neigung, die Fesseln des Aberglaubens und der geistlichen Herrschaft zum Theil zu zerbrechen, bey ihm erregen. Allein wenn er gleich über manches, was dahin gehört, richtiger und ungebundener als sein Vater gedacht und gehandelt hat; so hat man doch auch in dem Lauf seiner Geschichte gesehen, wie viel gewiße Begebenheiten oder dringende Bewegungsgründe in besondern Fällen, Absichten der Staatsklugheit, persönliche Ehre, und dergleichen mehr, dazu beigetragen haben. Nach durchgedachten, über das Ganze sich erstreckenden Grundsäzen in Religionsangelegenheiten zu verfahren, ist ein Vorzug der wenigsten Christen, und vielleicht unter ihnen wiederum der Fürsten am wenigsten. Aber nichts ist freylich gewöhnlicher, als diejenigen vor sehr aufgeklärte Christen zu halten, die sich auf gewißen Seiten, und nach eigenen Entwürfen, hauptsächlich um mancher Vortheile Willen, von der allgemeinen Bahn der übrigen entfernen. Man kann eben so wenig daraus, weil Joseph die geheiligten Gebräuche seiner Kirche überaus sorgfältig abgewartet hat, mit einem Geschichtschreiber seiner Regierung beweisen, daß er seiner Religion sehr eifrig zugethan gewesen sey. Auch hier steht die Beobachtung entgegen, daß unzählige Christen von jedem Stande alles leichter als den Wohlstand, und besonders den kirchlichen, zu übertreten wagen. Beym Antritte seiner Regierung vermutheten einige, ein so lebhafter und frölicher Geist, wie der seinige, werde nicht, wie sein Vater, so oft und lange bey gottesdienstlichen Feierlichkeiten ausdauern können; nicht, wie sie an sich wohl bemerkten, eine Zeit dabey verschwenden, die zu Regierungsgeschäften beßer angewandt würde. Sie irrten sich aber darinne; er war nicht weniger fleißig als Leopold, in den verschiedenen Kirchen, an den Festtagen der Heiligen, mit

seiner

seiner ganzen Hofstatt zu sehen; zog in öffentlichen Processionen mit der Menge von allen Ständen herum; versäumte, selbst im Lager und auf der Jagd, das Anhören der Meße keinen Tag; begleitete nach der Gewohnheit seiner Vorfahren, als ihm einst auf der Jagd ein Geistlicher mit der geweihten Hostie begegnete, dieselbe zu dem Kranken hin, und von demselben, nachdem er ihn reichlich beschenkt hatte, in die Kirche zurück, und verehrte besonders die Jungfrau Maria, als diejenige Schuzheilige, von der er Glück im Kriege und in der Regierung zu erwarten schien. So hatte man noch wahrscheinlicher geglaubt, daß die Jesuiten, weil sie seine Lehrer nicht gewesen waren, seinem Oberhofmeister nicht gefielen, und sich ihm auch, da er zur Regierung kam, nicht empfolen, unter derselben viel verlieren würden. Allein auch dieses erfolgte nicht: er behielt den Beichtvater aus diesem Orden bey, den ihm sein Vater gegeben hatte, und wählte sogar, welches unerhört war, nach deßen Tode, den Beichtvater seiner Gemahlinn, der ebenfals ein Jesuit war, auch zu dem seinigen. Mehr und zu seinem Vortheile unterschied er sich darinne von seinem Vater, daß er sich von der Geistlichkeit nicht regieren ließ.

Große Thaten hat also Joseph weder vollbracht, noch unternommen; aber die Anlage dazu besaß er: den durchdringenden überall hin gerichteten Blick, die Menschenkenntniß, Fähigkeit sich selbst zu leiten, festen Muth und thätige Leichtigkeit in Geschäften. Ohne Zweifel würde ein längeres Leben, friedliche Jahre und günstige Gelegenheiten, ihn noch mehr zu seinem Ruhme gezeigt haben. Verwundern könnte man sich zwar darüber, daß er, der den Krieg liebte, und seinen Bruder Karl beneidete, daß er sich in demselben her-

vorthun konnte, sich nicht als Kaiser an die Spitze des deutschen Heeres gestellt habe. Aber wenn man sich aus dem Zustande dieses Heeres erinnert, wie wenig er solches mit Hoffnung eines glänzenden Erfolgs hätte thun können: so darf man diesem Gedanken nicht weiter nachhängen. Unterdeßen führte doch sein offener und würksamer Sinn, seine sanfte und wohlthätige Regierung, der es auch nicht an Stärke fehlte, ein neues Leben in seinen Staaten ein. Wien insonderheit war vorher noch nicht so blühend und vergnügt gewesen. Die Einwohner dieser Hauptstadt erinnerten sich noch lange nachher Josephs Zeiten als ihrer goldenen Zeit mit Dankbarkeit. Beinahe kann man sagen, daß er seinem Hause und Deutschland nur gezeigt worden sey, um gewiße seltnere Gaben und Fähigkeiten des Regenten, die ihren Oberhäuptern bisher fehlten, an einem vorübergehenden Beispiele ans Licht zu stellen. Welcher Kaiser unter seinen Nachkommen oder Nachfolgern, mit gleichem oder mit noch erhabnerm Geiste, noch begieriger, oder glücklicher, alles mit eigenen Augen zu sehen, alle Bedürfniße seiner Reiche zu kennen und zu heben, mit Weisheit unternehmend, mit bedächtlicher Eilfertigkeit ausführend, übereinstimmend nicht bloß in einem großen Entwurfe, sondern auch in allen edeln und herrlichen Grundsäzen, Josephs Verlust mehr als ersezt habe; — das wird einst die Nachwelt sagen.

* * *

Gleich nach Josephs Tode, ergriffen drey deutsche Schriftsteller, nach der Gewohnheit ihrer Nation, verstorbene Fürsten mit Lebensbeschreibungen fast in ihr Grab zu begleiten, die Feder, um die Denkwürdigkeiten

Digitized by Google

ten seines Lebens und seiner Regierung aufzuzeichnen. Freylich viel zu früh; auch hatte keiner von ihnen die Gaben eines Geschichtschreibers, selbst die würdige Schreibart deßelben nicht in seiner Gewalt. Doch waren sie Männer von vielen Kenntnißen, Zeitgenoßen des Kaisers, und sammleten daher für die Nachwelt mit nicht geringer Glaubwürdigkeit. Demjenigen der nur schön und mit Geschmack aufgesezte Geschichtbücher lesen will, werden sie zwar unausstehlich vorkommen; aber ihr grober und derber Stoff ist für Dauer und Brauchbarkeit: ich habe sie daher vor andern genüzt.

Der erste und auch der vorzüglichste darunter war Johann Jacob Schmauß, der nachher als Kenner des deutschen Staatrechtes berühmt wurde. In dem Curieusen Bücher-Cabinet, welches er seit dem Jahr 1711. zu Halle unter dem Nahmen Anton. Paullini herausgab, rückte er vom vierten Eingange an, bis in den zehnten, das Leben und Thaten des glorwürdigsten Kaisers Josephi ein. Er entwirft gleich anfänglich seine Methode, nach welcher es zugleich eine ziemlich ausführliche deutsche Reichsgeschichte unter diesem Kaiser werden mußte, (zusammen auf beinahe tausend Seiten,) nennt gute gedruckte Quellen, aus denen er geschöpft habe; führt dieselben fleißig an; erzählt zwar in einer bunten Schreibart, mehr sammelnd, als mit Wahl; erläutert aber vieles gründlich, und fällt manche treffende Urtheile. Er hat sogar einen nicht ganz verunglückten Versuch gemacht, etwas unpartheiisch zu schreiben.

Kurz darauf erschien: Leben und Thaten Josephi I. Römischen Kaisers, sammt der unter Sr. Majestät glorwürdigsten Regierung vorgefallenen Reichshistorie. Leipzig. 1712. 8.

auf mehr als 1300 Seiten. Der Verfaßer dieses Buchs war Johann Ehrenfried Zschackwitz, damals Archivsekretär zu Eisenach, zulezt Professor zu Halle. Es ist noch mehr eigentliche Reichsgeschichte zur Zeit Josephs, als das vorhergehende. Die erheblichsten Begebenheiten aus derselben werden weitläufig, und mit beigefügten Urkunden, beschrieben. Eben so wird auch ein Theil der deutschen Staatsverfaßung erörtert, die güldene Bulle abgedruckt, und überhaupt eine Sammlung vieler nüzlicher Nachrichten und Untersuchungen über die Geschichte und das Staatsrecht des deutschen Reichs mitgetheilt. Bey dieser Einrichtung des Buchs aber, kann man oft sehr lange lesen, ohne zu merken, daß es ein Leben Josephs seyn soll; so sehr wenig sagt er darüber, und auch dieses wenige in einem pomphaften Ausdrucke. Eine einzige Anekdote finde ich bey ihm, die hier als ein Nachtrag zu demjenigen, was oben S. 286. fg. erzählt worden ist, (denn ich erhielt dieses Buch etwas später,) stehen kann. Nachdem der Kaiser bey Gelegenheit der schimpfreichen Trauerreden des Jesuiten Widemann, verboten hatte, daß die Prediger keine Anzüglichkeiten gegen die Protestanten auf der Kanzel vorbringen sollten, trat im folgenden Jahre der Jesuit, P. Süße, kaiserlicher Hofprediger, als der Entsaz von Barcellona in den Kirchen gefeyert wurde, mit der Versicherung auf, „der gütige Himmel habe jezt das hochlöbliche Haus Oesterreich so lieb, daß er auch zu deßen „Erhaltung, das Gebet der Unkatholischen erhöre;“ wobey er noch bemerkte, daß man die bisherigen Siege, Matri Angelorum und Matri Anglorum, oder der heiligen Jungfrau Maria, als Mutter der Engel, und Ihro Großbritannischen Majestät, als Mutter der Engländer, zu danken habe.

Mehr

Mehr näherte sich das dritte dieser Bücher einer eigentlichen Lebensbeschreibung, unter der Aufschrift: Josephs des Sieghaften, Römischen Kaisers, Leben und Thaten, in zwey Theile abgefaßt, und mit Bildnißen geziert. Cöln (oder Leipzig) 1712. auf mehr als eilfhundert Seiten in 8. Doch brachte der Verfaßer deßelben, Eucharius Gottlieb Rinck, Professor der Rechte zu Altorf, auch sehr viel von der deutschen Staats- und Kriegsgeschichte, alle Begebenheiten des spanischen Erbfolgekriegs zu diesen Zeiten, umständlich beschrieben, hinein. Man kann die meisten seiner Nachrichten recht wohl gebrauchen; nur wird der lobredneriſche Ton, den er sehr oft anstimmt, unangenehm und beinahe ekelhaft. So schreibt er, Joseph sey aus dem Hause Oesterreich gewesen, aus welchem nur tugendhafte Prinzen in die Welt kommen. Er beweiset auf eine höchst gezwungene Art, daß dieser Kaiser freywillig den Evangelischen in Schlesien große Religionsfreyheiten ertheilt haben würde, wenn auch Karl XII. niemals nach Deutschland gekommen wäre. Und ob er gleich auch von Fehlern deßelben spricht; so findet er doch, daß man ihn wegen derselben füglich mit dem David und Salomon vergleichen könne. Das sind großentheils die Folgen, und fast möchte man sagen, die natürlichen Strafen für Schriftsteller, die nicht wenigstens dreyßig bis vierzig Jahre nach dem Tode des Fürsten warten, deßen Leben sie beschreiben wollen.

In einer viel würdigern, selbst den Alten nahe kommenden Schreibart ist das Werk des Jesuiten, P. Franz Wagner, aufgesezt: Historia *Iosephi I.* Caesaris, Augusti, Felicis; cum appendice usque ad Pacem Badensem. Viennae, 1745. fol. auf sechstehalb hundert Seiten. Man muß auch gestehen, daß viele

Staats-

Staats- und Kriegsbegebenheiten dieser Regierung genau und mit richtiger Beurtheilung darinne beschrieben worden sind. Der Verfaßer war mit den geheimen Triebfedern, Ursachen und Absichten mancher Handlungen ziemlich gut bekannt; er giebt daher hin und wieder mehr Licht, als seine Vorgänger. Als eine Merkwürdigkeit für unser Zeitalter kann daraus (p. 464.) angeführt werden, daß bereits der Prinz Eugenius von Savoyen, um die Zeit, da sich der Englische Hof von dem Oesterreichischen zu trennen anfieng, dem Kaiser den Rath ertheilt habe, auf ein Mittel bedacht zu seyn, wie Baiern gegen die spanischen Niederlande ausgetauscht, in Italien aber mit Meiland und Mantua, noch Florenz, Parma und Placenz vereinigt werden könnten; denn dadurch werde man nicht nur das österreichische Gebiet näher zusammen ziehen; sondern auch zwey große Uebel vermeiden; die Nachbarschaft von Frankreich, und die Nothwendigkeit, so unzuverläßige Bündniße, als die mit den Seemächten geschloßenen wären, einzugehen. Dagegen kommt in diesem Werke desto weniger von demjenigen vor, was zu einer wahren Lebensbeschreibung Josephs gehört hätte; das heißt, er wird nicht selbst und allein recht thätig und handelnd dargestellt. Der P. Wagner übergeht sogar den allergrößten Theil seines Lebens, indem er seine Geschichte nicht eher als mit dem Jahr 1705. anfängt. Außerdem sind zween Fehler bey ihm auffallend: der eine, die hohe Bewunderung, mit welcher er von diesem Kaiser spricht; der andere, die Partheilichkeit, die sogleich sichtbar wird, wenn er von dem Papste, von der Geistlichkeit seiner Kirche, oder von Protestanten Nachrichten zu ertheilen hat. Hier läßt er, ohngeachtet seiner übrigen Vollständigkeit, wichtige Auftritte weg; oder stellt manches als unbedeutend spöttisch vor, das eine ernste Untersuchung verdient hätte.

hätte. Auch hat er nicht vergeßen, die Worte des Kaisers anzuführen, daß er die Jesuiten liebe.

Vor diesem Schriftsteller, und allen vorhergenannten, hat ohne Zweifel Herr Johann Christian Herchenhahn, in seiner Geschichte der Regierung Kaiser Josephs des Ersten, mit einem Gemählde von dem verschiedenen Intereße der vornehmsten Europäischen Staaten, bey dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, Erster Band, Leipzig. 1786. 888. S. in 8. nicht geringe Vorzüge. Schon durch den Reichthum der besten Quellen und Hülfsmittel unterscheidet er sich von ihnen: und er hat sie überall sorgfältig angegeben. Er erzählt gut und angenehm; nur selten wird die Schreibart gekünstelt oder deklamatorisch. Mehr als die Hälfte dieses Bandes faßt noch Leopolds Geschichte in sich; von Josephs Regierung werden bloß die beiden ersten Jahre beschrieben: alles mit einer Ausführlichkeit, die denjenigen gefallen muß, welche eine vollständige Geschichte des spanischen Erbfolgekriegs, und der Staatsbegebenheiten Deutschlands zu dieser Zeit, mit einander verbunden zu lesen wünschen. Es scheint jedoch, daß der Verfaßer auch durch eine starke Abkürzung mancher Beschreibungen, seinen Endzweck hätte erreichen können. Vielleicht hätten noch einige Begebenheiten verhältnißmäßig mehr entwickelt, oder vortheilhafter in ihrem Zusammenhange dargestellt werden sollen. Die Urtheile sind gemäßigt und unpartheiisch; sie gründen sich auf richtig gezeichnete Thatsachen, diejenige Abschilderung etwan ausgenommen, die man in der Vorrede liest. Das Buch verdient also bald vollendet zu werden.

Neben allen diesen Nachrichten, und nicht selten mehr als sie, habe ich die Urkunden und Staatsschriften

für

für Josephs Regierung benüzt, die man besonders in zwo berühmten Sammlungen antrifft. In der einen, Anton Fabers (oder C. L. Leuchts) Europäischen Staatskanzley, vom zehnten Theil an, 1706. 8. sind sie bloß abgedruckt, und nicht immer mit aller nöthigen Genauigkeit. In der andern: Mémoires pour servir à l'histoire du XVIII. Siècle, par M. de *Lamberty*, *Tome* III. sq. à la Haye, 1727. 4. sind auch brauchbare historische Erläuterungen hinzugekommen. Einige derselben in ihrer Urschrift faßen *Clementis* XI. Pont. Max. Opera omnia, Francof. 1729. fol. in sich.

Unter vielen andern Schriften, welche mir Hülfsmittel darboten, darf ich *Henr. Christ. L. B. a Senkenberg* de iure primarum precum Regum Germaniae, Imperatorumque, indultu Papali haud indigente, ed. a filio. Francof. ad Moenum, 1784. 4. zu nennen nicht vergeßen.

Aber Joh. Jacob Mosers Probe einer Staatshistorie unter der Regierung Kaiser Josephs Züllichau, 1738. 8. habe ich nicht erhalten können. Vermuthlich enthält sie nicht viel zu meiner Absicht dienliches, das ich nicht schon aus den Quellen geschöpft hatte. Auch wußte man mir von einer „Ausführlichen und noch niemals gedruckten Geschichte des Kaisers Josephi, von C. M. G. S.“ Freyburg, 1727. 8. weiter nichts, als diese Aufschrift zu sagen.

Leben

Leben
Philipp Jacob Speners,

Königl. Preuß. Consist. Raths und Propstes zu Berlin.

Deutschland hatte zu Josephs Zeiten mehr als einen vortrefflichen Mann, der auf seine Nation wohlthätig, stark und bleibend gewürkt hat. Es ist in jedem Zeitraum überaus lehrreich, solche Männer kennen zu lernen, die, bisweilen von Fürsten unterstützt, weit öfters ohne dieselben, und verdienstvoller als sie, zur Aufklärung und Veredlung ihrer Zeitgenoßen, ja der Nachwelt selbst, ungemein viel beigetragen haben; deren Einfluß auf Geist und Herz wichtiger und heilsamer war, als der, welchen die Größten und Mächtigsten der Welt behaupteten. Allein der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ist in dieser Rücksicht einer vorzüglichen Aufmerksamkeit werth, weil mit demselben auch die neuere und reifere Ausbildung der Deutschen angegangen ist. Man hat das Andenken eines Leibniz und Thomasius, die vorzüglich in jene Claße ehrwürdiger Männer gehören, in den neuesten Zeiten mehrmals dankbar erneuert. Es ist eben so billig und gewißermaaßen nothwendig, daß die Geschichtbeschreibung endlich einmal einen ähnlichen

lichen Versuch mit Spenern mache: mit einem Manne, der gleich jenen beiden, das Aeußerste von Bewunderung und Tadel empfunden hat; gleich ihnen seinen eigenen von ihm selbst gebahnten Weg gegangen ist, und dem wir auch, wie ihnen, Dienste von einer erhabenen Gattung, im Grunde von der erhabensten, schuldig sind, die sich noch auf die Nachkommenschaft erstrecken werden.

Philipp Jacob Spener war ein Sohn Johann Philipp Speners, eines Straßburgers, Raths und Regiſtrators des Grafen von Rappolstein, und Agathen Salzmanninn. Er kam zu Rappolsweiler im Ober-Elsaß, am 13. Jänner des Jahrs 1635. zur Welt. Es ist nicht so merkwürdig, daß ihn seine Eltern, nach einer zwar frommen, aber nicht wohl überlegten Denkungsart, von seiner Kindheit an, dem kirchlichen Lehrstande gewidmet haben; als daß er selbst in seiner frühen Jugend von gottseeligen Gesinnungen durchdrungen worden ist. Eine Gräfinn von Rappolstein, die ihn aus der Taufe gehoben hatte, half sie besonders in ihn pflanzen: und da er in seinem vierzehnten Jahre, an ihrem Todestage, zu ihr gerufen ward, rührte ihn der Anblick der ihm sehr gewogenen Sterbenden, die schon viele Tage lang sprachlos lag, sich aber vergebens bemühte, mit ihm zu reden, so ungemein, daß er sich eine geraume Zeit hindurch, täglich von Gott den Todt erbat, auch durch diese Empfindungen desto mehr von den Ausschweifungen der Jugend zurückgehalten wurde. Er las auch um diese Zeit, außer der Bibel, fleißig in den wenigen guten, oder doch leidlichen Erbauungsschriften, deren sich deutsche Protestanten damals bedienen konnten. Es waren nächst Arndts wahrem Christenthum, zwey aus dem Englischen übersezte Schriften:

Son-

Southoms güldenes Kleinod der Kinder Gottes, und Bailys Uebung der Gottseeligkeit; aus welchem leztern Buche er auch einiges in deutsche Verse übersezte. Wie ängstlich seine Gewißenhaftigkeit schon in diesen Jahren gewesen sey, davon brachte er selbst in seinem spätern Leben ein Beispiel an. Man fragte ihn, ob er, der so schwer das Böse glauben wollte, das Menschen zu thun im Sinne hätten, in seiner Jugend böse gewesen wäre? Allerdings, gab er zur Antwort; denn er erinnerte sich noch wohl, daß er in seinem zwölften Jahre, da er einige Leute tanzen sah, und von andern überredet wurde, mitzutanzen, gleich anfänglich von einer solchen Angst überfallen worden sey, daß er mitten aus dem Tanze weggelauffen wäre, und seitdem niemals wieder daran hätte Antheil nehmen wollen.

Unterdeßen folgte er auch seinem Triebe zu den Wißenschaften, den er eben so zeitig empfand. Den ersten Grund in denselben legte er hauptsächlich unter der Aufsicht und Anführung Joachim Stollens, Hofpredigers des Grafen von Rappoltstein, seines nachmaligen Schwagers. Er machte sich mit verschiedenen alten Schriftstellern, mit den meisten Theilen der Philosophie, auch mit der Geschichte und Erdbeschreibung bekannt; nächstdem übte er sich in der lateinischen und deutschen Dichtkunst. Von eben demselben wurde er noch mehr in dem ausübenden Christenthum gestärkt; lernte von ihm die nüzliche Lehrart des Catechisirens, und fand auch an seiner Art zu predigen so vielen Geschmack, daß er in der Folge sie zur Nachahmung für die seinige beibehielt. Im Jahr 1650. schickte man ihn auf das Gymnasium nach Colmar, wo ihm Joachim Klein, oberster Lehrer deßelben und Prediger, noch mehr Anweisung im Griechischen

und Lateinischen, in der Philosophie, Beredsamkeit und Disputirkunst ertheilte. Auf der Universität Straßburg aber, welche er im Jahr 1651. besuchte, wurde er bereits in seinem achtzehnten Jahre Magister, nachdem er eine Abhandlung aus der natürlichen Theologie wider den Hobbes vertheidigt hatte. Hier legte er sich mit besonderm Fleiße auf die griechische und hebräische Sprache, auch auf die rabbinische Mundart. In dieser leztern bediente er sich des Unterrichtes eines Juden; nachher aber hörte er zu Basel über dieselbe und über das Hebräische, auch den berühmten Buxtorf. Selbst im Arabischen erwarb er sich eine ziemliche Kenntniß. Auf dem historischen Felde war es vornemlich die deutsche Geschichte, die er aus ihren Quellen schöpfte. Vorzüglich las er auch das treffliche Werk des Grotius vom Rechte des Kriegs und Friedens, mit wiederholter Aufmerksamkeit. Er rühmte oft den Nutzen, den er aus demselben gezogen hätte: und mehrere Zuhörer seiner Predigten, die auch damit vertraut waren, versicherten ihm, sie hätten aus denselben gemerkt, wie stark er es gelesen haben müße. Unter den Theologen zu Straßburg, waren Sebastian Schmidt und Johann Conrad Dannhauer seine Lehrer: jener, als Ausleger der heiligen Schrift ehemals sehr hochgeschäzt; dieser, mehr ein methodischer und scharfsinniger Kopf im Vortrage seiner Wissenschaft; beide überaus eifrige Vertheidiger des Lehrbegriffs ihrer Kirche.

Mitten unter diesen Beschäftigungen, wurde ihm im Jahr 1654. die Unterweisung der beiden Pfalzgrafen am Rhein und Brüder, des Herzogs Christian, und des Herzogs Ernst Johann Carl, aufgetragen, mit welchen er sich in dieser Absicht anderthalb Jahre zu Straßburg aufhielt. Er sollte auch mit ihnen im

Jahr

Jahr 1656. nach Frankreich reisen; allein seine Lehrer widerriethen es ihm, weil er dadurch von dem Lauf seines theologischen Fleißes zu sehr würde zurückgehalten werden. Er hatte ohnedieß in jener Stelle, nach der Fürstlichen Vorschrift, die Geschichte und ihre Hülfswißenschaften, sonderlich die Geschlechtskunde, am meisten treiben müßen. Dieses that er auch desto williger, weil er, bey dem Unvermögen seiner Eltern, ihn gehörig zu unterhalten, solche Kenntniße für die brauchbarsten hielt, um sich die nothwendigsten Einkünfte zu verschaffen. Daher hielt er bald und vor zahlreichen Zuhörern, Vorlesungen, sowohl über die Vernunftlehre und Grundwißenschaft, als über die Erdbeschreibung, Geschlechtswißenschaft und Geschichte. Schon gab auch der Rath von Straßburg zu erkennen, daß er geneigt sey, ihm dereinst die Lehrstelle der Geschichtkunde anzuvertrauen. Spener unterließ nicht, vom Jahr 1659. bis zum Jahr 1662. hin, zur Erweiterung und Uebung seiner Gelehrsamkeit, manche Reisen auf nähere Universitäten und in andere berühmte Städte vorzunehmen. Er hielt sich eine Zeitlang zu Basel auf, wo er auch Vorlesungen hielt, zwo geographische und eine historische Disputationen vertheidigte. Er kam auch nach Tübingen, Freyburg und Genf. Zu Lyon lernte er den Jesuiten Claudius Franz Menestrier kennen, der damals den Ruhm zu erlangen anfieng, welchen er als Kenner und Schriftsteller der Wapenkunde noch immer besizt; wiederum eine Reizung für Spenern, auch dieses historische Hülfsmittel sorgfältiger zu nützen.

Gleichwohl blieb die Religionswißenschaft seine Hauptangelegenheit. Er verband mit der Erlernung derselben, seit dem Jahr 1655. Versuche im predigen. Dabey beobachtete er, nach Scollens Rathe, am

Sonntage eine außerordentliche Strenge gegen sich: nicht genug, daß er sich aller Ergözlichkeiten an demselben enthielt; er legte sogar alles, was zur eigentlichen theologischen Gelehrsamkeit gehörte, auf die Seite, und außer dem öffentlichen Gottesdienste, las er bloß Schriften gottseeligen Inhalts, sang mit einem Freunde eines von den neuen geistlichen Liedern; oder schrieb Betrachtungen von ähnlichem Inhalte auf. Kein Wunder war es also auch, daß dieser junge Mann, der das Wachsthum seiner eigenen Frömmigkeit so eifrig zu befördern suchte, sich ein solches kirchliches Amt wünschte, in welchem er die weit schwerern und ungewißern Bemühungen für den Gemüthszustand anderer, oder sogenannte Seelsorge, nicht zu übernehmen hätte. Als ihm daher im Jahr 1662. eine solche Stelle zu Straßburg angetragen wurde, mit welcher viele und beschwerliche Sorgen von der gedachten Art verbunden waren, bezeigte er nur deswegen einige Neigung, sie anzunehmen, weil ein Mann, deßen Urtheil er hochschäzte, einen göttlichen Wink darinne zu sehen glaubte. Aber im folgenden Jahre wurde ihm in eben derselben Stadt die zweyte Frey-Predigerstelle, also gerade ein Amt nach seinem Wunsche, ertheilt. Er konnte bey demselben sein Studieren und seine Vorlesungen fortsezen; die Obrigkeit dieser Reichsstadt hatte ihn immer noch für die dortige Universität bestimmt. Er nahm deswegen auch im Jahr 1664. aufgemuntert von seinen Freunden und Lehrern, die theologische Doktorwürde an. Eben so geschah es, mehr nach dem dringenden Anhalten seiner Anverwandten und Freunde, als nach seinem Triebe, daß er sich an einerley Tage zum Doktor ernennen und trauen ließ. In der Besorgniß, daß der ihm natürliche Ernst ihn hindern möchte, seiner Frau so liebreich zu begegnen, als sie erwarten konnte, hatte er sich bereits entschloßen, seine

junge

junge Person, sondern eine Wittwe zu heirathen, die einen störrischen Mann gehabt hätte, und sich also desto leichter an ihn gewöhnen könnte. Allein ob er gleich diesen Entwurf nicht ausführte; war er doch mit seiner Ehe in aller Betrachtung wohl zufrieden.

Spener hatte sein Lehramt zu Straßburg noch nicht völlig zwey Jahre verwaltet, als man ihn im Jahr 1666. ob er gleich erst ein und dreyßig Jahre alt war, zum Senior der Evangelischen Geistlichkeit und Prediger zu Frankfurt am Mayn berief. Da er ungewiß war, ob er diesen Ruf annehmen sollte, überließ er es den beiden Reichsstädten selbst, sich über ihn zu vergleichen: und der Rath von Straßburg hielt es, nach dem Gutachten der dortigen theologischen Lehrer, vor billig, ihn nach Frankfurt abgehen zu laßen. Hier, wo sein früherer Entwurf in eine ganz andere Bestimmung übergieng, machte er einen neuen; der aber nicht bloß auf der Willkühr einer gewißen Neigung beruhte, sondern der würdigste für jeden Evangelischen Lehrer war. Er entschloß sich, der Obrigkeit alle schuldige Ehrerbietung zu beweisen; unter seinen zum Theil bejahrten Mitgenoßen im Amte sich kein ausnehmendes Ansehen zu geben; im Predigen die gemeinnüzlichste Einfalt zu beobachten; Religionsstreitigkeiten darinne sparsamer abzuhandeln; sich aber desto mehr dem herrschenden unglücklichen Wahne entgegen zu sezen, als wenn auf die äußerliche Uebungen des Christenthums die ganze Frömmigkeit ankäme.

Allerdings würde unter diesen Vorschriften, die er sich selbst gab, die vierte noch vollkommener ausgefallen seyn, wenn er es sich zum Geseze gemacht hätte, in seinen Predigten gar keine nahmentliche und persönliche Religionsstreitigkeiten zu berühren; wenn er gleich

berechtigt war, so zu lehren, wie es zur Beurtheilung der wichtigsten Fragen des Christenthums, über welche die Christen selbst uneins sind, dienlich seyn konnte. Allein zur damaligen Zeit war schon die Mäßigung in der Kanzelpolemik, die sich Spener vornahm, eine nicht geringe Anstrengung; sie ganz wegzulaßen, wäre etwas sehr Außerordentliches und nichts weniger als tadelfrey gewesen. So vielen Beifall unterdeßen seine Predigten fanden; so stiftete doch eine im Jahr 1667. gehaltene eine unangenehme Bewegung. Er hatte darinne die nothwendige Vorsehung vor den falschen Propheten, bey Gelegenheit der Warnung des Erlösers vor denselben, empfolen; aber darunter ausdrücklich die Reformirten gerechnet, ihnen vorgeworfen, daß sie sich oft des Schaafpelzes bedienten, oder ihre Lehrsäze mit hinterlistiger Verstellung ausbreiteten; und zu jenem Vorsehen auch einen würklichen Abscheu und Haß aus göttlichem Eifer gerechnet. Die Reformirten zu Frankfurt, die zahlreich und von ansehnlichem Vermögen waren, beschwerten sich heftig über diese Predigt; sie nannten dieselbe Friedestörend. Sie mußte ihren Unmuth desto mehr erregen, da sie so oft vergeblich um eine öffentliche Religionsübung in dieser Stadt angehalten hatten; und es schien, als wenn durch einen solchen Vortrag die Abneigung gegen sie bestärkt werden sollte. Darauf ließ Spener seine Predigt im Jahr 1668. drucken; wobey er weitläufige Anmerkungen zu ihrer Vertheidigung hinzusezte. Zur Geschichte der Reformirten in Frankfurt sind zwar diese Anmerkungen brauchbar; aber den Angriff des Verfaßers auf dieselben, können sie wenigstens in unsern Zeiten nicht mehr rechtfertigen. Auch würde er bey schärferer Untersuchung gefunden haben, daß die falschen Propheten, von denen der Erlöser sprach, nicht sowohl irrgläubige Lehrer, als vielmehr heuchlerisch laster-

laſterhafte Bekenner der wahren Religion geweſen ſind.

Doch dieſen vorübergehenden Ausbruch des ſo nothwendig gewordenen Streitgeiſtes, konnte man bey einem Manne bald vergeßen, der ſo oft als Lehrer der reinſten Gottſeeligkeit auftrat, und am liebſten wider die Hinderniße derſelben unter ſeinen eigenen Glaubensgenoßen eiferte. Eine viel würdigere Bewegung brachte daher eine andere Predigt hervor, die er im Jahr 1669. von der falſchen und ungenugſamen Gerechtigkeit der Phariſäer hielt. In derſelben entwickelte er die unrichtigen Begriffe ſehr vieler Chriſten von Tugend und Heiligkeit, als wenn ſie bloß in der Vermeidung in die Augen fallender Laſter beſtünde, ſo nachdrücklich, daß beinahe alle ſeine Zuhörer gerührt wurden. Zwar ein Theil derſelben, die er dadurch in ihrer Sicherheit ſtörte, erklärte ſich, daß ſie niemals wieder in ſeine Predigten kommen wollten. Andere hingegen wurden in eine heilſame Beſtürzung verſezt, indem ſie gegen ihr bisheriges Selbſtvertrauen überzeugt wurden, wie wenig ein bloßer unfruchtbarer Glaube, ohne Beßerung des Herzens, den wahren Chriſten ausmache.

Bald zeigten ſich auch die Früchte von dieſem Eindrucke, in ungewöhnlich häuffigen und ernſten Beſtrebungen ſowohl nach reifern Einſichten von Religionsſachen, als hauptſächlich nach ihrer thätigſten Anwendung. Spener ſtellte im Jahr 1670. auf Verlangen einiger Mitglieder ſeiner Gemeine, nicht ohne vorher etliche ſeiner Amtsgenoßen darüber zu Rathe gezogen zu haben, in ſeinem Hauſe eine Art frommer oder andächtiger Verſammlungen, ſogenannte Collegia pietatis, an. Was diejenigen, welche dieſes gewünſcht

hatten, empfanden, das mußte er selbst schon lange bemerkt haben, (und man kann diese Bemerkung noch in unsern Tagen machen,) nemlich, daß die öffentlichen, zusammenhängenden und langen Religionsvorträge bey dem großen Hauffen entweder nur einen sehr mäßigen Nutzen schaffen; oder doch für die meisten Christen nicht hinlänglich sind, um Betrachtungen, Selbsterkenntniß und Empfindungen in Rücksicht auf die Religion, bey ihnen zu erwecken oder zu leiten, wie sie derselben fähig oder bedürftig sind. Spener wiederholte also anfänglich in diesen Zusammenkünften, die sich mit einem Gebete anfiengen, seine am Sonntage gehaltene Predigt im Auszuge; nachher aber traf er diese Einrichtung, daß er einige Verse aus dem Neuen Testamente vornahm, und nach deren Erläuterung, auch den anwesenden Mannspersonen verstattete, ihre Gedanken und Fragen darüber ohne Streit mitzutheilen: alles bloß zur Nahrung der Gottseeligkeit, nicht um Schwierigkeiten aufzulösen; oder die Neubegierde zu befriedigen. Jedermann hatte dazu, so weit der Platz reichte, freyen Zugang; die Frauenspersonen welche sich dabey einfanden, wurden von den männlichen Personen nicht einmal gesehen. Solchergestalt wurden diese Uebungen in dem Hause ihres Stifters bis ins Jahr 1682. fortgesezt. Als er sie aber damals, mit Erlaubniß des Raths, bey welchem einige Gesandte darum angesucht hatten, in die Kirche verlegte, hatten die Zuhörer bürgerlichen Standes, welche im Hause oft zu ihrer und anderer Erbauung sprachen, diese Freymüthigkeit nicht mehr, und ein Theil des ehemaligen Nutzens gieng also verloren. Unterdeßen wurde diese Anstalt überall mit Beifall aufgenommen; man ahmte sie in verschiedenen Gegenden nach, und spürte gute Früchte davon. Auf einmal erhob sich ein Streit darüber. Diese geistlichen Zusammenkünfte wurden nicht durchgängig unter der Aufsicht

ſicht eines Lehrers gehalten; es giengen auch darinne manche Unordnungen durch die Miſchung von Leuten, welche ſie beſuchten, vor; daher erſchienen landesherrliche Befehle zu ihrer Unterdrückung. Spener, der an dieſen Mißbräuchen unſchuldig war, vertheidigte die ſeinigen in einer beſondern Schrift.

Er erwarb ſich zu gleicher Zeit noch ein anderes Verdienſt um den öffentlichen Religionsunterricht. Ueberzeugt, wie nothwendig es ſey, denſelben nicht bloß für Kinder, ſondern auch für die des Nachdenkens ungewohnte Menge in Fragen und Antworten über die Hauptlehren des Chriſtenthums abzufaßen, wandte er auf die Catechismuslehren und Prüfungen einen vorzüglichen Fleiß. Er ſtellte ſie ſelbſt an; ob er gleich nicht dazu verbunden war. Um das Vorurtheil eines verächtlichen Begriffs vom Catechismus noch mehr zu vertilgen, handelte er dasjenige, was an jedem Sonntage Nachmittags aus demſelben vorgenommen wurde, im Eingange ſeiner Frühpredigten ab; und die Erwachſenen nahmen ſeitdem an den catechetiſchen Unterweiſungen weit mehr Antheil. Die einfältige Erklärung der chriſtlichen Lehre nach der Ordnung des kleinen Catechismus, die er im Jahr 1677. ans Licht ſtellte, die man nachher mehrmals neu gedruckt, und unter allgemeinen Lobſprüchen gebraucht hat, iſt ein Denkmal ſeiner geſchickten Lehrart; beſonders auch der faßlichen Vorſchriften, die er gab, alles was Glauben heißt, in die ſicherſte Anwendung des Lebens zu verwandeln. Auch darinne dachte er ſehr richtig, daß er, wie er in der Vorrede zu dieſem Buche ſchrieb, es keinem Menſchen zumuthen wollte, die darinne befindlichen Fragen und Antworten auswendig zu lernen; vor welcher und andern Martern des Gedächtnißes er vielmehr warnete. Aber zum Behuf des

Verstandes wollte er sie vielmehr gebraucht wißen, damit die Lehrer durch Hülfe derselben ungeübte Christen gewöhnen möchten, ihre erlangten Kenntniße mit eigenen Worten auszudrücken. Für die Lehrer sezte er auch in dieser Absicht, und auf Ersuchen seiner Amtsgenoßen, noch besondere lateinische Tabellen (Tabulae catecheticae) auf, daraus sie sich seine Methode bekannt machen, und noch deutlicher lernen könnten, wie wenig sie sich an eingeführte Worte und Redensarten binden müßten. Nachdem man dieselben häuffig abgeschrieben hatte, wurden sie im Jahr 1683 und seitdem öfters, gedruckt; auch diese seine Arbeit erhielt einen durchgängigen Beifall. Hätte er als Religionslehrer weiter nichts gethan, als daß er den catechetischen Unterricht in der Evangelischen Kirche wieder zu seiner wahren Würde erhoben, und nach einer glücklichen Lehrart getrieben hat: so würde er schon ein sehr verdienter Mann heißen können.

Aber er hatte nach und nach den ganzen Zustand seiner Kirche zu überschauen angefangen, und mit tief dringendem Blicke nicht allein die vielfachen Gebrechen deßelben entdeckt; sondern auch die Mittel ausfindig gemacht, wie ihnen abgeholfen werden müßte. Davon gab er im Jahr 1675. einen Beweis, als man von ihm eine Vorrede zu der neuen Auflage von Johann Arndts Postille, oder Predigtsammlung, die zu Frankfurt am Mayn gedruckt wurde, verlangte. Arndt war einer von den wenigen Evangelischen Theologen in den frühern Zeiten des vorigen Jahrhunderts, die zur Beförderung christlicher Gottseeligkeit durch deutsche, in der Hauptsache wohlgerathene Schriften nicht wenig beigetragen haben: und die seinigen darum schlechtweg verächtlich zu behandeln, weil sie nicht völlig denjenigen Werth haben, den man jezt an Erbauungsschrif-

schriften sucht, ist würkliche Ungerechtigkeit. In der Gesellschaft also eines solchen Mannes, trug Spener mit desto mehrerm Vertrauen eine Menge freyer und eben so gemeinnüzlicher Wahrheiten vor. Seine Vorrede wuchs zu einer starken Abhandlung an, die man so begierig las, daß sie gleich darauf besonders, und in der Folge noch oft, unter der Aufschrift: „Pia „Desideria, oder herzliches Verlangen nach Gottgefälliger Beßerung der wahren Evangelischen Kirche, „sammt einigen dahin einfältig abzweckenden christlichen „Vorschlägen," auch lateinisch übersezt, abgedruckt werden mußte.

Zuerst bemerkte Spener, daß die Verfolgungen, welche die Evangelische Kirche zu seiner Zeit von den Römischkatholischen auszustehen hätte, weit gefährlicher und auf die traurigste Art würksamer wären, als die ältern, indem sie an Statt offenbarer Gewaltthätigkeiten und Hinrichtungen, durch allerhand Kunstgriffe vollzogen würden, welche die Evangelischen zum Abfall von ihrer Religion reizen sollten. Er beklagte es ferner, daß unter diesen selbst, alle Stände so sehr verdorben wären. In dem obrigkeitlichen Stande, sagte er, wüßten wenige, was Christenthum sey, geschweige denn, daß sie es ausüben sollten; höchstens sorgten sie nur für die Erhaltung der hergebrachten reinen Lehre; ihr Eifer in dieser Betrachtung sey oft nur Staatsklugheit, und manche hinderten vielmehr das Gute, das durch die Religion gestiftet werden könnte. Der geistliche Stand sey einer gänzlichen Reformation benöthigt, und man könne kaum in demselben sein Gewißen retten. Bey so vielen Fehlern oder gar Ausschweifungen der Mitglieder deßelben, sey es noch das schlimmste, daß diese Mängel nicht einmal erkannt würden, daß die Leute glaubten, an ihren Predigern sey das rechte Christenthum zu sehen.

Vier

Vielen von diesen fehlte der wahre lebendige Glaube völlig, indem sie zwar aus der heiligen Schrift, aber nur aus ihrem Buchstaben, ohne Würkung des heiligen Geistes, wie man in menschlichen Wißenschaften etwas erlerne, die rechte Lehre gefaßt hätten; hingegen von dem himmlischen Lichte ganz entfernt wären. Daher wären sie nicht allein zu einem erhörlichen Gebete untüchtig; sondern könnten auch ihr Amt überhaupt nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke und Seegen führen. Die ernste innere Gottseeligkeit sey vielen Predigern so fremd, daß derjenige, der sie mit Eifer treibe, kaum den Verdacht eines heimlichen Papisten, Quäckers und Schwärmers vermeiden könne. Viele Lehrer stünden in der Meinung, daß die Kirche sich im glückseeligsten Zustande befinde, wenn sie nur vor ihren äußerlichen Feinden Ruhe genöße. Daher sezten nicht wenige fast alles allein auf die Führung der Religionsstreitigkeiten mit Römischkatholischen, Reformirten und andern Partheyen; mit den Früchten des Glaubens möchte es gehen, wie es wolle. In die Theologie sey viel Fremdes, Unnüzes, eine Menge Spizfindigkeiten eingeführt worden, wo wir nicht über die heilige Schrift weise seyn sollten. Daraus entstehe die Folge, daß manche Theologen, die zu einem Amte gelangten, von einem großen Theile des Erlernten nichts nüzen könnten; und hingegen fast aufs neue anfangen müßten, das ihnen Nothwendige zu studiren. Eine solche unbrauchbare Wißenschaft erregte nicht allein Stolz bey ihren Besizern; sondern sie trügen auch dieselbe zur Unzeit zu Markte, wo ihre Zuhörer vielmehr Erbauung erwarteten. In dem Hausstande endlich fand Spener nicht allein herrschende Laster; sondern auch Sünden, die gar nicht davor gehalten würden, wovon er die Trunkenheit, mancherley Rechtshändel

und

und den Mangel an thätigem liebreichen Beistande gegen Nothleidende, als Beispiele nennt; vornemlich aber ein schädliches Vertrauen auf den unfruchtbaren Glauben und äußerlichen Gottesdienst. Hierauf bedauert er das Aergerniß, welches Juden und Römisch-katholische an diesem Verfall der Evangelischen Kirche nähmen, wodurch auch viele abgehalten würden, zu derselben zu treten; widerspricht zwar denen, die behaupteten, sie könne vor keine wahre Kirche gehalten werden; zeigt aber auch, daß es weder möglich noch nüzlich sey, ihre Schande zuzudecken. Als eine Aufmunterung, diese Gebrechen der Kirche zu verbeßern, gedenkt er der Verheißungen der heiligen Schrift, daß sie noch auf der Erde in einen beßern Zustand versezt werden sollte, der insonderheit aus der zu erwartenden Bekehrung der Juden, und einem noch tiefern Falle des päpstlichen Roms, erfolgen würde. Könnte man es gleich nicht bis zur Vollkommenheit bringen; so müße man doch einen gewißen Grad derselben zu erreichen suchen, wie derselbe in der ersten christlichen Kirche vorhanden gewesen sey.

Nunmehr kommen Speners Vorschläge zur Aufhebung dieser Mängel; die aber nur eine Veranlaßung für Scharfsinnigere seyn sollten, noch tauglichere anzugeben. Erstlich müße die heilige Schrift viel fleißiger unter den Evangelischen getrieben werden, indem selbst die häufigen Predigten über dieselbe nicht hinreichend wären. Es sey nöthig, daß sie, und vornemlich das Neue Testament, in den Häusern weit stärker gelesen würde. Zur Beförderung dieses Eifers sollten in den Kirchen selbst noch und nach alle biblische Bücher, mit einer kurzen Anzeige ihres Inhalts, vorgelesen werden. Vielleicht würde es auch nicht undienlich seyn, wenn wir wiederum die alte

Aposto-

Apostolische Art der Kirchenversammlungen in Gang brächten, da neben unsern gewöhnlichen Predigten noch andere Versammlungen gehalten würden, wo nicht einer allein aufträte, sondern auch mehrere, welche Gaben und Einsichten hätten, unter der Aufsicht eines Predigers, ihre Gedanken, auch Zweifel über die heilige Schrift vortrügen, weitere Erläuterung und Belehrung darüber erhielten, und dabey bloß auf die Unterhaltung der wahren Gottseeligkeit gesehen würde. Denn auf diese Art würden die Prediger ihre Zuhörer, besonders ihre Schwäche oder ihr Wachsthum im Christenthum, kennen lernen; es würde mehr Vertrauen zwischen beiden dadurch gestiftet, und den leztern weit beßere Gelegenheit, die Bibel zu verstehen und zu nüzen, dargeboten werden, als in der Kirche. Mit diesem Mittel, sagte Spener, stehe das zweyte, die Aufrichtung und fleißige Uebung des geistlichen Priesterthums, in genauer Verbindung. Allen Christen ohne Unterschied wären die geistlichen Aemter frey gegeben, die sie im Falle der Noth verwalten könnten, wenn gleich zu ihrer Verrichtung ordentliche und öffentliche Diener bestellt wären. Daß in der päpstlichen Kirche die Clerisey allein sich aus Stolz den Nahmen der Geistlichen, (welches doch alle Christen wären,) beigelegt habe, sey eine Hauptstüze ihrer Macht über dieselben, aber auch der Trägheit und Unwißenheit der übrigen Christen in Religionssachen, geworden. Luther habe ihr daher nicht weher thun können, als indem er zeigte, daß alle Christen berechtigt und verbunden wären, von der Religion und heiligen Schrift nicht allein zu ihrer, sondern auch zu aller andern Belehrung und Beßerung Gebrauch zu machen. Dadurch werde auch so wenig dem Predigtamte Eintrag gethan, daß es vielmehr eine der vornehmsten Ursachen sey, warum dieses nicht alles

was

was man von ihm erwarten sollte, ausrichtet, weil es ohne die Hülfe jenes allgemeinen Priesterthums zu schwach ist, und Ein Mann, bey so vielen, nicht hinreichenden Nutzen schaffen kann. Drittens, müße man die Christen recht zeitig daran gewöhnen, zu glauben, daß es mit dem Wißen in der Religion nicht genug sey; sondern daß diese vielmehr in der Ausübung bestehe. Dazu sey es nüzlich, daß ein jeder entweder mit seinem Beichtvater, oder mit einem andern verständigen Christen, eine vertrauliche Freundschaft unterhalte, ihm Rechenschaft von seinem Leben gebe, Rath und Unterricht von ihm nehme. In Ansehung der Religionsstreitigkeiten, empfol Spener zuerst folgende Pflichten gegen die Irrgläubigen: Gebet für sie; gutes Beispiel; bescheidene und nachdrückliche Vorstellungen für die Wahrheit gegen sie, ohne alle Scheltworte und Anzüglichkeiten, wenn sich die Gelegenheiten dazu zeigen; und Merkmale einer herzlichen Liebe zu ihnen; indem dieses, wenn man ja zur Vereinigung der verschiedenen Religionen unter den Christen einige Hoffnung haben sollte, der nächste und gesegneteste Weg dazu seyn möchte. Auf der andern Seite aber erinnerte er, daß nicht alles Disputiren über die Religion, wenn gleich von gelehrten Männern, und mit Hülfe der heiligen Schrift selbst angestellt, nüzlich sey, weil es oft von heftigen Leidenschaften begleitet werde; daß auch das rechte Disputiren nicht einmal das einzige Mittel zur Erhaltung der Wahrheit sey; sondern noch andere neben sich erfordere; insonderheit den Trieb, die Gegner zugleich zu beßern, und zur heilsamsten Anwendung der erkannten Wahrheit zu führen. Insonderheit aber behauptete Spener, daß, wenn die Kirche gebeßert werden sollte, künftige Prediger auf Universitäten ganz anders erzogen und gebildet

werden

werden müßten, als es bisher geschehen sey. Außer einem würdigern Beispiele ihrer Lehrer, das sie vor den Augen hätten, müßte es ihnen unaufhörlich eingeprägt werden, daß am gottseeligen Leben mehr gelegen sey, als an ihrem Fleiß und Studieren, ja daß dieses ohne jenes nichts werth sey; daß sonst nur eine Philosophie von göttlichen Dingen, nicht eine Theologie, die im Lichte des heiligen Geistes erlernt werde, entstehe. Daher müßten auch die Lehrer dieser Studierenden, in ihrer Achtung und ganzem Betragen gegen sie, nach der Verschiedenheit ihrer Sitten, einen Hauptunterschied machen, und die frömmsten den gelehrtesten, die aber von roher Lebensart sind, vorziehen. Auch sollten diese nicht bloß Zeugniße ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit, sondern eben sowohl ihrer christlichen Aufführung, von Universitäten mitbringen. Nächstdem müßten die Professoren selbst beurtheilen, welche theologische Wißenschaften für einen jeden nach seinen Gaben, seinem Vaterlande, dem von ihm zu hoffenden Amte, und andern Umständen, nüzlich und nöthig sind. Alsdann könnten mit einigen die Streitigkeiten recht ausführlich getrieben werden; bey andern aber würde es genug seyn, wenn sie geschickt würden, bey vorkommender Veranlaßung die Gegner zu widerlegen, und ihre Gemeine vor Irrthümern zu verwahren. Diejenigen, in deren Vaterlande Juden wohnten, sollten in den Streitigkeiten mit denselben fleißiger geübt werden. Die Disputationen auf Universitäten müßten auch in deutscher Sprache gehalten werden, damit es dereinst dem Prediger nicht schwer falle, seiner Gemeine etwas in dieser Sprache von streitigen Fragen vorzutragen. Ueberhaupt aber sollten die Lehrer auf hohen Schulen in der Abhandlung der Religionsstreitigkeiten ein gewißes Maaß halten, und die ganze Theologie auf die Apostolische Einfalt zurück

führen;

führen; daher Taulers, Kempis, und ähnliche Schriften in die Hände der Lernenden zu bringen wären. Eben darum aber, weil die Theologie nicht eine bloße Wißenschaft, sondern eine praktische Fertigkeit ist, sollten für diejenigen, die sich ihr ergeben, allerhand Uebungen angestellt werden, durch welche sie zu gottseeligen Betrachtungen, zur Prüfung ihrer selbst, und zum Fortgange in der Beßerung geleitet; aber auch im öffentlichen Unterrichte, in der Tröstung der Krankheiten, und andern Pflichten ihres künftigen Amtes vorbereitet würden. Der sechste Vorschlag Speners zur nöthigen Kirchenverbeßerung, betrifft die nüzlichere Einrichtung der Predigten. In vielen derselben, sagt er, stellen sich ihre Verfaßer als gelehrte Leute dar, und bringen mehrere fremde Sprachen bey; obgleich in der Kirche kaum einer etwas davon versteht. Manche tragen mehr Sorge dafür, daß der Eingang ihrer Predigten sich recht schicke, und die Zusammenfügung derselben artig, ihr Entwurf kunstreich und verborgen genug angelegt sey; daß alle Theile der Predigt recht nach der Redekunst abgemeßen und ausgeschmückt seyen, als daß sie solche Materien wählten, von denen der Zuhörer im Leben und Tode Nutzen haben könnte. Allein die Kanzel ist nicht derjenige Ort, da man seine Kunst mit Pracht sehen laßen, sondern das Wort Gottes einfältig, aber gewaltig, predigen soll. Mit verschiedenen Anmerkungen über die Hauptabsicht einer Predigt, den Grund des Christenthums im Herzen zu lehren, beschließt endlich Spener diese Vorschläge.

Bey dem ersten flüchtigen Ueberblicke seiner Schrift, könnte man vielleicht auf die Gedanken fallen, daß seine Klagen übertrieben, zu sehr ins Allgemeine ausgedähnt, manchmal auch nur gutgemeinte fromme

Seufzer gewesen wären. Wenn nun aber siehet, daß sie durchgehends in der Evangelischen Kirche so wohl aufgenommen worden sind; daß zwar manche, deren Blößen darinne aufgedeckt wurden, ihre Unzufriedenheit darüber mündlich bewiesen haben; allein kaum nach vier Jahren ein öffentlicher Angriff auf eine Behauptung dieser Schrift, die nicht einmal die eigentlichen Klagen betraf, erfolgt ist: so muß man dieses wohl als ein Geständniß der Wahrheit gelten laßen. Hierzu kam, daß lange nicht alles, was Spener tadelte, erst von ihm als verwerflich vorgestellt wurde. Andere Lehrer kurz vor ihm, oder noch zu seiner Zeit, hatten das meiste eben so angesehen; er führte ihre Stellen an, und konnte bey der neuen Ausgabe seiner Schrift zwey Bedenken damaliger Theologen hinzufügen, welche das seinige völlig bestätigten. Daß vieles was er vorbrachte, neu zu seyn schien, rührte hauptsächlich davon her, weil er der erste war, der alles in einem solchen Umfange und Zusammenhange, so frey und nachdrücklich sagte. Einzelne Vorstellungsarten, angegebene Ursachen, oder erregte Hoffnungen, könnten zwar darunter ungewöhnlich heißen, oder bezweifelt werden; dem Ganzen aber seiner Bemerkungen fehlte es so wenig an Richtigkeit, daß vielmehr der damalige Zustand der Evangelischen Kirche, besonders der theologischen Gelehrsamkeit in derselben, die Schriften und Predigten, die wir aus jenem Zeitalter übrig haben, für dieselbe sprechen. Das Hauptverdienst eines Evangelischen Theologen, wurde bis auf Speners Zeiten in der eifrigsten Fertigkeit, seinen Lehrbegriff zu vertheidigen, und andere Religionsgesellschaften zu bestreiten, oder kurz in der Polemik, gesezt. Davon waren dieses die natürlichsten Folgen, daß die Religionsstreitigkeiten nicht allein kein Ende nahmen; sondern auch ohne Noth mit neuen vermehrt, und

und mit der äußersten Hitze getrieben wurden; daß die scharfsichtige und ruhige Untersuchung der Religionswißenschaft, der man ohnedem alle Festigkeit und Vollkommenheit zutrauete, weder Zeit noch Platz gewinnen konnte; daß also bey vieler Gelehrsamkeit und dem besten Willen, doch in dieser Wißenschaft ein Stillestehen, und sogar ein Zurückweichen erfolgte; und daß ihre edle sicherste Grundlage, die Auslegung der heiligen Schrift, oder auch Hauptheile derselben, wie die theologische Sittenlehre, nichts weniger als nach Würden bearbeitet wurden. Der ganze akademische Unterricht in der Theologie war auch darauf gestimmt, daß glückliche Streiter für die Kirche täglich in Menge hervortreten mußten. Man hatte die Aristotelisch-Scholastische Philosophie mit allen ihren Spizfindigkeiten tief in die Erklärung und den Vortrag des theologischen Lehrgebäudes verwebt. Das Latein, in welchem alle Vorlesungen gehalten wurden, war mit Kunstwörtern beladen; und mehrere Jahre einer dogmatisch-polemischen Unterweisung vollendeten diese Anlage. Es konnte nicht fehlen, daß auch der kirchliche Lehrer, der auf diese Weise gebildet worden war, vieles auf die Kanzel brachte, was für diesen Ort gar nicht gehörte. Da erschien hebräische, griechische und römische Sprachwißenschaft, und andere Gelehrsamkeit oder Beleſenheit; die Hauptsäze der Predigten und ihre Abtheilungen wurden lateinisch abgefaßt; oft bestanden sie aus sinnreich witzigen, aber übel gewählten Bildern, und die Widerlegung alter und neuer Ketzer nahm auch ihre geräumige Stelle ein. Es gab Ausnahmen von diesem allem; auch läßt sich vieles durch den damaligen herrschenden Mangel an feinerm Geschmack in der deutschen Sprache und Beredsamkeit, in Witz und Methode, entschuldigen. Aber schon der streitsüchtige theologische Geist hatte einen übeln Einfluß auf die

Sitten; wie er jederzeit selbst sehr gutmeinende Menschen verwandelt und verkehrt hat. Ueberdieß hat man die richtige Anmerkung gemacht, daß der in Speners frühesten Jahren geendigte dreyßigjährige Krieg unter andern Folgen, auch Spuren einer gewißen Verwilderung bey der Nation zurückgelaßen habe, die erst spät weggewischt werden konnten.

Spener hatte also vollkommen Recht, indem er große und sehr mannichfaltige Fehler und Mißbräuche in der Evangelischen Kirche anzeigte. Allein die Gegenmittel, die er dawider vorschlug, waren nicht weniger treffend ausgesucht; wenn sich gleich in ihrer Anwendung kleine Schwierigkeiten hervorthun konnten; oder einiges noch bestimmter und vollständiger zu entwickeln war. Im Grunde kehrte er dadurch zu der Lehrart und Theologie der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts zurück, von der man sich mit dem Anfange des siebzehnten, immer mehr entfernet hatte. Diese hatten dem gelehrten Forschen in der heiligen Schrift den ersten Rang unter den theologischen Beschäftigungen angewiesen; der Philosophie kaum einen entfernten Einfluß auf die Religionswißenschaft zugestanden, und einen kunstlosen Vortrag des Christenthums in der versammleten Gemeine, vor den besten gehalten. So viele Redlichkeit und so sichtbare gottseelige Gesinnungen, auch die Bescheidenheit, mit welcher Spener seine Vorschläge nur fromme Wünsche nannte, konnten ihnen desto mehr Eingang verschaffen. Ob er sich gleich stark und ernstlich ausdrückte; so vermied er doch alles Beleidigende, Bittere und persönlich Satyrische. Es waren mehr wehmüthige Klagen im Nahmen der Religion, der Tugend und des Evangelischen Lehramtes, die völlig wieder in ihre alten Rechte eingesezt zu werden wünschten.

Hier

Hier sieht man würklich den Anfang einer überaus beträchtlichen und nothwendigen, geschickt entworfenen und standhaft fortgesezten Reformation. Denn nach der Grundlage, die in dieser Schrift enthalten ist, arbeitete Spener durch mündliche Lehren, Schriften und sittliches Beispiel, in den folgenden dreyßig Jahren immer fort. Es ist der Saame, den er stets fruchtbarer zu machen versucht hat: und seine zahlreichen Freunde, Schüler oder Nachahmer beeiferten sich ebenfals in vielen Gegenden, nicht minder glücklich als er, aus so reichhaltigen Grundsäzen auch allen möglichen Gewinn zu ziehen. Gleichwohl schrieb er sechs Jahre darauf, nachdem er diese Vorrede herausgegeben hatte, an einen Freund: „Vor einen Reformatorem der Kirche mich anzugeben, laße ich „mir die Thorheit nicht aufsteigen; sondern weiß „mich meiner Schwachheit zu entsinnen, daß dazu „weder Weisheit noch Kraft empfangen habe. Laße „mir also genügen, daß ich mit unter die Stimmen „gehören möge, welche diejenigen zu der Reformation helfen aufmuntern, die der Herr dazu ausgerüstet haben mag. In solcher Sache also bedarf ich „keines Anhangs; oder andere an mich zu ziehen. Es „nöthigt mich aber auch nichts, daß ich mit denjenigen „Theologis, von denen ich entweder selbst gute Gedanken und Hoffnung habe; oder die sich doch dem Guten aufs wenigste nicht öffentlich widersezen, brechen „müßte. Vielmehr trachte ich sie bey gutem Willen, „auf Art und Weise, so dem Gewißen nicht entgegen „ist, zu erhalten; oder entweder ihre Miteinstimmung, „damit mir mein Werk beßer von Statten gehen möchte; „oder daß sie dadurch zu ihres eigenen Amtes fleißiger „Verrichtung aufgemuntert würden; oder daß sie sich „anderer christlichem Vorhaben nicht frevelnd entgegen „zu sezen sich verleiten laßen. Welche Zwecke alle der

„göttlichen Ehre gemäß sind. Hingegen sehe ich mich nicht „verantwortlich an, wo ich muthwillig solche Leute in „Harnisch jagen sollte.“ Eben so erklärte er sich gegen einen andern Freund, im Jahr 1684. daß er zwar zu der Kirchenverbeßerung gern das seinige beitragen wolle; „aber zu einem solchen sonderbaren Werke bey sich „durchaus die nöthigen Stücke nicht finde. Ich will „nicht sagen, fährt er fort, von dem Mangel der Ge„lehrsamkeit, und dergleichen natürlichen Verstandes„gaben; sondern vornemlich mangelts mir an der nö„thigen Klugheit und Weisheit, welche Gebrechen ich „auch sogar in den absonderlichen Amtsverrichtungen „bey mir finde, daß ich öft mich selbst meiner schäme, „wie sogar keinen Rath nicht finden kann. Was sollte „es denn seyn, wo ich mich eines höhern anmaaßen „sollte? Sonderlich mangelt mirs an der Kraft des „Geistes von oben, die leider sehr schwach ist, und die „natürliche Furcht auch im Geringen schwer überwin„det, nimmermehr aber genugsam ist, sich deßen zu „unterfangen, welches einen rechten Heldenmuth er„forderte. Daher mangelts mir eben aus diesen Zeug„nißen an dem göttlichen Berufe.“

Versicherungen dieser Art sind unterdeßen nur die Sprache eines Mannes, der es wußte und fühlte, wie ungemein viel zu einem Reformator von Religions- und kirchlichen Mißbräuchen gehöre, die sich ins Große und Ganze erstrecken; eines mit sich sehr wohl bekannten, sehr demüthigen und gottesfürchtigen Mannes, der sich lieber zu wenig als zu viel zutrauen wollte. Man merkt seine edle Absicht, Gutes auf die sanfteste unanstößigste Art, ohne diejenigen aufzubringen, die es bisher nicht genug gekannt hatten, oder noch hindern konnten, zu würken; sein Besorgniß, in den Verdacht zu gerathen, als wenn er der Stifter einer Parthey

werden

werden wollte; und seine gegründete Ueberzeugung, wie weit mehr Nutzen derjenige meistentheils schaffe, der nicht geradezu stürmt und niederreißt; sondern durch weise Rathschläge und stille Thätigkeit Reformator ist, ohne sich öffentlich dazu aufzuwerfen. In diesen Gesinnungen schrieb Spener im Jahr 1678. an einen seiner Freunde: „Ich weiß wohl, nicht nur, „daß das Reformationswerk nicht Eines Mannes „Arbeit sey; sondern daß an demjenigen, was der Herr „an seiner Kirche vorhaben mag, ich weder der vor„nehmste, noch einer von den vornehmsten seyn soll, „als wozu mir die Gaben nicht gegeben. Mir ists „schon mehr Ehre, als ich verdiene, daß mein Gott „meine pia desideria so weit gesegnet, daß sie als eine „ziemlich laut schallende Stimme unterschiedliche er„weckt und aufgemuntert haben, nicht etwan von mir „zu lernen; sondern der Sache weiter nachzudenken, „nach den Gaben, die sie von Gott haben, und er „ihnen, wo sie anfangen, ihm treu zu seyn, ferner „geben wird. Ueber diese Aufmunterung sehe ich „nicht, daß Gott mehr durch mich zu thun vorhaben „sollte, ohne daß ich an meiner Particulargemeine nach „Vermögen zu arbeiten, und was sowohl mit Schrei„ben zwischen guten Freunden zu allerseits Erbauung „ausgerichtet werden mag, als etwan an einem und „andern Einfältigen von mir geschehen zu können, er„die Gelegenheit geben wird, mich deroselben zu ge„brauchen haben mag.“ Um gleiche Zeit gab er seinen Freunden zu erkennen, daß, wenn von einer völligen und feyerlichen Reformation die Rede sey, in Absicht auf dieselbe nichts Großes ohne Zuziehung oder vielmehr ohne das Ansehen der Obrigkeit, ausgerichtet werden könne; daß die Reformation von dem geistlichen Stande angefangen werden müße; daß aber gerade dieser sich am wenigsten werde refor-

miren laßen, auch nicht viele Obrigkeiten zu finden seyn dürften, welche entweder dazu nöthigen Verstand und Eifer haben, oder es nur gerne sehen würden, rechte gebeßerte und wachsame Prediger zu haben.

Auch unangenehme und sehr bedenkliche Folgen, die sich von den unschuldigsten Mitteln der Kirchenverbeßerung besorgen ließen, konnten Spenern abhalten, den Nahmen eines Reformators schlechterdings nicht anzunehmen. Er klagte selbst über eine derselben, die aus dem Eifer entsprungen war, mit welchem er auf wahre Gottseeligkeit, auf nüzlichern und erweiterten Gebrauch des öffentlichen Religionsunterrichtes, gedrungen hatte. Einige vorzüglich fromme Personen zu Frankfurt waren durch die herrschende Lasterhaftigkeit daselbst so stark gerührt worden, daß sie sich ein Gewißen machten, mit der Gemeine in Verbindung zu bleiben, weil doch viele Mitglieder derselben offenbar unwürdig wären; und sich daher theils des heiligen Abendmahls, theils sogar oft der öffentlichen Kirchenversammlungen enthielten; es entstanden auch daraus noch mehr Unordnungen. Spener widersezte sich diesem Fehltritte gutmeinender, aber schwachsinniger Köpfe, schriftlich und in seinen Predigten; er that ihnen auch mündlich Vorstellungen darüber. Doch alles war vergebens, und er konnte, so lange er zu Frankfurt blieb, die Einigkeit in der Gemeine nicht wieder herstellen. Der geistliche Stolz ist es in der That, der solche Trennungen verursacht; man kann ihn desto schwerer bändigen, da er meistentheils mit Unwißenheit oder Mangel an Ueberlegung verbunden ist, insonderheit nicht einsehen will, daß gerade die Aufhebung der kirchlichen Gemeinschaft mit den vor unwürdig gehaltenen Mitchristen, sie eines ermunternden und beßernden oder doch beschämenden Beispiels beraube; denjenigen

jenigen aber, der es entzieht, außer Stand seze, das Gute, auf welches er sich so viel einbildet, in einem größern Kreise würken zu laßen.

Zwanzig Jahre floßen unter solchen Bemühungen, in Speners Lehramte zu Frankfurt am Mayn vorbey. Er predigte daselbst fleißig nach demjenigen Entwurfe, den er schriftlich empfolen hatte, nemlich nichts auf die Kanzel zu bringen, was nicht Schriftmäßige Erkenntniß von Religionswahrheiten, und heilsame Anwendung derselben auf Herz und Leben befördern könnte. Eine Anzahl dieser Predigten, und besonders eine merkwürdige Sammlung eines ganzen Jahrgangs ließ er unter der Aufschrift: des thätigen Christenthums Nothwendigkeit und Möglichkeit, durch den Druck bekannt machen. Seine gottseelige Versammlungen giengen, zwar nicht ohne allen Tadel, doch mit bleibendem Nutzen, viele Jahre nach einander fort. Er gerieth auch in einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel, indem eine Menge Evangelischer Lehrer, die ihn hochschäzten und liebten, in Verbindung mit ihm zu treten suchten, sich Belehrungen über ihr Verhalten bey gewißen Fällen von ihm ausbaten, ihm Bedenklichkeiten vortrugen, und ihm überhaupt vielfache Gelegenheit gaben, seine Wißenschaft, Klugheit und Frömmigkeit zu zeigen.

In eben diesem Zeitraum stellte er zwo Schriften ans Licht, die mit seinen oben genannten Verbeßerungsvorschlägen genau zusammenhiengen. Die eine: Das geistliche Priesterthum, führte einen vollständigen Beweis, daß alle Christen das Recht hätten, außer sich, auch andere durch die heilige Schrift und Religionslehren zu erbauen; so wie sie für sich und andere zu beten schuldig wären. An der Richtigkeit

der Sache, die überdies mit einem biblischen Ausdrucke bezeichnet ward, konnte nicht gezweifelt werden. Dem Verfaßer aber wurde die Herausgabe dieser Schrift dadurch abgenöthigt, daß man fälschlich ausgestreuet hatte, in den von ihm gestifteten andächtigen Zusammenkünften predigten Mägde, und alles laufe darinne auf Herabsezung der Würde und der Rechte des eigentlichen Lehramtes hinaus. Gleichwohl machte das Ungewöhnliche dieser Anstalten, und der leichte Uebergang von ihrer rühmlichen Gestalt zu Mißbräuchen, daß es wenig fehlte, die zweyte Ausgabe des Buchs wäre von dem Rathe zu Frankfurt verhindert worden; obgleich alle Prediger daselbst hierinne mit Spenern einig wären, ja sogar einigen Antheil an der Ausfertigung deßelben genommen hatten. Vielleicht trug auch der geheime Vorwurf etwas dazu bey, den manche in diesen Versammlungen gegen ihren kaltscheinenden Eifer für die Gottseeligkeit zu sehen glaubten. Diese ganze Angelegenheit der Privatversammlungen zu gottesdienstlichen Uebungen, die nach und nach so viele Streitigkeiten, Beschuldigungen, und endlich landesherrliche Verbote derselben, hervorgebracht hat, ist kaum in den neuern Zeiten recht unpartheiisch beurtheilt worden. Man hat den Fall, der nicht selten gewesen seyn mag, daß Evangelische Theologen und Prediger sich den gedachten Versammlungen aus Furcht, ihr Ansehen, ihr Einfluß und ihre Einkünfte möchten dadurch einen starken Stoß leiden, als den einzigen angenommen; als wenn sie nicht eben so oft, und nicht immer ohne Grund, Besorgniße wegen der Religion selbst, die durch unbesonnen ausgeschüttete Einfälle eines vermischten Haufens leiden konnte, geäußert hätten. Genug, daß Speners sämmtliche Amtsgenoßen zu Frankfurt überzeugt gewesen sind, die von ihm getroffenen Einrichtungen seyen eine wahre Erweiterung

der

der Nuzbarkeit ihres Amtes: und eben diese Ueberzeugung hätte man auch allen andern Evangelischen Lehrern wünschen mögen.

Die andere dieser Schriften: Allgemeine Gottesgelehrtheit aller gläubigen Christen und rechtschaffenen Theologen, die im Jahr 1680. zum Vorschein kam, hatte Spener ebenfals zu seiner Vertheidigung aufsezen müßen. Er war deswegen öffentlich angegriffen worden, weil er in seinen Frommen Wünschen behauptet hatte, nur ein bekehrter Religionslehrer habe eine wahre Theologie; einem andern könne man bloß eine Philosophie von göttlichen Dingen zuschreiben. Andere Evangelische Lehrer von großem Ruf hatten ohngefähr eben dieses schon vor ihm gesagt und geschrieben; er aber nahm diesen Saz desto eifriger an, weil er die frühe Verbindung der Gottseeligkeit mit der Gelehrsamkeit als eines der vornehmsten Verbeßerungsmittel für den geistlichen Stand empfol. Bey dieser Frage, die in der Folge so hizig und in so vielen Schriften getrieben worden ist, lag ohne Zweifel ein Wortstreit zum Grunde. Da die Theologie eben sowohl eine menschliche Wißenschaft ist, und durch gewiße Hülfsmittel, Untersuchungen und Uebungen erlernt werden muß, wie andere Theile der Gelehrsamkeit: so sieht man nicht, warum sie bey dem unbekehrten Lehrer, der den gedachten Weg fleißig und anhaltend geht, nicht auch eine wahre Wißenschaft werden könnte, das heißt, die richtig, gründlich und auf mancherley Seiten brauchbar wäre. Wenn hingegen unter der Theologie eine auf geistliche Erfahrung und eigene Beßerung gegründete Religionserkenntniß und Fertigkeit, dieselbe auch zu anderer Beßerung anzuwenden, verstanden wird: so kann freylich nicht

gelen-

geleugnet werden, daß der bekehrte Lehrer dieselbe weit kräftiger und eindrücklicher vortragen könne, als ein anderer. Allein indem man diese leztere Erklärung gebraucht, verwechselt man die Begriffe willkührlich, und macht aus einer Wißenschaft eine praktische Fertigkeit; man vermischt Wahrheit und lebendige Kraft in der Anwendung mit einander. Speners an sich wohlgerathene Schrift kann dieses selbst bestätigen. Die große Menge von Zeugnißen, welche er darinne aus alten und neuen Zeiten für seine Meinung anführt, beweiset würklich so viel, daß man stets und mit Rechte, nur von einem gottseeligen Lehrer eine recht fruchtbare und geseegnete Führung seines Amtes zur Beßerung der Menschen erwartet; daß man aber auch Religion und Frömmigkeit nicht genau von der Theologie unterschieden, und daher die leztere wohl gar eine von Gott geschenkte Fertigkeit genannt habe. So gerieth auch Spener im Eifer für die gute Sache darauf, daß er, um eine wahre und wichtige Bemerkung möglichst stark zu sagen, etwas über die genaue Bestimmtheit der Ausdrücke hinausgieng.

Er fand jedoch zu Frankfurt auch noch Zeit zu Beschäftigungen von einer ganz andern Art. Man hat gesehen, wie viel Aufmunterung und sogar Verbindlichkeit er in seinen jüngern Jahren gehabt habe, um sich den historischen Hülfswißenschaften zu ergeben. Nicht damit zufrieden, dieselben sorgfältig erlernt zu haben, stellte er Sammlungen und Nachforschungen darüber an, die auch einer öffentlichen Bekanntmachung würdig waren; zumal da er sie immer fortsezte und vermehrte. Er ließ also im Jahr 1668. einen Schauplaz des Europäischen Adels (Theatrum Nobilitatis Europaeae, Tabulis progonologicis praecipuorum in cultiori Christiano orbe Magnatum et Illustrium

Pro-

Progenitores 128, 64, aut 32. iusto ordine repraesentantibus exornatum, Francof. fol.) in zwey Theilen drucken, zu welchen er im Jahr 1673. noch eine Ergänzung (Auctarium) hinzufügte. Es war nicht seine Absicht, vollständige Stammtafeln der in großer Anzahl aufgeführten Häuser, von den höchsten regierenden an, bis auf die ansehnlichern adelichen, mitzutheilen. Allein die Ahnen eines jeden Hauses stellt er nicht allein so weit, sondern zum Theil noch weiter dar, als es zu der gewöhnlichen Probe nöthig ist. Und obgleich dieses Werk manche Lücken und andere Unvollkommenheiten hat; so war es doch ein nüzlicher Beitrag zur Geschlechtskunde.

Um die Wapenkunde aber machte sich Spener noch weit mehr verdient. Menestrier, deßen bereits oben gedacht worden ist, hatte ihn ermuntert, dieser Kunst eben dieselben Dienste in Deutschland zu leisten, die sie von ihm in Frankreich empfieng. Er hielt auch zu Straßburg und zu Basel heraldische Vorlesungen; worauf schon im Jahr 1668. seine Erläuterung des Kursächsischen Wapens, (Commentarius historicus in Insignia Seren. Domus Sax.) ans Licht trat. Auf dieses vielversprechende Beispiel ließ er im Jahr 1680. den besondern Theil des Hauptwerks, unter der Aufschrift: Historia Insignium illustrium, seu Operis Heraldici Pars Specialis, Francof. fol. folgen, und sezte jene Erläuterung demselben vor. Endlich gab er auch den allgemeinen Theil oder die Einleitung: Insignium Theoria, seu Operis Heraldici Pars Generalis, Francof. ad Moen. 1690. fol. heraus, worinne er die Grundsäze der Heroldskunst erklärte. Durch dieses vortreffliche, mit vielen Kupfern versehene Werk, hat Spener allerdings die Wapenkunde zuerst für Deutschland gegründet: denn die

die Vorgänger, welche er daselbst gehabt hatte, waren nur bey mäßigen Versuchen stehen geblieben. Auch ist er immer noch ein klaßischer Schriftsteller in dieser Kunst, an dem man nicht bloß ungemeinen Fleiß und ausgebreitete Belesenheit, sondern auch viele Scharfsichtigkeit und mannichfaltige historische Gelehrsamkeit bewundert. Mit diesem Ruhme des Verfaßers verträgt es sich gar wohl, zu gestehen, daß seine Nachfolger in der Bearbeitung dieser Kunst, noch eine Menge von Berichtigungen und Zusäzen haben anbringen, selbst den Ursprung der Wapen deutlicher und erweislicher entwickeln können.

Nach einer zwanzigjährigen Amtsführung zu Frankfurt am Mayn, die Spenern in der Evangelischen Kirche nicht nur berühmt, sondern auch ehrwürdig gemacht hatte, wurde er im Jahr 1686. zu Stellen berufen, die noch wichtiger und schwerer waren; aber ihm auch ein weit größeres Feld der Würksamkeit, wenigstens seinen Wünschen und Entwürfen für die Kirche gemäß, eröfneten. Der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg der dritte, der ihn, auf einer Reise zu dem Reichskriegsheere am Rhein, näher kennen und schäzen gelernt hatte, ließ ihm die Aemter seines Oberhofpredigers, Beichtvaters, Kirchenraths und Beisizers am Ober-Consistorium zu Dresden, bereits im Jahr 1684. durch den berühmten Freyherrn Veit Ludwig von Seckendorf, Kursächsischen Geheimen Rath, einen eben so gelehrten und klugen als frommen Staatsmann, antragen. Spener trug damals Bedenken, dieselben anzunehmen, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er zwar, wie ihm andere versicherten, einige Gabe, vor einer zahlreichen Gemeine zu reden, aber nicht diejenige Klugheit und Herzhaftigkeit besize, die zu jenen Stellen und zu Verrichtun-

richtungen unter wenigen erhabnen Personen nöthig sey. Doch da der Antrag wiederholt wurde: stellte er, gewohnt seine Unschlüßigkeit bey sehr erheblichen Angelegenheiten durch das Urtheil anderer heben zu laßen, dem Rathe zu Frankfurt in einem weitläufigen Schreiben, welches als ein Muster ehrlicher Gewißenhaftigkeit und Freymüthigkeit, gelesen zu werden verdient, die Ursachen auf beiden Seiten vor, und bat ihn, darnach selbst zu entscheiden, ob er dieses Amt, das er vor das wichtigste in der Evangelischen Kirche Deutschlands hielt, übernehmen oder ablehnen sollte? Der Rath weigerte sich, eine solche Entscheidung zu geben; Spener ersuchte also fünf angesehene Theologen, jene Gründe zu untersuchen; sie erklärten darauf alle den Ruf vor göttlich, und Spener folgte ihrem Gutachten. Indem er dieses dem Kurfürsten von Sachsen schriftlich meldete, äußerte er zugleich das ehrerbietige Vertrauen, daß er bey der Verwaltung seines künftigen Amts, jede würdige Freyheit durch die Unterstüzung deßelben genießen würde.

Eine der ersten Arbeiten, die Spener mit vorzüglichem Eifer zu Dresden trieb, waren die katechetischen Uebungen, die er immer noch vor nüzlicher und notwendiger für die meisten Christen als die Predigten selbst ansah. Es war sogar eine seiner vornehmsten Bedenklichkeiten bey dem neuen Rufe gewesen, daß er besorgt hatte, er werde, wenn er denselben annähme, keine Gelegenheit zu einem solchen Unterrichte finden. Seine Aemter verpflichteten ihn auch gar nicht dazu; er wußte sich aber gar bald die Erlaubniß zu demselben von dem Kurfürsten zu erbitten. Anfänglich stellte er diese Uebungen in seinem Hause an: und das, ohne sich mit den Predigern zu Dresden darüber zu besprechen, welches ihren Unwillen

erregte.

erregte. Er unterließ es jedoch aus guten Gründen. „Zuweilen, so schrieb er an einen seiner Freunde, muß ein Durchriß, so andern gewaltsam vorkömmt, geschehen, wo man auf die ordentliche Weise verfahrend, gewiß versichert ist, daß die im Weg sich legenden Hindernisse unüberwindlich werden würden.“ Seine Catechisationen gewannen übrigens so großen Zulauf, nicht nur von Kindern, sondern auch von Erwachsenen höhern und niedern Standes, daß ihm der Platz zu enge wurde; es ward ihm also verstattet, sie in der Kapelle der Kurfürstinn fortzusezen. Dieser Beifall munterte ihn desto mehr auf, die schon seit einiger Zeit beschloßene Einführung der Katechismusprüfungen in den Kursächsischen Ländern zu befördern. Es war dazu ein besonderer Landtagsschluß nöthig gewesen; Spener hingegen glaubte, daß ein jeder Prediger eine so heilsame Anstalt ohnedieß hätte vornehmen können und sollen. Allein die gemeinen armseeligen Begriffe von dieser Sache erhielten sich noch bey vielen: und da Spener sich so tief unter seine Würde, wie man sich einbildete, herabließ, so entehrte sich selbst ein Theologe durch die Spötterey: der Kurfürst habe einen Oberhofprediger haben wollen; habe aber einen Schulmeister bekommen.

Spener wandte deswegen nicht mindern Fleiß auf die in Dresden von ihm gehaltenen Predigten. Was er zu Frankfurt durch schriftliche Anweisung und durch sein mündliches Beispiel gelehrt hatte, das Kanzelvortrag von allen Auswüchsen der unzeitig angebrachten Gelehrsamkeit, Streitsucht und Witzeley zu reinigen, ihn ganz aus seiner edelsten Quelle, der heiligen Schrift, abzuleiten, und auf seine wahre Bestimmung zu richten, oder Schriftmäßig, faßlich und brauchbar für jedermann einzurichten; davon wurde er

auch

auch für Sachsen ein glückliches Muster. Man brauchte daßelbe in diesem Lande desto nothwendiger, da die fehlerhafte Art zu predigen durch die neu ersonnenen sogenannten Predigermethoden, unter welchen die Leipziger eine der berühmtesten war, wie anderwärts, also auch daselbst, noch mehr Festigkeit bekommen hatte. Speners Predigten, in welchen er so sehr auf die Ausübung des Christenthums drang, stifteten auch in dieser Betrachtung eine heilsame Bewegung. Viele wurden auf sich weit aufmerksamer, und sahen ein, daß es bey der Religion nicht auf die bloße Rechtgläubigkeit ankomme; aber auch manche Sächsische Prediger fiengen seitdem an, ihren öffentlichen Unterricht stärker auf diese Seite zu lenken. Ein so ausnehmender Erfolg seiner Predigten, und das Verlangen von vielen, sie gedruckt zu lesen, bewog Spenern, drey Jahrgänge derselben, unter den Aufschriften: die Evangelische Glaubenslehre, die Evangelischen Lebenspflichten, und der Evangelische Glaubenstrost, seit dem Jahr 1688. in eben so vielen Quartbänden zu Frankfurt am Mayn herauszugeben. Diese Sammlungen sind es, aus welchen man seine Lehrart auf der Kanzel hauptsächlich beurtheilen muß; und ein Begriff von den beiden erstern ist dazu hinlänglich.

In dem ersten dieser Jahrgänge handelte er alle Glaubenslehren der Evangelischen Kirche, freylich nicht in einer natürlichen und zusammenhängenden Ordnung, sondern, wie ihm solches die sogenannten Evangelien darboten oder erlaubten, ab. Eine solche lange Reihe oder auch nur eine kurze Folge dogmatischer Predigten kann überaus leicht Trockenheit im Vortrage und Ermüdung bey den Zuhörern verursachen, weil Lehrsäze die nur geglaubt oder untersucht werden

müßen, den Geist der meisten Menschen in keine genugsame Thätigkeit versezen, überdieß auch Glaubenslehren der Religion von ihnen ordentlich zugegeben und als bekannt angenommen werden. Allein außerdem daß es Spener mit Recht der Mühe werth hielt, zu zeigen, wie man, ohne ein Schulgerechtes Lehrgebäude zu errichten, die Glaubenslehren des Christenthums für die gemeine Faßung aus der heiligen Schrift erklären und beweisen müße, ließ er es auch dabey nicht bewenden. Er vergaß bey keiner Glaubenslehre, ihre gemeinnüzliche Anwendung, und nicht selten sehr ausführlich, vorzustellen. Auch wechselte er in der Methode der eigentlichen Abhandlung der Glaubenslehren häuffig ab; sein Hauptzweck ist immer, Anleitung zum Verständniß der biblischen Stellen zu geben, in welchen sie enthalten sind. Eine jede wird ziemlich vollständig, in einem ungekünstelten, fast vertraulichen und wortreichen Ausdrucke, vorgetragen: und ein nicht kurzes Empfindungsreiches Gebet, das überhaupt der Würde einer Predigt bey ihrem Anfange und Ende so angemeßen ist, macht allemal den Beschluß. Selten findet man griechische und lateinische Wörter angeführt, oder Streitigkeiten erörtert; eher vorzügliche Stellen aus Luthers Schriften beigebracht. Manches Eigene hat die Predigt von der heiligen Jungfrau Maria, am Feste ihrer Heimsuchung gehalten; sie sezt den richtigen Begriff von derselben und die ihr schuldige Verehrung fest; bestreitet aber auch weitläufig die abergläubische Denkungsart über dieselbe. Noch mehr muß gewißermaaßen Speners zweyter Jahrgang, von den Evangelischen Lebenspflichten, gefallen. Moralische Predigten werden, auch lange fortgesezt, dem Zuhörer nicht leicht Ueberdruß erregen, wenn der Lehrer nur eine mäßige Fertigkeit besizt, ihn durch dieselben in Leben und Bewegung zu bringen, recht eigentlich

lich mit sich selbst zu beschäftigen. Hier ist es nicht allein Mannichfaltigkeit, biblische genaue Verbindung der Sittenlehre mit dem Glauben, noch mehr Entfernung von Streitfragen, und ein faßlich einnehmender Vortrag; sondern hauptsächlich eine hervorleuchtende geübte Menschenkenntniß, die zur Empfelung dienen kann. Besonders kann man es nachahmungswürdig nennen, daß er überall den Grund, die Beförderungs- und Erleichterungsmittel der Beobachtung einer jeden Pflicht, und endlich ihre Hindernisse, mit Sorgfalt aus einander sezet. Die Predigt von der Sanftmuth gegen die Irrenden, welche er über die Worte des Erlösers hielt; Laßet beides (Weizen und Unkraut) mit einander aufwachsen! ist vor andern seiner sanften Gesinnungen würdig. Lang sind freylich alle Predigten dieser beiden Sammlungen, etwas zu lang für die meisten gewöhnlichen Zuhörer. Aber dieses war eine Folge von der nicht ganz zweckmäßigen Absicht, die Ausführung jeder Glaubenslehre oder christlichen Pflicht einigermaaßen zu erschöpfen: und noch jezt verhindert oft die bestimmte Stundenlange und noch längere Dauer der Predigten ihre ausgebreitete Würkung.

So sehr unterdeßen Spener wünschte, auf diesem geraden Wege seiner Amtsverwaltung ungestört fortschreiten zu können; so wurde er doch immer tiefer in theologische Streitigkeiten hineingezogen, weil er nicht aufhörte, seine Meinung frey über Mißbräuche und ihre Allstellung zu sagen. Einer dieser Händel war im Jahr 1690. zu Hamburg entstanden. Daselbst hatte ein Prediger, Johann Friedrich Mayer, gelehrt und eifrig für den Lehrbegriff seiner Kirche, aber ungestüm, verkezernd und herrschsüchtig in einem hohen Grade, einen Revers oder eine eidliche Verbindungs-

formel zur Einigkeit in der reinen Lehre, wider allerhand neue Schwärmer und Sektirer, aufgesezt, den alle seine Amtsgenoßen mit ihm unterschreiben sollten. Der Inhalt deßelben war, daß sie sich nicht nur verbindlich machten, von den symbolischen Büchern niemals abzugehen, sondern auch die seit einiger Zeit bekannt gewordenen Feinde der heiligen Schrift, falschen Philosophen, zu gelinde denkenden Theologen, und andere Schwärmer, sonderlich Jakob Böhmen, und die Hoffnung eines tausendjährigen Reichs Christi auf der Welt, im gröbern und mildern Verstande, verwerfen, die Anhänger davon niemals vor ihre Brüder erkennen, sie nicht entschuldigen, auch alle von ihren Vorfahren erhaltene Kirchencärimonien fortpflanzen, und alle Neuerungen verhüten wollten, so lange die Kirche nicht etwas anders veranstalten würde. Die meisten Hamburgischen Prediger unterschrieben diesen Revers; drey ausgenommen, und unter diesen Johann Heinrich Horbius, Speners Schwager, auch mit ihm in Absicht auf die Verbeßerung der Kirche, besondere Anstalten zur Beförderung der Gottseeligkeit, Einschränkung des Streitgeistes, und dergleichen mehr, übereinstimmend. Gegen ihn war dieser Revers besonders gerichtet; so wie er bereits ehemals zugleich mit Spenern wegen der Behauptung, daß jeder Christ berechtigt sey, Bibel und Religion zur Beßerung anderer zu gebrauchen, angegriffen worden war. Bey dieser Uneinigkeit suchten beide Theile sich durch eingeholte Gutachten ein Ansehen wider ihre Gegner zu verschaffen. Die Vertheidiger des Reverses fanden drey theologische Facultäten, welche ihnen beistimmten; die drey Prediger hingegen erhielten Bedenken von einzelen angesehenen Theologen, worinne ihr Betragen gebilligt wurde. Unter diesen leztern war Spener der vornehmste, und sein im Jahr 1690. gedruck-

gedrucktes Bedenken über den von einigen des Ehrwürdigen Hamburgischen Ministerii publicirten neuen Religionseid, war das ausführlichste und wichtigste. Er zeigte darinne, daß es keiner Gesellschaft von Predigern zukomme, ohne Verabredung mit der Obrigkeit oder den Vorstehern der Kirche, ein neues Glaubensbekenntniß abzufaßen, und sich und ihre Nachfolger darauf verbindlich zu machen; daß eben so wenig eine besondere Gemeine das Recht habe, über streitige Religionsfragen solche Entscheidungen zu machen, dadurch alle diejenigen von der christlichen Brüderschaft ausgeschloßen werden sollten, die nicht einerley darinne mit ihr glaubten; ja daß solches der ganzen Evangelischen Kirche nachtheilig sey, und zu einer neuen Trennung den Weg bahne. Weiter bewies er, daß, wenn gleich der Chiliasmus, oder die Erwartung eines irdischen tausendjährigen Reichs Christi, vor einen Irrthum gehalten würde, er doch den Grund des Glaubens nicht umstoße, und man also auch nicht die kirchliche Gemeinschaft mit denjenigen, die ihn behaupteten, aufheben dürfe. Was die Schriften Jakob Böhmens, dieses zwar frommen, aber mystisch-schwärmerischen Schusters zu Görlitz, der viel unverständliches Zeug geschrieben hat, anlangt: so hielt Spener davor, daß derjenige der sie nicht gelesen habe, noch glaubwürdige Zeugniße von groben Irrthümern deßelben finden könne, nicht schuldig sey, sie zu verurtheilen. Er erklärte es auch vor eine unbillige Zumuthung an einen gewißenhaften Theologen, zur Beßerung seiner Gemeine weiter gar nichts vorzunehmen, als was seine Vorgänger gethan hätten. Da diesem Bedenken sogleich eine Schutzschrift von Mayern entgegengesezt wurde: so antwortete ihm Spener im Jahr 1691. in der Schrift: Die Freyheit der Gläubigen von dem Ansehen der Men-

schen in Glaubenssachen. Zwar handelte er diesen Gegenstand nur auf den ersten Blättern ab; trug aber auch dadurch, und durch seine ganze Theilnehmung an diesem Streite, (der noch in mehrern Schriften fortgeführt ward, und endlich zu Hamburg alles in Feuer sezte,) nicht wenig dazu bey, daß man in der Evangelischen Kirche seitdem nach und nach bedachtsamer in Ansehung der sonst so gewöhnlichen Verdammungsurtheile über gewiße Religionsmeinungen oder übel berüchtigte Schriften wurde; immer weniger Neigung bezeigte, sich auch von den angesehensten Eiferern neue Vorschriften des Glaubens aufdringen zu laßen, und selbst von den eingeführten öffentlichen und allgemeinen Bekenntnißschriften der Kirche, mit anständiger Freyheit, und ohne fühlbare Beschwerde für eigenes Nachforschen, denken lernte.

Näher und noch wichtiger für Spenern, aber auch weitläufiger und berühmter wurde eine andere Streitigkeit, in die er sich um diese Zeit verwickelt sah, von der er sich niemals völlig wieder loßreißen konnte, und in der sich sowohl die vorhergehende, als alle andere Beschuldigungen gegen ihn, wie auf einem allgemeinen Sammelplatze, vereinigten: die Pietistische Streitigkeit. Seine Stelle im Kursächsischen Kirchenrathe und Oberconsistorium gab ihm Recht und Veranlaßung, den Zustand der Universitäten dieser Länder, besonders des theologischen Studium auf denselben, genauer zu untersuchen; aber auch kräftige Maaßregeln zu beßern Einrichtungen zu ergreiffen. Da er also fand, daß Philosophie, Dogmatik, Polemik und Anweisung zum Predigen daselbst zwar sehr fleißig getrieben, aber desto weniger biblisch-exegetische Vorlesungen gehalten wurden: so brachte er es dahin, daß die Lehrer der Theologie angewiesen wurden, sich künftig

mit

mit den leztern vorzüglich zu beschäftigen. Allein dieser alte Wunsch Speners, die Auslegung der heiligen Schrift zur Hauptsache bey dem akademischen Unterrichte für angehende Theologen machen zu können, wurde bald darauf zu Leipzig außerordentlich und in seinem ganzen Umfange erfüllt. Einige der dortigen Magister stellten seit dem Jahr 1689. sogenannte biblische Collegia, aber von einer neuen und verbeßerten Art, an, indem sie darinne weniger auf gelehrte Erörterungen des Verstandes der Bibel, Prüfung der verschiedenen Meinungen über denselben, und dergleichen mehr, als auf Uebung und Nahrung der Gottseeligkeit nach Anleitung der heiligen Schrift, bedacht waren. August Hermann Franke, der erste und vornehmste unter ihnen, hatte sich eine Zeitlang in Speners Hause aufgehalten, der überhaupt seit langen Jahren gern künftige Religionslehrer unter seiner besondern Aufsicht sorgfältiger bildete. Jene Vorlesungen, die so sehr seiner Absicht und seinem Entwurfe gemäß waren, wurden mit ungemeinem Beifall aufgenommen. An Statt daß sich bisher für Collegia über die Bibel kaum einige Zuhörer sammleten, strömten sie in diese zu hunderten. Allein sie wurden auch deutsch gelesen, und die Studierenden empfanden es überdies durch ihren Inhalt, wie viele Früchte sie daraus dereinst als Prediger ziehen könnten. Viele von denen welche diese Vorlesungen besuchten, ließen auch sogleich eine merkwürdige Veränderung an sich blicken. Sie unterschieden sich durch sittsame Kleidung und Aufführung, durch einen ausgezeichneten Eifer in der Gottseeligkeit, beym öffentlichen Gottesdienste und in besondern Gesellschaften, auch durch Enthaltung von Ergözlichkeiten und Lustbarkeiten, vor allen übrigen Studierenden. Man fieng an, sie wegen einer Frömmigkeit oder Pietät, die man vor übertrieben hielt, mit dem Spott-

nahmen der Pietisten zu belegen; man wollte sie schon an einem scheinheiligen Blicke und Gange erkennen. Es breiteten sich aber auch auf ihre und ihrer Lehrer Rechnung manche nachtheilige Gerüchte aus. Man erzählte, daß diese leztern und ihre Freunde in Sachsen andächtige Zusammenkünfte hielten, worinne sie Leute von allen Ständen Theil nehmen ließen, und dieselben vom öffentlichen Gottesdienste abzögen; das geistliche Lehramt und die wahre Gelehrsamkeit verachteten; die Philosophie vor schädlich erklärten; vor Religionsstreitigkeiten warneten; mit Abschaffung der Theologie und der symbolischen Bücher bloß die Bibel anpriesen; die Evangelische Kirche reformiren wollten, und nicht nur schwärmerische Gesinnungen hegten, sondern auch grobe Irrthümer vortrügen. Schon im Jahr 1689. kam es daher, auf Befehl des Kursächsischen Hofes, zu einer gerichtlichen Untersuchung gegen die gedachten Magister zu Leipzig; die aber vielmehr zur Rettung ihrer Unschuld ausschlug. Da unterdeßen alles was sie unternommen hatten, neu war; eben deswegen schon, nach der Denkungsart jener Zeiten, bedenklich oder gar gefährlich zu seyn schien; das Ansehen der öffentlichen Lehrer der Theologie dabey ins Spiel gezogen ward; und sowohl aus ihren Anstalten als Vorträgen, sich durch Mißdeutung schlimme Folgen ableiten ließen; auch einige ihrer Nachahmer allem Ansehen nach manche unbesonnene Schritte thaten: so ist es nicht zu verwundern, daß der Streit darüber seit dem Jahr 1692. in Schriften von beiden Seiten zu einer ziemlichen Heftigkeit ausbrach. In eben diesem Jahre wurden auch bereits durch mehr als einen kurfürstlichen Befehl, alle fromme Privat-Zusammenkünfte, oder sogenannte Conventikel, auf das schärfste verboten; andere solche Verordnungen drangen auf die Einschränkung und Unterdrückung des sogenannten Pietismus.

Daß

Daß gewiße Unordnungen von dieser Seite dazu Veranlaßung gegeben haben, kann nicht geleugnet werden; aber die Gegner der neuen Anstalten warfen auch Gutes und Schlechtes zugleich und mit einemmale weg.

Unter diesen Bewegungen gab Spener im Jahr 1690. eine Abhandlung heraus, aus der man leicht sehen konnte, daß er die theologische Methode der jungen Lehrer zu Leipzig vollkommen billige. Er hatte schon längst seines ehemaligen Lehrers Dannhauers Evangelischen Lehrbegriff (Hodosophia) in lateinische Tabellen gebracht; diese ließ er jezt mit einer langen Vorrede von den Hindernißen des theologischen Studium, abdrucken. Sie war gleichsam eine vollständige Erweiterung und Bestätigung desjenigen, was er ehemals in seinen frommen Wünschen darüber geschrieben hatte. Nachdem er die übereilte oder eigennüzige Bestimmung der Kinder zur Theologie, und die zweckwidrige Erziehung künftiger Theologen in Sitten und Sprachen, als vorläufige Fehler vorangeschickt hat: so nennt er die Unwißenheit in der wahren Natur der Theologie, als das erste Haupthinderniß, weil man sie bloß vor eine gewöhnliche menschliche, nicht aber vor eine von Gott geschenkte Fertigkeit, vor ein Licht halte, das zur Seeligkeit führe, und also auch frühe Gottseeligkeit nicht vor nothwendig bey derselben achte. Das zweyte Hinderniß sezte er in dem unordentlichen Gange des gedachten Studium. Er hält zwar die Philosophie bey demselben vor nüzlich; aber die Aristotelische am wenigsten, ihre Logik ausgenommen, außerdem auch nur eine aus mehrern Lehrgebäuden gewählte; und schlechte Köpfe, meint er, die nur kurze Zeit auf Universitäten zubringen dürften, auch bloß für das Landvolk bestimmt wären, könnten der Philosophie ganz entbehren.

Diesen sey die hebräische und griechische Sprachkenntniß weit nöthiger, die er überhaupt unter den theologischen Hülfsmitteln, der Philosophie vorzieht. Die biblische Auslegung steht bey ihm höher, als alle Hauptheile der Theologie; er empfielt einem jeden, sich aus der heiligen Schrift selbst sein dogmatisches Handbuch zu verfertigen. Er lehrt bündig, worauf man bey der Polemik zu sehen habe; erklärt sie aber vor überflüßig für jene niedrigste Claße theologischer Lehrlinge. Eben so, und fast zu gering, denkt er von der Kirchengeschichte, die nur die beßern Köpfe gründlich erlernen sollten; die übrigen könnten sich dieselbe einst im Amte auch ohne Lehrer bekannt machen. Die praktische Theologie, welche auf hohen Schulen beinahe ganz verabsäumt werde, will er desto fleißiger vorgetragen wißen. Aber den Eifer, mit welchem sich so viele Studierende auf die Homiletik oder Predigtkunst, so fern dieselbe von biblischer Auslegungs-Wißenschaft und Fertigkeit ganz verschieden ist, legten, sieht er mit vielen andern als eines der beträchtlichsten Hinderniße des theologischen Studium an. Diese herrschende Gewohnheit, sich vor allem andern die Kunst zu predigen einzuprägen, ohne erst wohl gefaßt zu haben, wovon man predigen soll, kommt ihm eben so ungereimt vor, als wenn jemand bloß verstünde, recht künstlich Schuhe zusammen zu nähen, um Anschaffung und Zuschnitt des Leders aber sich gar nicht bekümmerte; daher er denn entweder das Leder betteln, oder nach den Regeln der Kunst Schuhe aus Papier zusammennähen müßte. Auch sezt er den Nutzen der Homiletik ziemlich herab; es wundert ihn, wie man eine so freye Sache, als der Vortrag göttlicher Lehren zur gemeinen Erbauung ist, in unveränderlich strenge Regeln einschließen könne, und er giebt jenen Nutzen nur in Absicht auf Deutlichkeit und Ordnung im Reden

zu.

zu. Hierauf klagt er über die Vernachläßigung der exegetischen Theologie auf den Universitäten, wogegen er die Verordnung des Kurfürsten August von Sachsen anführt, und giebt verschiedene Vorschriften, wie man sich ihr wiedmen müße. Endlich ist es noch die mystische (oder geheime) Theologie, welche Spener, obgleich mit einiger Behutsamkeit, den angehenden Theologen empfielt, weil diese nicht bloß den Verstand aufkläre, wie die lehrende oder thetische Theologie; sondern die ganze Seele bearbeite, durch Reinigung, Erleuchtung und Vereinigung mit Gott, zu ihrem Hauptzwecke führe: und er schlägt darinne Arndten zum Wegweiser vor.

Zu einer andern Zeit würde diese Vorrede Speners, als des angesehensten Theologen in Kursachsen, und deßen Ruf in treffenden Verbeßerungsentwürfen schon vor ihm hergegangen war, ohne Zweifel denjenigen Eindruck gemacht haben, den sie großentheils verdiente. Er wäre auch würklich der rechte Mann gewesen, der die eben ausbrechenden pietistischen Händel durch seine Mäßigung und Klugheit hätte unterdrücken können. Doch sein Ansehen in diesen Ländern hatte durch eine Begebenheit im Jahr 1689. schon einen so starken Stoß erlitten, daß es Johann Benedikt Carpzov, ein berühmter Lehrer der Theologie zu Leipzig, und der erste, der wider die Pietisten die Feder ergriff, gleich darauf wagen durfte, auch ihn, als den vermeinten Anführer derselben, wenn gleich nicht nahmentlich, aber heftig genug, selbst in Predigten anzugreiffen. Spener hatte im Februar des gedachten Jahres, bey Gelegenheit eines feyerlichen Bußtags, dem Kurfürsten in einem weitläufigen Schreiben ehrerbietige, aber auch nachdrückliche Vorstellungen über den Zustand seines Gemüths und Lebens gethan.

gethan. Wenn das Amt eines kurfürstlichen Beichtvaters kein leerer Nahme bey ihm seyn sollte: so hatte er ein Recht zu diesem Schritte; es gab auch schon ähnliche Beispiele seiner Vorgänger in dieser Würde. Allein der Kurfürst, der anfänglich durch sein Schreiben gerührt wurde, ließ sich am folgenden Tage durch Hofleute, die ihm vorstellten, es streite mit der ihm schuldigen Ehrfurcht, dergestalt wider Spenern einzunehmen, daß er sich fest vornahm, ihn niemals wieder zu sehen, ihm auch das Schreiben mit einer eigenhändigen Antwort zurücksandte, worinne er hauptsächlich gewiße Personen zu strafen drohte, die Spenern allerley von dem Kurfürsten beigebracht hätten. Als Spener in einem neuen Schreiben an den Kurfürsten, deutlich bewies, daß jene Personen ganz unschuldig an diesem Argwohn wären, bekam er daßelbe durch einen Geheimen Rath uneröfnet zurück. Von dieser Zeit an, sah er den Kurfürsten niemals mehr; dieser entzog sich auch seinen Predigten: und als er einen seiner Amtsgenoßen verlangte, um von ihm das heilige Abendmahl zu empfangen, war Spener, der darüber befragt wurde, damit wohl zufrieden. Vielleicht würde auch der Kurfürst gegen ihn wieder besänftigt worden seyn, wenn man ihn nicht im Jahr 1690. durch das Vorgeben erbittert hätte, daß Spener Abschriften von seinen beiden Schreiben, andern mitgetheilt habe. Dieser zeigte zwar leicht, wie falsch die Beschuldigung sey; aber mit so weniger Würkung, daß der Kurfürst ihn vielmehr durch seine geheimen Räthe zu bewegen suchte, daß er seine Aemter, mit Beibehaltung eines ansehnlichen Jahrgeldes, wenn er gleich in fremde Dienste träte, niederlegen möchte. Doch Spener glaubte, daß es ihm sein Gewißen nicht erlaubte, dieses einzugehen. Die Kurfürstinn schlug vergebens vor, daß ihm verstattet werden möchte, in

einer

einer andern Kirche zu predigen; auch die geheimen Räthe thaten dem Kurfürsten mehr als einmal Vorstellungen zu seinem Besten. Da aber dieser entschlossen blieb, sich seiner zu entledigen, nahm Spener im Jahr 1691. den Ruf des Kurfürsten von Brandenburg zum Propste und Inspector der Kirche zu St. Nicolai in Berlin, auch Beisizer des dortigen Consistorium, an. Seine strengere Frömmigkeit hatte sich freylich für den Hof weniger geschickt; wenn man es anders nach den Begriffen eines Zeitalters streng nennen darf, was eigentlich nur der Erschlaffung der ersten und ächten Grundsäze entgegen stand.

Während dieser Veränderung in Speners Zustande, ereignete sich eine andere, die auf sein folgendes Leben nicht geringern Einfluß als diese, hatte. Die Leipziger Magister, welche durch ihre Vorlesungen nach dem von ihm empfolnen Muster Gelegenheit zu den ersten Pietistischen Bewegungen gegeben hatten, verließen nach und nach Leipzig; aber gleichsam nur, um von ihm an einem andern Orte weit ungehinderter zu gleichen Absichten aufgestellt werden zu können. Sein neuer Landesherr gieng eben damals mit der Stiftung der Universität Halle um; sie kam im Jahr 1692. zu Stande. Speners Rath wurde bey ihrer Einrichtung nicht wenig in Betrachtung gezogen. Daher bekamen Franke und Paul Anton, ein anderer von jenen Leipziger Lehrern, gar bald theologische Professionen auf dieser hohen Schule. Hier war es nicht erst nöthig, Verbeßerungen, wie er sie wünschte, bey der akademischen Unterweisung in der Religionswißenschaft anzubringen; eine ganze neue Facultät von Lehrern der Theologie, die vollkommen einstimmig mit ihm dachten, bildete sich nunmehr, da auch sogleich Joachim Just Breithaupt, der Speners Leitung

gleich-

gleichfals zu Frankfurt genoßen hatte, hinzukam. Sie ließen die Erklärung der heiligen Schrift zu einem frommen Gebrauche die Hauptsache ihrer Vorlesungen seyn; verbannten die Philosophie aus der Theologie; führten an Statt des systematischen, mit Kunstwörtern angefüllten Vortrags, den biblischen ungekünstelten ein; beschäftigten sich wenig mit Religionsstreitigkeiten, aber desto mehr mit Uebungen der Gottseeligkeit, auch besondern zu diesem Behuf angestellten Versammlungen: und ihre Zuhörer, auf diesem Wege geleitet, machten ihrer künftigen Bestimmung durch sichtbarlich eingezogene Sitten Ehre. Sie predigten überdieß wie Spener, und sagten es eben so laut wie er, daß in der Evangelischen Kirche viele Mißbräuche und Ausschweifungen ihre Abstellung erwarteten. Die ausnehmende Freyheit im Denken, Lehren und Schreiben, welche auf dieser neuen Universität herrschend wurde, und zu welcher Christian Thomasius den Weg gebahnt hatte, ja die nächste Veranlaßung zu ihrer Errichtung selbst geworden war, (er, schon zu Leipzig der Freund und Vertheidiger, jezt der Amtsgenoße Frankens, der wegen hitziger Streitigkeiten mit den öffentlichen Lehrern daselbst, sich aus dieser Stadt hatte flüchten müßen, und nun zu Halle desto ungebundener, zwar eine Zeitlang in Verbindung mit den dortigen theologischen Lehrern, aber doch seinen eigenen Weg in der Reformation der Philosophie und anderer Wißenschaften, verfolgend,) diese bisher in der Evangelischen Kirche unerhörte Freyheit, ob sie gleich ihren Grundsäzen in der That gemäß war, beförderte auf der einen Seite die Unternehmungen der Hällischen Theologen; auf der andern aber stärkte sie die Eifersucht, den Widerwillen und Groll, der zwischen dieser an Neuerungen fruchtbaren Universität, und den kursächsischen, auch andern ältern hohen Schulen, zeitig entstanden war.

war. Es währte nicht lange, so machte man Pietisten und Hallenser zu gleichbedeutenden Nahmen; und zum größten Verdruße Speners, der niemals das Oberhaupt einer Parthey hatte abgeben wollen, nannte man eben dieselben auch Spenerianer. Die Lehrer der Evangelischen Kirche in Deutschland theilten sich allmählich größtentheils in zween große Hauffen: den einen, der eben beschrieben worden ist; den andern, der sich selbst den Nahmen der Orthodoxen oder Rechtgläubigen beilegte, die auch von ihren Anführern und Hauptstreitern die Wittenberger hießen: und diese Parthey widersezte sich der andern desto heftiger, weil sie die Veränderungen und Verbeßerungen derselben aus lauter Verfälschungen des Lehrbegriffs und der guten Verfaßung der Evangelischen Kirche betrachtete. Aber indem diese leztern unter Pietisten nicht etwan bloß diejenigen begriffen, welche nach Speners Grundsäzen Theologie, Kirchenverfaßung und Sitten zu verbeßern suchten; sondern auch alle unbesonnene und ungeschickte Reformatoren, schwärmerische Köpfe, neue Propheten und ähnliche Leute in eben diese Claße stellten: so fügten sie Spenern und seinen Freunden ein Unrecht zu, welches dadurch nicht genug beschönigt wurde, daß diese jenen geistlichen Abentheurern, wegen des an ihnen bemerkten gutherzigen Eifers für die Gottseeligkeit, sehr schonend und mild begegneten.

Bey diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß Spener, seit dem Anfange der Pietistischen Streitigkeiten, in keinem Jahre mehr unberuhigt blieb; daß ihm jeder Unfug, den nicht nur diese Parthey überhaupt, sondern alle einzele Personen, die man zu derselben rechnete, gestiftet haben sollten, zur Last gelegt wurde, und daß selbst die Vertheidigungsschrif-

ſchriften, welche er geſchwind und häuffig herausgab, zu neuen Anklagen wider ihn dienen mußten. Allein den Hauptangriff gegen ihn unternahm im Jahr 1695. die theologiſche Fakultät zu Wittenberg. Sie ließ eine „Chriſt-Lutheriſche Vorſtellung in deutlichen „aufrichtigen Lehrſäzen, nach Gottes Wort und „den ſymboliſchen Kirchenbüchern, ſonderlich der Augs„burgiſchen Confeßion, und unrichtigen Gegen„ſäzen, aus Hrn. D. Phil. Jac. Speners Schrif„ten," u. ſ. w. auf mehr als zweyhundert Quartſeiten drucken. In dieſem Buche werden zuerſt Spenern viele Irrthümer, nach Anleitung der Vorrede des Augsburgiſchen Glaubensbekenntnißes, vorgeworfen. Unter denſelben ſtehen folgende: er habe den Lutheriſchen Lehrern, ſonderlich den akademiſchen, eine wahre Theologie abgeſprochen, und nur eine Philoſophie über heilige Dinge zugeſtanden, auch ſonſt eine Menge damit zuſammenhängender Verwirrungen in den Begriff der Theologie gebracht; das Amt der Kirchenlehrer habe er allen Chriſten zugeeignet, und durch ſeine Collegia pietatis die Predigten verächtlich gemacht; er lehne das Lob, das ihm Schwärmer ertheilt hätten, nicht ganz von ſich ab, daß er eben ſo ein Reformator des Lebens ſey, wie es Luther bloß von der Lehre war; er halte die heilige Schrift vor keine Kraft Gottes, ſo lange ſie nicht gehört, noch geleſen werde; er glaube, daß der heilige Geiſt, bey der Eingebung derſelben, ſich nach der verſchiedenen Schreibart eines jeden ihrer Schriftſteller gerichtet habe, daher ihr Griechiſches bald mehr bald weniger rein und zierlich geworden ſey; er erkenne die heilige Schrift nur alsdann vor den Erkenntnißgrund der Religion, wenn ſie nach dem Sinne des heiligen Geiſtes verſtanden werde; er ſehe die ſymboliſchen Bücher bloß vor menſchliche

liche Schriften an, deren Verfaßer Gott zwar vor Fehlern bewahrt habe, in denen aber doch einiges nicht dem göttlichen Worte gemäß seyn könnte; er erkläre die Gläubigen frey von allem Ansehen der Menschen in Glaubenssachen; nach seiner Meinung sey nicht die Kirche, sondern die heilige Schrift allein Bewahrerinn des göttlichen Wortes, und die Kirche habe wohl gethan, keine neuen symbolischen Bücher zu verfertigen. Hierauf wird umständlich gezeigt, daß Spener kein treuer und gewißenhafter Luthrischer Kirchendiener sey, weil er ihr und ihren Lehrern so viele schimpfliche Vorwürfe gemacht habe, und alles darinne reformiren und nach seinem Kopfe anordnen wolle. Nunmehr folgt erst das eigentliche Verzeichniß von Speners falschen Lehren, nach der Ordnung der Lehrartikel in der Augsburgischen Confeßion. Es sey unrichtig, heißt es, daß er die Seeligen im ewigen Leben in das göttliche Wesen selbst eindringen laße; daß er die Enthaltung von vieler Gesellschaft unter die Mittel des innerlichen Friedens rechne; daß er die Wiedergeburt eine neue Natur nenne; daß er behauptet, ein jeder Christ könne von sich sagen; Ich bin Christus, wie es auch Luther gesagt habe; daß er die Prediger nur zu Handleitern mache, die zu dem rechten Lehrer, dem heiligen Geiste und Christo in ihm, führten; daß er die guten Werke der Christen vor vollkommen ausgebe, und das heilige Leben schlechterdings nothwendig nenne, weil ohne daßelbe kein Mensch den wahren Glauben haben könne; daß er in der Luthrischen Kirche noch vieles aus dem Papstthum finde; daß er den Irrgläubigen außer dieser Kirche den Glauben, die wahre Liebe, den heiligen Geist und die Seeligkeit zueigne, auch versichere, daß man von Reformirten, Römischka-

tholiſchen, Wiedertäufern, Quäkern, und andern Partheien, manches lernen und nachahmen könne; das meiſte Verderben in der Kirche komme von fleiſchlichen und unwiedergebohrnen Lehrern her, die mit ihrem Leben in kurzer Zeit mehr niederrißen, als ſie mit Predigen in langer Zeit Gutes ausgerichtet hätten; daß alle getaufte Scheinchriſten doch unwiedergebohrne wären; daß der neue Menſch nicht weniger aus dem Leibe und Blute Chriſti im heiligen Abendmahl ernährt werde, als der natürliche Menſch aus dem natürlichen Brodt und Wein, und daß das heilige Abendmahl das vornehmſte Mittel ſey, der göttlichen Natur theilhaftig zu werden; daß man in der Evangeliſchen Kirche nur den Mißbrauch der Beichte, nicht aber ihren rechten Gebrauch, habe; daß die Gültigkeit der Abſolution die Wahrheit und Redlichkeit der Buße erfordere; und daß alle Abſolution, ſie werde geſprochen, wie ſie wolle, mit einer Bedingung zu verſtehen ſey; daß die Reue über die Sünden aus dem Leiden und Sterben Chriſti entſtehe; daß der Vorſaz der Beßerung eine Vorbereitung der Buße ſey; daß die Meinung von einem Kirchenregimente päpſtlich ſey, und der Prieſternahme den Predigern nicht gebühre; daß die Sonn- und Feyertags-Evangelien nicht hinlänglich ſind, um daraus den ganzen chriſtlichen Lehrbegriff vorzutragen; daß alle Chriſten Könige wären; daß ein Reich Chriſti an die Stelle der weltlichen Regierung auf der Welt treten werde; daß alle Rache verboten ſey; daß die Chriſten Miterben und Mitgenoßen der Engel in der Herrlichkeit werden ſollen; daß ſie ſchon in dieſer Welt ſeelig wären, und das ewige Leben hätten; daß die Werke der Natur auch beym allerbeſten Schein nicht wahrhaftig gut wären;

wären; — und eine große Anzahl von andern Behauptungen in Speners Schriften.

Es würde nichts weniger als tadelhaft gewesen seyn, wenn entweder eine theologische Fakultät, oder lieber, (weil doch in solchen Gesellschaften gar oft der weise Mann den Zudringlichkeiten eingeschränkter oder aufbrausender Köpfe weichen muß,) mehrere einzele Theologen von ausnehmender Einsicht, Klugheit und Mäßigung, sich in eine schriftliche Prüfung alles des Neuen eingelaßen hätten, was Spener bisher, in Rücksicht auf Religion und Theologie, geschrieben oder gethan hatte. Sich mit ihm darüber zu verstehen, wiefern und worinne die Evangelische Kirche einer Reformation bedürftig sey? durch welche Mittel, wie geschwind oder wie langsam dieselbe ausgeführt, oder vielleicht nur versucht werden könne? und ob nicht manche dazu geschehene Vorschläge auf ganz entgegen gesezte Mißbräuche führen dürften? das verdiente wohl ein Geschäfte der ehrwürdigsten Männer zu seyn. Es wurde sogar nothwendiger, als jemals vorher, weil Speners Verbeßerungsentwurf nicht mehr bloß auf frommen Wünschen beruhte; sondern schon in seinem völligen Umfange, auf einer Universität, die großen Ruhm erlangte, ausgeführt ward; und dennoch, je eifriger er vollzogen ward, desto mehr Besorgniße darüber erregt werden konnten. Man konnte fragen, ob nicht durch denselben die Frömmigkeit zu sehr zum Nachtheil der wahren Gelehrsamkeit erhoben; der Nutzen der Philosophie zu tief herabgesezt; zwar erbauliche Prediger, aber keine eigentliche Theologen gebildet, auch der akademische Unterricht in der Religionswißenschaft nicht ganz überflüßig gemacht würde? und man weiß wohl, daß diese und andere ähnliche Fragen, zum Nachtheil von Speners Freunden und Nachahmern

mern zu Halle, häufig bejaht worden sind. Mit ihm selbst war es insonderheit der Mühe werth, auszumachen, ob es zur Erreichung gewißer rühmlicher Absichten nöthig oder doch nüzlich sey, die gewöhnliche Lehrart über Glauben und Sitten, wenigstens in Ausdrücken, häufig zu verändern? wer die Würde eines Evangelischen Theologen beßer behaupte: derjenige, der durch ein unaufhörliches Forschen und Wachsthum an Kenntnißen, sich in den Stand seze, immer freyer von menschlichen Meinungen zu werden, das Wahre und Gute auch von Feinden anzunehmen, das Untaugliche auch aus seiner eigenen Kirche wegzuwerfen? oder der starrsinnige Vertheidiger alles deßen, was Kirche und Theologen seit zweyhundert Jahren eingeführt hatten, bis auf einzele Worte und Gebräuche? und unter andern solchen gemeinschaftlichen Berathschlagungen, auch vorzüglich: wie viel denn die Evangelisch-Lutherischen Lehrer, bey dem als ungezweifelt angenommenen Ruhme der Rechtgläubigkeit in der Religion, von dem eben so nothwendigen Ruhme des beförderten würksamen Einflußes derselben auf Herz und Leben, im Großen, und an einer Menge sichtbarer Beispiele, erworben hätten? Alle diese Untersuchungen würden höchst wahrscheinlich zu Speners Ehre, Rechtfertigung oder doch Entschuldigung, ausgeschlagen seyn. Allein schlechtweg vorauszusezen, (was schon mit der Natur aller lange dauernden Gesellschaften, Verfaßungen und Lehrgebäude streitet,) daß die Lehrsäze und Einrichtungen der Evangelischen Kirche ganz und gar keine Verbeßerung brauchten; und alles was sich von denselben, sehr oft auch nur durch andere Worte, oder willkührlich herausgerißene und gedeutete Säze, entfernte, als irrige Meinungen Speners vorzustellen; das unterdrückte vielmehr oder verwirrte jede Untersuchung. Unglücklicher Weise war auch die

Aus-

Ausfertigung dieser Schrift, nach der eingeführten Facultätsordnung, gerade in die Hände desjenigen gerathen, der unter allen damaligen Evangelischen Universitätstheologen vielleicht an Beurtheilung der schwächste war. Man trauet kaum seinen Augen, wenn man in diesem Verzeichniße von unrichtigen Lehren, so viele wichtige Wahrheiten, gegründete Erinnerungen und helle Einsichten neben Sätzen findet, deren Zweydeutigkeit leicht durch Erklärungen, wie sie ein solcher Mann zu geben im Stande war, gehoben werden konnte.

Spener frohlockte also in der That über diesen Angriff; er nannte es sogar in der ersten Lebhaftigkeit dieses Gefühls, ein schweres göttliches Gericht über seine Gegner, daß sie sich durch eine so schlechte Schrift hätten beschimpfen müßen. Desto weniger war er schuldig, darauf zu antworten; aber auf zweyhundert und vier und sechszig vor den Augen der Kirche ihm vorgeworfene Irrthümer, (denn so stark war dieses Verzeichniß durch Wiederholungen von einerley Sache an zwey, drey Stellen, und gehäßige Folgerungen angeschwollen,) gänzlich zu schweigen, erlaubte die Denkungsart der damaligen Zeiten nicht. Er gab daher noch im Jahr 1695. seine **Aufrichtige Uebereinstimmung mit der Augsburgischen Confeßion**, auf mehr als dreyhundert Quartseiten heraus. Ein Buch, das als Vertheidigung seiner Gesinnungen völlig genugthuend ist, auch gelegentlich manche gute Erläuterungen über merkwürdige Fragen giebt; sonst aber zur Abkürzung oder Beendigung des Streits wenig beitragen konnte. Was er von seinen Predigten gestanden hat, „daß er sie nicht in eine annehmlichere „Kürze zu bringen vermocht habe, indem er die Gabe „nicht bey sich finde, etwas kernhaft, kurz und nach-

„drücklich zu faßen; sondern die Kraft in der weitläu„figen Ausführung suchen müße," das gilt auch von seinen Streitschriften. In dieser erklärte er sich auf jeden Punkt besonders; ob es gleich bey vielen nicht der Mühe werth war, die Feder anzusezen. Eine allgemeine Darstellung und Rettung seiner Grundsäze, angewandt auf die Verbeßerungen oder neuen Vorstellungsarten, die daraus gefloßen waren, und durch eine Auswahl der vornehmsten angegriffenen Meinungen in einem gewißen Zusammenhange bestätigt, würde seine Gegner über die Methode belehrt haben, nach welcher dieser Streit allein nüzlich für die Kirche und Theologie, bündig, und scharfsinniger Männer würdig geführt werden konnte. Da aber derselbe auf der ersten langweiligen und ziemlich unfruchtbaren Bahn fortschlich: so fand auch der Verfaßer der Christlutherischen Vorstellung, Johann Deutschmann, darinne seinen Vortheil, ihn auf gleichem Wege fortzuführen, und im Jahr 1696. einen Quartband von mehr als eilfhundert Seiten, unter der Aufschrift einer Abgenöthigten Antwort, ihm entgegen zu stellen. Spener hatte zwar geschicktere Gegner an Johann Friedrich Meyern, August Pfeiffern, und andern; allein sie waren nicht weniger heftig und wider ihn eingenommen, weil er von herrschenden Denkungsarten, biblischen Auslegungen und kirchlichen Einrichtungen freyer, oder gar anders dachte; mithin war auch nicht zu hoffen, daß beide Theile in der Mitte der zwischen ihnen liegenden Wahrheit zusammentreffen würden.

Man konnte sich gleichwohl leicht überzeugen, daß Spener, so viel er auch von kirchlichen Mißbräuchen sprach, die verbeßert werden müßten, doch nicht alles, worinne er sie zu sehen glaubte, umgestürzt und aufgehoben, sondern es vielmehr nur gereinigt und brauchbarer

barer gemacht wißen wollte. So betrug er sich unter andern bey den Unruhen über die Beichte, welche seit dem Jahr 1695. bis zum Jahr 1697. in Berlin entstanden, und welche er als das schwerste Anliegen seines Lebens betrachtete. Bey der Stiftung der Evangelischen Kirche hatte man die Ohrenbeichte der Römischkatholischen, die erst im dreyzehnten Jahrhunderte ein allgemeines Kirchengesez geworden, und der ältesten Kirche ganz unbekannt gewesen war, zwar der Hauptsache nach beibehalten; aber von irrigen Begriffen, schädlichen Folgen und allem Gewißenszwange zu reinigen versucht. Die umständliche Erzählung und Ausforschung aller begangenen Sünden sollte in derselben aufhören; der falsche Wahn wurde weggeworfen, als wenn eine büßende Genugthuung des Beichtenden nöthig wäre, um Vergebung seiner Sünden bey Gott zu erlangen; und daß diese Vergebung von dem Prediger nur Bedingungsweise angekündigt, von Gott aber dem sich beßernden Menschen würklich ertheilt werde; das sollte hauptsächlich eingeschärft werden. In der solchergestalt den Absichten des Christenthums sich wieder nähernden Beichte hoffte man besonders zwey wichtige Vortheile für einen großen Theil der Evangelischen Christen zu vereinigen: eine ernste und würdige Vorbereitung auf die jedesmalige Feyer des heiligen Nachtmahls, und eine rührende Veranlaßung für die Prediger, mit einer Menge einzeler Menschen in weit genauere und nüzlichere Verbindungen im Nahmen der Religion zu treten, als sie sonst bey der Führung ihres Amtes finden können. Diese leztere Einladung, sein Herz, seine Zweifel, Bekümmerniße und Fehler einem Manne öfnen zu können, der fähig und bereit ist, weisen Rath und Trost aus der Fülle des Christenthums mitzutheilen, machte Luthern die Evangelische geheime Beichte überaus

schäz-

schäzbar: ihm, der sonst durch sein Beispiel zeigte, er glaube nicht, daß sie allemal nothwendig vor dem Genuße des heiligen Abendmahls hergehen müße. Doch keiner von beiden Vortheilen ist bis auf die neuern Zeiten oft genug und in seiner ganzen Stärke erreicht worden; ja das unglückliche Vorurtheil hat dagegen unzählliche eingenommen, daß die im Beichtstuhl gesprochene Absolution ihre vollkommene Kraft bey Gott habe; derjenige dem sie ertheilt worden ist, möchte ihrer würdig seyn, oder nicht. Dieses war es eben, was Johann Caspar Schaden, einen Prediger zu Berlin, auch vormals einen von den Magistern zu Leipzig, deren biblische Collegia so viel Aufsehen gemacht hatten, einen eifrig frommen, aber ängstlich schwachen Mann, in die äußerste Verlegenheit sezte; er konnte nicht länger so vielen, die es nicht verdienten, die Absolution ertheilen, und sie in ihrem Selbstbetruge stärken. Da er aber in einer gedruckten Schrift grobe Schmähworte gegen den Beichtstuhl gebrauchte, auch eigenmächtige Veränderungen in demselben vornahm, und dadurch ein lautes Mißvergnügen bey vielen erregte: fand es Spener vor nöthig, zwo Predigten von dem rechten Gebrauche und Mißbrauche des Beichtwesens der Evangelischen Kirche, im Jahr 1697. zu halten, worinne er seinen Zuhörern vornemlich das eitle Vertrauen auf die Absolution ohne würkliche Beßerung zu benehmen suchte. Allein die Unruhen, welche Schadens Unvorsichtigkeit gestiftet hatte, konnten nunmehr nicht so leicht gestillt werden. Es mußte, wie Spener gerathen hatte, eine Commißion zur Untersuchung dieser Sache angeordnet werden, die aus Kurfürstlichen Räthen, Mitgliedern des Raths und des geistlichen Standes zusammengesezt würde; unter den leztern war auch Spener. Der größte Theil der Bürger drang darauf, daß Schade, wenn

wenn er sich nicht wieder im Beichtstuhl einfinden würde, abgesezt werden sollte; andere Bürger hingegen gaben ihm zwar das rühmlichste Zeugniß; erklärten sich aber zugleich, daß sie schon nach weit frühern Ueberlegungen, den Beichtstuhl nicht mehr mit gutem Gewißen besuchen könnten. Spener schlug in seinem Gutachten, dergleichen jeder von den Commißarien einschicken mußte, vor, es möchte den sämmtlichen Evangelischen Predigern zu Berlin und Cöln an der Spree befohlen werden, gemeinschaftlich zu berathschlagen, wie das Beichtwesen auf das erbaulichste, mit Abschaffung aller gemeinen Mißbräuche bey demselben, eingerichtet werden könnte; sonderlich aber darauf bedacht zu seyn, weil das Beichtgeld, (das in der That an den erkauften Ablaß bey den Römischkatholischen erinnert,) so oft gewißenhaften Predigern und Zuhörern den Beichtstuhl verdächtig mache, ob nicht an Statt deßelben ein Ersaz für die erstern ausfindig gemacht werden könnte. Wenn jedoch alles dieses und mündliches Zureden, keine Würkung thun sollte: so müßte man denen, die von der Beichte nichts hören wollten, verstatten, daß sie ohne dieselbe, nach angehörter Vorbereitungspredigt und empfangener allgemeiner Absolution, das heilige Abendmahl empfiengen. Und nur auf diesem Wege gelangte man auch endlich zur Besänftigung der Hize beider Partheien. Vergebens that Spener einzelen Personen von denselben, oder auch beiden auf der Kanzel die beweglichsten Vorstellungen, um sie zum Nachgeben zu bewegen. Selbst Schadens Todt, der im Jahr 1698. erfolgte, machte diesen Bewegungen kein Ende. Spener, den er durch verschiedene ohne sein Vorwißen gewagte Schritte beleidigt hatte; der ihn aber wegen des vielen Guten das er stiftete, und hauptsächlich wegen seiner trefflichen Uebung im Unterrichte der Jugend, zu lieben

und zu schäzen nicht aufhörte, gab diese Gesinnungen auch in der ihm gehaltenen Leichenpredigt zu erkennen. Er sagt auch in einem seiner Briefe von demselben, Schade habe zur Ausbreitung wahrer Frömmigkeit in Berlin, mehr als er selbst und alle andere Prediger daselbst beigetragen; fast alle rechtschaffene Männer liebten oder bedauerten ihn, und selbst viele seiner Gegner hätten ihr Verfahren bereuet, als seine würkliche Absezung in Vorschlag gekommen sey; es sey also nur die Frage, ob man wegen einiger Fehltritte deßelben, der Kirche die Früchte entziehen dürfe, die noch von ihm zu erwarten wären? Unterdeßen wurde endlich denen, die sich der Beichte nicht bedienen wollten, diese Freyheit durch einen kurfürstlichen Befehl, doch mit der Bedingung zugestanden, daß ein jeder von ihnen sich in der Woche vor dem Sonntage, da sie das heilige Abendmahl nehmen wollten, bey einem Prediger melden sollte; damit wenigstens einer von den Hauptzwecken des beibehaltenen Beichtstuhls, jeden Christen besonders, nach dem Zustande seines Gewißens zu behandeln, erreicht werden möchte.

Wie viel Gutes aber Spener bis auf diese Zeit durch Rathschläge von der eben beschriebenen Art in einem ungemein weiten Umfange gewürkt hatte, das fieng man erst recht an zu überschauen, als er seit dem Jahr 1700. bis 1702. seine Theologische Bedenken, und andere briefliche Antworten, auf geistliche, sonderlich zur Erbauung gerichtete Materien, in vier Quartbänden zu Halle, auf vielfältiges Begehren seiner Freunde und Verehrer, drucken ließ. Eine große Anzahl derselben, wurde, seinem Verlangen gemäß, erst nach seinem Tode, von dem Freyherrn von Canstein, unter der Aufschrift: Lezte theologische Bedenken, im Jahr 1711. ans Licht gestellt.

gestellt. Schon im Jahr 1709. hatte man auch seine lateinische Aufsäze dieses Inhalts, Consilia et Iudicia Theologica latina, Opus posthumum, zu Frankfurt am Mayn, in einem Quartbande gesammelt. Man darf diese sämmtliche Bedenken und Gutachten durchaus nicht mit den im vorigen Jahrhunderte unter den Protestanten gewöhnlichen in Eine Claße sezen. Sie hatten es aus der Römischkatholischen Kirche als bekannt angenommen, daß es eine eigene Casuistische Theologie gebe, die sich bloß mit der Untersuchung und Auflösung unzähliger Gewißenszweifel und Bedenklichkeiten in der Ausübung der Religion, bey Christen überhaupt, besonders aber bey der Führung des christlichen Lehramtes, beschäftigen müße. Allein die Casuistik war in den Zeiten, da sie am eifrigsten getrieben ward, nur ein Beweis von der nachläßigen oder ungeschickten Bearbeitung der christlichen Sittenlehre. Es wäre sehr traurig, und für diese sogar schimpflich, wenn ihre Grundsäze so schwankend und unzulänglich in der Anwendung befunden würden, daß man bey jedem Falle, wo scheinbare Gründe und Gegengründe aufsteigen, einen besondern Führer nöthig hätte, daß Lehrer sogar ohne denselben keinen festen Schritt thun könnten. Freylich hatten sich die Römischkatholischen Casuisten durch die unübersehliche Menge von Gewißenszweifeln und andern spizfindigen Fragen, die sie erfannen und entschieden, zu wichtigen Stüzen der Herrschschaft der Geistlichkeit über die Gewißen, vornemlich im Beichtstuhle, als in einer Art von geistlichem Gerichtsplaße, gemacht. Bey den Evangelischen wurde die Casuistische Theologie durch andere Ursachen begünstigt. Die theologische Sittenlehre war im vorigen Jahrhunderte unter ihnen fast derjenige Haupttheil der Religionswißenschaft, auf den sie die wenigste Genauigkeit der Untersuchung wandten. Da

sie hingegen sehr selten von theologischen Streitigkeiten ruhten, und dieselben mit allen Künsten der Aristotelisch-Scholastischen Philosophie führten: so konnte es an einer großen Menge bedenklicher Fragen nicht fehlen, welche bey dieser Gelegenheit aufgeworfen wurden. Dem Prediger insonderheit wurde desto öfter die Verbindlichkeit aufgelegt, theologische Fakultäten zu Rathe zu ziehen, je leichter er über streitig gewordene Meinungen, Redensarten, Gebräuche und Schriften, verdächtig gemacht oder verkezert werden konnte. Darauf waren also auch so viele theologische Gutachten gerichtet, die sich aus dem vorigen Jahrhunderte, und noch aus den frühern Zeiten des jezigen herschreiben. Von einer edlern und gemeinnüzlichern Art sind Speners Bedenken. Sie erstrecken sich über die würdige Methode der theologischen Gelehrsamkeit; über wichtige Gegenstände der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, vorzüglich über Ausübungen und Beförderungsmittel der Gottseeligkeit; über die Erklärung biblischer Sprüche; über die weise und brauchbare Führung des Lehramtes in besondern Fällen; über die nöthigen Kirchenverbeßerungen und den sichersten Weg, auf welchem sie betrieben werden müßen; über das Kirchenrecht der Evangelischen; über den allgemeinen und besondern Zustand ihrer Kirche; über die christliche Denkungsart gegen andere Glaubensgenoßen, und über eine große Anzahl merkwürdiger Männer, besonders Schriftsteller, Bücher und Meinungen; vornemlich auch über die eigene, so fruchtbare Lebensgeschichte des Verfaßers. Es sind keine Schulgerechten Auflösungen schlau geknüpfter Knoten, nach unveränderlichen Vorschriften des Lehrgebäudes. Es sind freye, bedachtsame, und billige Prüfungen und Urtheile, aus den sichersten Quellen der Religion, der Vernunft und Erfahrung geschöpft, mit vieler Men-

schen-

schenkenntniß, tief eindringender Bekanntschaft mit der Verfaßung der Evangelischen Kirche und Klugheit abgefaßt, auch nicht strenge Entscheidungen, sondern bescheidene Rathschläge. Man kann sie besonders einen Schatz von praktischen Beobachtungen, Erinnerungen und Warnungen für Theologen, Prediger und Christen aus vielen Ständen nennen. Zur Geschichte der Evangelischlutherischen Kirche enthalten sie sehr zahlreiche Beiträge. Spenern selbst; seine Gaben, Gesinnungen, und Entwürfe, seine große Verdienste und kleine Schwachheiten, lernt man nirgends beßer überschauen. Nicht mit Unrecht hat man ihm wegen dieser Bedenken den Nahmen des allgemeinen Kirchenraths der Evangelischen Kirche beigelegt. Daß sie nicht alle gleich erheblich oder Beifalls würdig sind, erwartet man ohnedieß; aber daß seine Gegner ungemein viel daran zu tadeln gefunden haben, kann weit weniger ihren Werth herabsetzen.

Unter den unzählichen Gegenständen dieser Bedenken, ist die Verbeßerung kirchlicher und theologischer Mißbräuche bey den Evangelischen, keiner der seltenern. Dazu fühlte aber auch ein Mann Beruf und Kraft, der sich nicht scheuete, sowohl in einer Predigt zu sagen, daß die Evangelische Kirche gegen andere gehalten, nur keine scheinbare Grundirrthümer habe; als in einem Briefe (Theol. Bedenken, Dritter Theil, S. 706. fg.) zur Erläuterung deßen hinzuzusezen: „Daß ich der Grundirr„thümer gedenke, ist diese Ursache, daß ich von kei„ner Kirche in der Welt getraue zu versichern, „daß sie gar keine Irrthümer habe; als welches „scheiner über den Zustand des Menschen (supra con„ditionem humanam, sagt er,) zu seyn. Die Kirche „zu Jerusalem, unerachtet der Erleuchtung des hei-

„ligen Geistes, hatte noch erstlich den Irrthum, daß „die Heyden nicht anders, als durch die Thür des „Judenthums, in das Reich Christi eingehen könnten. „Nach derselben Zeit werden wir niemal zeigen, daß „die Kirche je ohne einige Irrthümer gewesen, wie „wir viele Dinge auch in den ersten Kirchenvätern ver„werfen, sonderlich was die Erklärung der heiligen „Schrift anbelangt. Wie sollten wir zu unserer Zeit „der Kirche die hohe Vollkommenheit nun zuschreiben, „daß nun bey derselben nicht der geringste Irrthum, „bey der Erklärung der heiligen Schrift, bey den „Weißagungen, und andern dergleichen, übrig sey? „Genug ists zur Wahrheit der Kirche, daß in der Lehre „kein Irrthum sey, so einigerleymaaßen die Seeligkeit „hinderte; das heißen die Grundirrthümer. — Mehr „können wir nicht mit Versicherung unsers Gewißens, „der sichtbaren Kirche beilegen: denn ob ich und andere „keine Irrthümer darinne finden, (wie ich auch nicht „sage, daß einige Irrthümer in geringern Sachen „darinne seyen, sondern versichere nur als mir gewiß, „daß keine Grundirrthümer anzutreffen,) folget nicht, „so können nicht einige, nemlich geringe, und die zur „Seeligkeit nöthige Lehre nicht verlezende, darinne „seyn.“ Man hat schon gesehen, daß Spener allerdings den Lehrbegriff seiner Kirche, wenn er ihn gleich in seinen vornehmsten Bestandtheilen nicht verändert wißen wollte; doch in seiner Entwickelung, Bestimmung und Anwendung oft genug zu läutern gesucht habe; am meisten alsdenn, wenn er an denselben angeheftete Vorurtheile zu erblicken glaubte, die der wahren Gottseeligkeit hinderlich wären. Noch weniger Bedenken trug er, die kirchlichen Einrichtungen zu reinigen, oder neue und beßere einzuführen. Er zeigte einstmal ausführlich, (Theol. Bedenken, Erster Theil, I. Abschn. S. 654. fg.) wie wenig man sich

über

über solche behutsame Aenderungen ein Gewißen zu machen habe; oder gar zu schüchtern dabey betragen müße; und daß insonderheit die Einwendungen: alle Neuerungen seyen mißlich, und daher lieber gar zu unterlaßen; — die Alten wären auch nicht Kinder noch Thoren gewesen, wir sollten also nicht klüger seyn in neuen Anstalten; wie sie seelig geworden wären, würden wir es auch werden; — man mache sich selbst zu Schanden, wenn man eine gute Zeit bey einigen Anstalten geblieben sey, und darnach erst etwas ändern wolle: denn damit zeige man, daß man sich des vorigen schäme; — daß diese Einwendungen nichts zu bedeuten hätten; welche Vorsicht aber auch bey solchen anzustellenden Veränderungen beobachtet werden müße. Von vielen Beispielen dieser Art, über welche er sich sehr lehrreich erklärt hat, verdient sein Rath wegen Abschaffung des Exorcismus, oder der Beschwörung des bösen Geistes bey der Taufe, angeführt zu werden. (Th. Bed. I. Th. II. Absch. S. 157. fg.) Er nennt es eine unnüze und leicht anstößige Cärimonie, die man nirgends einführen, sondern, wo es möglich wäre, in der ganzen Evangelischen Kirche abschaffen sollte, damit das Aergerniß, welches davon zu besorgen steht, vermieden werden könnte. Zwar sey derjenige Verstand, den die Theologen davon gäben, (von der Gewalt des bösen Geistes über die in ihren Sünden unwiedergebohrne,) an sich wahr; werde aber doch nur gewaltsam in jene Formel hineingebracht. So lange unterdeßen die Abschaffung derselben nicht ohne schwere und viele Gefahr, sonderlich bey den Schwachen nach sich zuziehendem Anstoß, geschehen könne, sey es beßer, eine solche Cärimonie, welche zwar die Kirche nicht ziere, aber in dem durch solche ungereimte Worte, von der Kirche, die sich ihrer bedienet, erklärtem Verstande nichts Gottloses, Abergläubisches oder Falsches

in sich faße, zu behalten, und die Gemeine von dem rechten Verstande zu unterrichten, als mit ihrer Aufhebung ärgerliche Bewegungen zu verursachen. Auch müße man hinzusezen, daß eine solche Abschaffung in keines Predigers, ja auch nicht in des gesammten Lehramtes Macht stehe; sondern von dem Ausspruche der ganzen Kirche zu erwarten sey. Alles für seine Zeiten (im Jahr 1692.) gut und frey gedacht; jezt würde er vermuthlich noch einige Schritte weiter vorwärts gethan haben. — Bey dieser herrschenden und auf scharfe Einsichten gegründeten Neigung zur Verbeßerung seiner Kirche, äußerte auch Spener, wie man von selbst erwarten kann, viele Religionsverträglichkeit und gemäßigte Urtheile über andere kirchliche Gesellschaften. Er zweifelte nicht daran, (Theol. Bedenken, III. Th. S. 183.) daß es in allen Gemeinen viele gebe, welche wahrhaftige und nicht weniger Mitglieder der allgemeinen oder unsichtbaren Kirche wären, als die Evangelischen. Den Reformirten schrieb er zwar Irrthümer zu; aber mehr ihren Lehrern, als dem größten Theil der Gemeine; er glaubte sogar, daß man ihren gottesdienstlichen Versammlungen ohne Sünde beiwohnen könne; welches wiederum für sein Zeitalter zu sagen viel gewagt war. (Th. IV. S. 365. 366.) Daher nahm er auch seine oben (S. 390) angeführte Predigt von den falschen Propheten, nicht in die Sammlung seiner Predigten auf, weil er glaubte, daß sie zu heftig abgefaßt, und Grundsäze darinne wären, die zur Verfolgung anderer wider seinen Willen gemißbraucht werden könnten. Eben so schränkte er in einem besondern Bedenken von der Pflicht der Obrigkeit, welche anderer Religion Unterthanen hat, die Macht derselben in Religions- und Gewißensangelegenheiten weit mehr ein, als in seinen frühern Jahren. (Th. III. S. 730.) Von vielen

ihrer

ihrer Lehrsäze und Schriften wegen übel berichtigten Personen urtheilte er weit gelinder und gütiger, als man es damals zu hören gewohnt war, und dulden konnte; aber doch gar nicht mit Gleichgültigkeit gegen Schwärmerey und mystischen Unsinn. Er warnete auch wohl vor dem Lesen solcher Schriftsteller, die er nicht als Irrlehrer verwerfen wollte, weil er sie nicht genug gelesen habe, noch verstehe; wie dieses der Fall mit Jacob Böhmen war. (Lezte theol. Bedenken, Dritter Theil, S. 155. fg. verglichen mit Theol. Bed. Th. I. S. 314. fg.) Diesem allem ohngeachtet, hielt der sanftdenkende Mann die Römischkatholische Kirche vor die gefährlichste von allen christlichen Partheien in Ansehung ihres Lehrbegriffs. (Th. IV. S. 152. fg.) Eine Vereinigung der Protestanten mit derselben, hielt er vor schlechterdings unmöglich, erklärte alle Vorschläge zu derselben vor hinterlistig und schädlich; zeigte auch insonderheit, wie sehr man sich vor dem zu seiner Zeit (zwischen den Jahren 1670. und 1690.) unter allerley angenommenen Nahmen bey den Protestanten herumreisenden, auch Spenern besuchenden, und solche Vorschläge empfelenden Bischof von Tiena und Neustadt, Christoph Roxas de Spinola, in Acht zu nehmen habe. Er bemerkte unter andern gegen einen Staatsbedienten, der ihn darüber befragte, daß die dem Scheine nach vortheilhaften Anerbietungen deßelben gar wohl zu Rom gebilligt werden könnten, indem sie zwar mit den Grundsäzen und den Nuzen des päpstlichen Hofes nicht übereinstimmten; dieser aber, wenn er nur erst so viele Länder, es möchte geschehen wie es wolle, unter seine geistliche Botmäßigkeit wieder gebracht hätte, zu seiner Zeit alles in den ihm gefälligen Zustand versezen könnte. (Th. IV. S. 141. fg. verglichen mit Th. III. S. 570. fg.) — Will man zu diesen wenigen

Proben des sehr merkwürdigen und fruchtbaren Inhalts von Speners theologischen Bedenken, noch dasjenige hinzufügen, was er bey vielen Gelegenheiten über die damals sogenannten Mitteldinge gesagt hat, unter welchem Nahmen mit ihm und seinen Freunden oder Nachahmern so stark über die Zuläßlichkeit der Schauspiele, des Tanzens, und anderer öffentlichen Ergözlichkeiten, gestritten worden ist: so wird man auch da den Mann antreffen, der zwar aus gewißenhafter Frömmigkeit nicht sehr gelind von denselben denkt; aber doch das darinne an sich Erlaubte und Unschuldige von den Reizungen zur Sünde, welche oft damit verbunden sind, beßer zu unterscheiden weiß, als man aus den Beschuldigungen schließen sollte, die ihn deswegen getroffen haben. (Th. II. S. 484. lezte theol. Bed. III. Th. S. 605.)

In einer so edlen und auf alles was Religion, Gottseeligkeit und Kirche betraf, aufmerksamen Geschäftigkeit, brachte Spener auch seine lezten Jahre zu. Der Kursächsische (und zugleich Königliche Pohlnische) Hof ließ ihm im Jahr 1698. also zu einer Zeit, da man in den Ländern deßelben, wie in andern Gegenden, immer noch fortfuhr, ihm schädliche Abweichungen von der Lehre und Verfaßung der Evangelischen Kirche vorzuwerfen, so vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren, daß er ihm seine vorigen Aemter zu Dresden wieder anbot. Spener lehnte diesen Antrag schon damals ab, und konnte sich auch im folgenden Jahre nicht entschließen, denselben anzunehmen. Seine Hauptgründe waren nicht allein eben der in Schriften fortdauernde ungestüme Eifer der Kursächsischen akademischen Theologen wider ihn, der nothwendig vielen Einfluß auf die übrige Geistlichkeit in Sachsen haben mußte; sondern auch die Besorgniß, daß er

in

in diesem Lande, wo auch die Religionsveränderung des ihm sonst gewogenen Fürsten vorgefallen war, lange so ausgebreitetes Gutes nicht würde stiften können, als im Kurbrandenburgischen. Auf besondern Befehl seines Landesherrn, der ihn sehr hoch schäzte, hatte er einige Jahre vorher eine Rettung der Evangelischen Kirche von falscher Beschuldigung der Trennung und Gemeinschaft mit alten Ketzereyen, herausgegeben. Er sezte sie den Zweifeln entgegen, welche Johann Ernst Grabe dem kurfürstlichen Consistorium in Preußen übergeben hatte, und hielt durch seine Schrift diesen nachher als ein Mitglied der Englischen Kirche berühmt gewordenen Gelehrten von dem Uebergange zur Römischkatholischen ab. In einer ähnlichen, aber allgemeinern Absicht und für jeden Leser faßlich, hatte er schon im Jahr 1684. seine Aufmunterung zur Beständigkeit bey der reinen Lehre des Evangelii, drucken laßen. Sein leztes Buch war die Vertheidigung des Zeugnißes von der ewigen Gottheit unsers Herrn Jesu Christi, das durch den Angriff auf drey seiner Predigten dieses Inhalts veranlaßt wurde, sehr ausführlich und gründlich gerieth, aber erst nach seinem Tode ans Licht gestellt werden konnte.

Er starb am fünften Februar des Jahrs 1700. nachdem er kurz vorher sein ein und siebzigstes Jahr angetreten hatte. Sobald ihn seine tödtliche Krankheit überfiel, ließ er einen seiner vertrauten Freunde holen, sagte ihm insgeheim, daß sein Ende nunmehr bevorstehe, und verlangte daher, daß er ihm noch einmal die Beschreibung der lezten Stunden des berühmten Reformirten Theologen Rivet zu lesen geben möchte, die ihm in seinen jüngern Jahren, und sonderlich folgende Worte darinne, so viel Vergnügen gemacht hatten;

hatten: „Ich habe in den zehn Tagen meiner Krank-
„heit mehr wahre Theologie gelernet, als in dem gan-
„zen vorhergehenden Zeitraum meines Lebens von
„funfzig Jahren.“ Er ließ bald darauf seine Amts-
genoßen an der Nicolaikirche zu sich kommen, um
ihnen noch sein feierliches Glaubensbekenntniß, aber
auch einige Nachrichten mitzutheilen, von denen sie
dereinst Zeugen abgeben möchten. Indem er sich
völlig zu der Lehre der Evangelischen Kirche, wie sie
in ihren symbolischen Schriften enthalten ist, bekannte,
sezte er hinzu, daß er noch immer die Hoffnung beße-
rer Zeiten für die Kirche, einer allgemeinen Bekeh-
rung der Juden, und eines tausendjährigen Reichs
Christi, deßen Umstände er aber nicht bestimmen
könnte, hege; Einsichten zu denen er erst in Frank-
furt gelangt wäre, und die mit jenen Schriften nicht
stritten. Dieses war eine von Speners Lieblings-
meinungen, die er auch in eigenen Büchern verthei-
digt hat: und es ist nicht schwer zu begreifen, wie ein
Mann, der so ungemein stark von den unzählichen
Mängeln in Religions- und Kirchensachen, von dem
kleinen Umfange der Früchte, die das Christenthum
bey seinen Bekennern trägt, und von den fast unüber-
steiglichen Schwierigkeiten gerührt ward, die den Be-
mühungen des reinsten Eifers entgegenstehen; wie ein
solcher Mann sich die gewißeste Erwartung von Zeiten,
in denen diese Religion und ihr Stifter noch auf der
Welt einen allgemeinen, herrlichen und sichtbaren
Sieg erlangen würde, habe einprägen können; ohne
daß er doch diese Hoffnung andern aufgedrungen hätte.
Spener that noch andere merkwürdige Geständniße
an seine Amtsgenoßen, die seine Bescheidenheit und
Sanftmuth zu erkennen gaben; unter andern gedachte
er verschiedener seiner Gegner; versicherte, daß er
nichts wider sie im Herzen habe, und wünschte ihnen,

daß

daß sie weit vor ihm in der Herrlichkeit kommen möchten. Ueberhaupt machten die würdigsten Gesinnungen und Empfindungen der Religion, von denen man ihn ganz durchdrungen sah, und unter deren anhaltendem Ausdrucke er dem Tode froh entgegen gieng, auf alle, die in seinen lezten Wochen um ihn waren, einen tiefen Eindruck. Einige Tage vor seinem lezten, verordnete er, ihm nicht einen einzigen schwarzen Faden in den Sarg mitzugeben, auch diesen nicht, wie es gewöhnlich ist, schwarz anstreichen zu laßen: denn er habe, sagte er, in seinem Leben über den Zustand der Kirche getrauert; nun aber gienge er in die triumphirende Kirche ein, und auch sein ganz weißes Sterbekleid sollte ein Zeugniß ablegen, daß er in der Hoffnung einer Beßerung der Kirche auf Erden, dieselbe verlaße. Unter den Kindern, die ihn überlebten, war insonderheit sein jüngster Sohn, Jacob Carl Spener, zulezt Profeßor der Geschichte und der Rechte zu Wittenberg, der sich als ein guter Kenner dieser Wißenschaften unter den Gelehrten Ruhm erworben hat.

So sehr sich auch bey Speners Leben, fast die ganze Evangelische Kirche im Urtheil über ihn getheilt hatte, weil die hizigen Streitigkeiten, in welche seine lezten fünf und zwanzig Jahre fielen, es unmöglich machten, daß er, der als das bewunderte Oberhaupt der einen Parthey angesehen ward, von der andern mit billiger Gelaßenheit geprüft worden wäre; so sah er doch bereits einen Fortgang seiner Bemühungen, einen sich immer mehr erweiternden und in Nachahmung übergehenden Beifall, durch welchen er sich für so viele Angriffe und Verunglimpfungen sehr belohnt halten konnte. Noch glücklicher erhielt und verstärkte sich sein Nachruhm. Beide Partheien, welche über ihn uneins gewesen waren, rückten immer näher zu-

sam-

sammen; viele erkannten wenigstens stillschweigend und mit der That selbst, wie heilsam und nothwendig seine meisten Verbeßerungsvorschläge wären: und zwanzig Jahre nach seinem Tode, da ohnedieß Pietisten und Orthodoxen nach und nach aufhörten, einander zu bekämpfen, weil sie einen gemeinschaftlichen Feind an Christian Wolfen zu erblicken glaubten, war es unter den weisesten und gelehrtesten Mitgliedern der Evangelischen Kirche schon völlig entschieden, wie viel ihm dieselbe, nebst dem Christenthum selbst, der theologischen Gelehrsamkeit, dem geistlichen Lehramte und den Sitten zu danken habe. Es ist also auch keineswegs zu dreist oder zu lobredneriſch gesagt, daß Spener die Religion bey unzählichen zu einer Angelegenheit des Herzens gemacht habe, an Statt daß sie vorher so häuffig nur ein Gegenstand des Gedächtnißes, der äußerlichen Uebungen, der Gelehrsamkeit und der Streitfertigkeit gewesen war; daß er die christliche Gottseeligkeit auf mancherley und außerordentliche Art glücklich befördert; die Predigten wieder in faßliche und gemeinnüzliche Erklärungen der heiligen Schrift und der Religion, sonderlich der Sittenlehre, verwandelt; die möglichst größte Fruchtbarkeit des Predigtamtes gezeigt; den biblischen Untersuchungen von neuem ihren Rang und ersten Platz auf dem theologischen Lehrstuhl eingeräumt; den geistlichen Fechtergeist eingeschränkt, und die nöthigen Religionsstreitigkeiten sanft und gemeinnüzlich führen gelehrt; die theologische Methode im Ganzen verbeßert; Anweisungen zur kirchlichen und theologischen Klugheit in überaus vielen Fällen hinterlaßen, endlich selbst der anständigen Freyheit im Denken, Lehren und Schreiben großen Vorschub gethan habe.

Warum

Warum er bey so trefflichen Absichten, die er durch den redlichsten und thätigsten Eifer, auch durch manche sehr wohlgewählte Mittel auszuführen suchte, nicht geschwinder und überall durchgedrungen ist, nicht noch mehr ausgerichtet, so viele und so hitzige Gegner gefunden hat; davon laßen sich die Ursachen leicht angeben. Er war insonderheit zu wenig Philosoph: nicht, um als solcher den Lehrbegriff seiner Kirche zu untersuchen; — denn dazu hielt er den Probierstein der heiligen Schrift vor hinlänglich; — sondern um bey seinen Zweifeln, Vorschlägen und Aenderungen, auch bey den darüber entstandenen Streitigkeiten, eine so genaue und bündige Methode anzubringen, als nöthig war, um Verwirrungen von Begriffen, Mißdeutungen, Wortzänkereyen und ähnlichen Folgen vorzubeugen. Es scheint nicht, daß dieser Mangel an geübtem philosophischen Scharfsinne bloß davon herzuleiten sey, wie man behauptet hat, weil er sich in seinen frühern Jahren den historischen Wißenschaften, die hauptsächlich das Gedächtniß beschäftigen, ergeben hatte: denn Geschichtkunde und Philosophie vertragen sich nicht bloß mit einander; sie sind einander beide unentbehrlich. Aber eine Philosophie, wie die damals herrschende Aristotelische, spizfindige und disputirsüchtige war, konnte einen solchen Geist, wie der seinige war, nicht zu einer nähern Bekanntschaft einladen; sie mußte ihm vielmehr als ein Hinderniß der edlern Religionswißenschaft und der wahren Gottseligkeit vorkommen. Daher kommen nun eben manche nicht genug bestimmte, bildliche, biblische, aber nur zu morgenländische Ausdrücke, Sätze und Redensarten, und weitschweifige Vorträge. Er leugnete mit Recht die Erklärungen, die man davon gab, und die Folgerungen die man daraus zog; aber es wäre rathsamer gewesen, die Gelegenheiten dazu mit aller Schärfe in

der

der Wahl der Worte, der Vorstellungsarten und Verbindungen, abzuschneiden. Dazu kam auch dieses, daß verschiedene seiner Neuerungen zwar mehr wörtlich waren, als die Sache selbst angiengen; doch gerade darum überflüßig und für ein so reizbares Zeitalter, wie das seinige war, ganz ungenießbar scheinen konnten. Ferner hatten auch seine sehr allgemein ausgedrückten Klagen über den Verfall der Kirche, des Lehrstandes und der Frömmigkeit, wo nicht etwas Beleidigendes an sich; gleichwohl für eine Menge angesehener Männer viel Widerwärtiges und Anstößiges. Am allermeisten schadete ihm vielleicht das Nachsichtsvolle Betragen, das er gegen Leute beobachtete, die ihr gutes Herz und ihre Frömmigkeit bey ihm beliebt machten; die aber bey einem mäßigen Verstande, sich zu unglücklichen Nachahmern von ihm aufwarfen; die den Lehrbegriff, den äußerlichen Gottesdienst, die theologische Gelehrsamkeit selbst verbeßern wollten, bald wo nichts zu verbeßern war, bald wo ihre Wißenschaft und Ueberlegung dazu gar nicht hinreichten; und die besonders durch ihre Einbildungskraft oder Schwermuth irre geführt würden. Seine günstige oder entschuldigende Urtheile von denselben, die Verbindungen, in welchen er mit manchen von ihnen stand, und wohl gar die geschicktere Vertheidigung einer ihrer ungewöhnlichen Meinungen, machten, daß sich viele desto mehr vor ihm scheueten, je weniger Anlage sie an diesen Leuten zu Kirchenverbeßern finden konnten. Die Versehen von Speners verständigern Freunden und Nachahmern wurden auch auf ihn zurückgeführt. Vermuthlich würde er selbst dadurch seiner guten und großen Sache mehr zu Hülfe gekommen seyn, wenn er weniger und kürzere Streitschriften herausgegeben; aber dafür in bündigen kleinen Schriften, die Gegenstände, die ihm so werth waren, lichtvoll dargestellt

hätte,

hätte, ohne auf Gegner Rücksicht zu nehmen, davon die meisten seiner nicht würdig waren. Unpartheiisch zu sagen, konnte es freylich, unter den oben beschriebenen Umständen und Reizungen, ja bey der ganzen damaligen Verfaßung der Evangelischen Kirche, den Theologen derselben nicht so sehr verargt werden, daß sie sich ihm widersezten; sie können deswegen allein nicht ohne Unterschied vor schlechtgesinnte Feinde aller Verbeßerung und bloße Ketzermacher ausgegeben werden; allein die Art ihres angefangenen und fortgeführten Angriffs leidet keine Rechtfertigung.

Unterdeßen bleibt doch **Spener**, ungeachtet jener Fehltritte, der ehrwürdigste und nüzlichste **Reformator**, der in den neuern Zeiten unter den **Protestanten** aufgestanden ist. Vergleicht man ihn mit seinem Zeitgenoßen, **Christian Thomasius**, der auch sein Freund, wenigstens sein großer Verehrer war, der nicht weniger viel und dauerhaft **reformirte**, als er: so sieht man wohl, daß einer dem andern gewißermaaßen zu seinen Absichten beförderlich gewesen sey, und daß sie, was den Umsturz der unumschränkt herrschenden Philosophie, die aufzuhebenden traurigen Einschränkungen der Lehr- und Schreibfreyheit, ja noch mehrere wichtige Angelegenheiten betrift, völlig gleich gedacht haben. Dennoch war das große Ziel von beiden, ihr Entwurf, ihre Methode und die von

ihnen gebrauchten Mittel, ihre Gemüthsart und ihre Leidenschaften, ihre Schreibart, und der Erfolg ihrer Bemühungen bey der Nachkommenschaft, alles war ungemein weit von einander unterschieden. Der eine riß fast unaufhörlich nieder, was ihm nur irgend wankend zu seyn dünkte, und bestürmte diejenigen mit furchtbarem Muthe, die ein solches Gebäude zu beschützen suchten; indeßen der andere nur klagend und bedauernd die schwachen und häßlichen Seiten eben deßelben Gebäudes anzeigte, in einem eben so sanften Tone die Mittel anzeigte, wie man es verschönern oder unterstützen könne, und selbst Hand anlegte, um solches zu thun. Jener eröfnete zwar ein überaus freyes und weites Feld zur Entdeckung neuer Wahrheiten; aber diejenigen, welche er selbst ans Licht zog, wurden zum Theil von seinen nächsten Nachkommen mit sicherern Grundsäzen vertauscht; dieser hingegen nüzte die neuerworbene Freyheit weit bedachtsamer, und stiftete eine vortheilhafte Veränderung im Ganzen, an deren Erweiterung und Befestigung man seitdem immer fortgearbeitet hat. Speners kirchliche Reformation ist im Grunde sogar für diejenigen lehrreich, und eben so oft warnend, welche die ihrige auf einem ganz andern Wege durchzusezen beflißen sind. Die wichtigen Fragen insonderheit: ob die Verbeßerung des eingeführten christlichen Lehrbegriffs, bloß mit der heiligen Schrift in der Hand, aber ohne alles philosophisches Forschen;

oder bloß durch scharfsinnige Untersuchungen, ohne die Bibel um Rath zu fragen, am glücklichsten versucht werde? ob bitterer Spott über kirchliche Einrichtungen, oder eine gelaßene und gründliche Darstellung von Bedenklichkeiten gegen dieselben, nicht nur stärkern, sondern auch nüzlichern Eindruck machen? ob Meinungen andere Meinungen kühn und entscheidend entgegenstellen, die Bestimmung ganzer Stände über den Hauffen werfen, und einen willkührlichen Tausch von Lehrmethoden treffen, ob dieses alles reformiren heiße? diese und mehr andere ähnliche Fragen, gewinnen durch eine aufmerksame Betrachtung der Bahn, auf welcher Spener fortschritt, ein nicht geringes Licht. Hoch über ihn wegfahrend, haben freylich viele ihm mehr die Eigenschaften eines frommen wehklagenden Eiferers und Volkslehrers, als eines gelehrten und tiefdenkenden Mannes zugestanden; aber sie haben ihn ungezweifelt weder gelesen noch gekannt. Er war in der That ein weitsehender Kopf, mit den Menschen und der Welt sehr wohl bekannt; von vieler Wißenschaft in der biblischen Auslegung, in der Kenntniß der alten Kirche, ihrer Lehrer und Schriften, in mehrern Theilen der Geschichte, von einer ausgebreiteten und kritischen Belesenheit. Allein es gehörte zu seinem nicht gemeinen Entwurfe, seine Gelehrsamkeit nach und nach zurück zu ziehen, um dem Wachsthum der Gottseeligkeit, die, fast möchte man sagen vor lauter Bestreben nach Recht-

gläubigkeit, nicht aufkommen konnte, desto mehr beförderlich zu seyn. Gesezt auch, seine aufgeklärte, heiße und sehr würksame Frömmigkeit hätte ihre Schwächen gehabt; es waren nicht die Schwächen eines düstern und trübsinnigen Christen, den seine Phantasie in einem Wirbel herumtreibt; sie entsprangen aus einer schönen Quelle, aus der Begierde, für das ächte Christenthum lieber etwas zu viel als zu wenig durch Lehren und Beispiel und immerwährende Anwendung zu thun. Lang, groß und mannichfaltig waren die Folgen und Nacheiferungen, die er solchergestalt erweckte; eine neue besondere Gemeine ist würklich, wenn gleich nicht nach seinen Absichten, aus einem Theil des Saamens aufgewachsen, den er ausgestreuet hatte. Wie weit man überhaupt von seiner Zeit an, in der Evangelischen Kirche, bey Bearbeitung der edeln Gegenstände, die ihn so rühmlich beschäftigten, gekommen; ob man darinne noch glücklicher gewesen; oder gar auf einigen Seiten zurückgewichen sey; warum endlich Verbeßerungen, die in seinem Geiste unternommen wurden, noch in den neuesten Zeiten unerwarteten Widerstand gefunden haben? das verdient wohl untersucht zu werden. Und auch in dieser Rücksicht müße Speners Andenken von Zeit zu Zeit durch Denkmäler von mehr als Einer Art mit aller Dankbarkeit erneuert werden!

Spe-

* * *

Speners Schriften, und besonders seine theologische Bedenken, welche so viele seiner Briefe und andere ihn betreffende Aufsäze enthalten, sind die reinste und angenehmste Quelle seiner Lebensgeschichte. Eine Anzahl seiner Briefe an den berühmten Rechtsgelehrten Johann Schilter zu Straßburg, ingleichen einen an den bekannten Theologen zu Augsburg, Theophil. Spizel, welche beide seine vertraute Freunde waren, hat Schelhorn (Amoenitt. Literar. T. VI. p. 549. sq. T. XII. p. 658. sq.) ans Licht gestellt. Noch giebt es auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig einen starken Band seiner eigenhändigen Briefe an seinen dortigen Schwiegersohn, den berühmten Theologen, Adam Rechenberg, und einen andern Band, der größtentheils Briefe des leztern an ihn enthält. In beiden hatte ich schon ehemals mit vielem Vergnügen gelesen; jezt habe ich sie durch die gütige Mittheilung des Hrn. Prof. Reiz, wieder in den Händen. Da sie aber hauptsächlich die kleinern Umstände der Schriften und Streitigkeiten Speners, auch viele seiner persönlichen und Familienvorfälle angehen: so habe ich nur von einer Stelle derselben in dieser Lebensbeschreibung Gebrauch gemacht.

Die einzige Lebensbeschreibung, die man bisher von ihm hatte, bestand aus einer Vorrede von

104. Seiten, welche der Freyherr Karl Hildebrand von Canstein, einer seiner vorzüglichsten Freunde, und allgemein bekannt wegen seiner freygebigen Bibelanstalt, den lezten theologischen Bedenken deßelben vorgesezt hat. In derselben findet man nicht nur einen Auszug seines von ihm selbst aufgesezten Lebenslaufes; sondern auch viele besondere Umstände seines Lebens, und hauptsächlich eine ausführliche Abschilderung seiner Gaben und Tugenden, auch des Nutzens seiner Bedenken. Hingegen werden verschiedene seiner Hauptbegebenheiten und Unternehmungen nur kurz angezeigt. Diesen Mangel an Vollständigkeit zu ersezen, ließen jene Vorrede im Jahr 1740. zween berühmte Männer, der Abt zu Klosterbergen, Johann Adam Steinmetz, an deßen daselbst genoßene Aufsicht ich noch öfters dankbar gedenke, und Joachim Lange zu Halle, jener zu Magdeburg auf 248. Quartseiten, dieser zu Halle in Oktav auf 424. Seiten, mit vielen und langen Anmerkungen, auch andern Zusäzen, druckten. Obgleich der lezztere nicht lauter zweckmäßige Vermehrungen beigefügt hat; so können doch beide Ausgaben nüzlich verbunden werden. Lange hat unter andern auch ein Verzeichniß von Speners Schriften eingerückt, aus dem man aber grösstentheils nur die Titel derselben kennen lernt. Selbst durch diese Ausgaben ist Cansteins Vorrede noch keine zusammenhängende, genaue und unpartheiische Lebensbeschreibung geworden.

Viele

Viele brauchbare und ziemlich umständliche Nachrichten von Speners Streitigkeiten, hat Johann Georg Walch (Einleitung in die Religionsstreitigk. der Evangel. Luthr. Kirche, Th. I. S. 557. fg. Th. II. S. 41. fg. und in andern Stellen dieses Buchs mehr,) gesammlet. Seine Urtheile sind zwar gemäßigt und richtig; doch nicht selten bloß von der Oberfläche abgeschöpft.

Weismann (Introd. in Memorabilia Eccleclesiast. Hist. S. Novi Test. Tom. II. p. 966. p. 1023. sq. Halae, 1745. 4.) hat auch viel von Spenern zusammen getragen, das, wenn es gleich von vermischtem Werthe ist, doch zur eigenen Beurtheilung gute Dienste leistet.

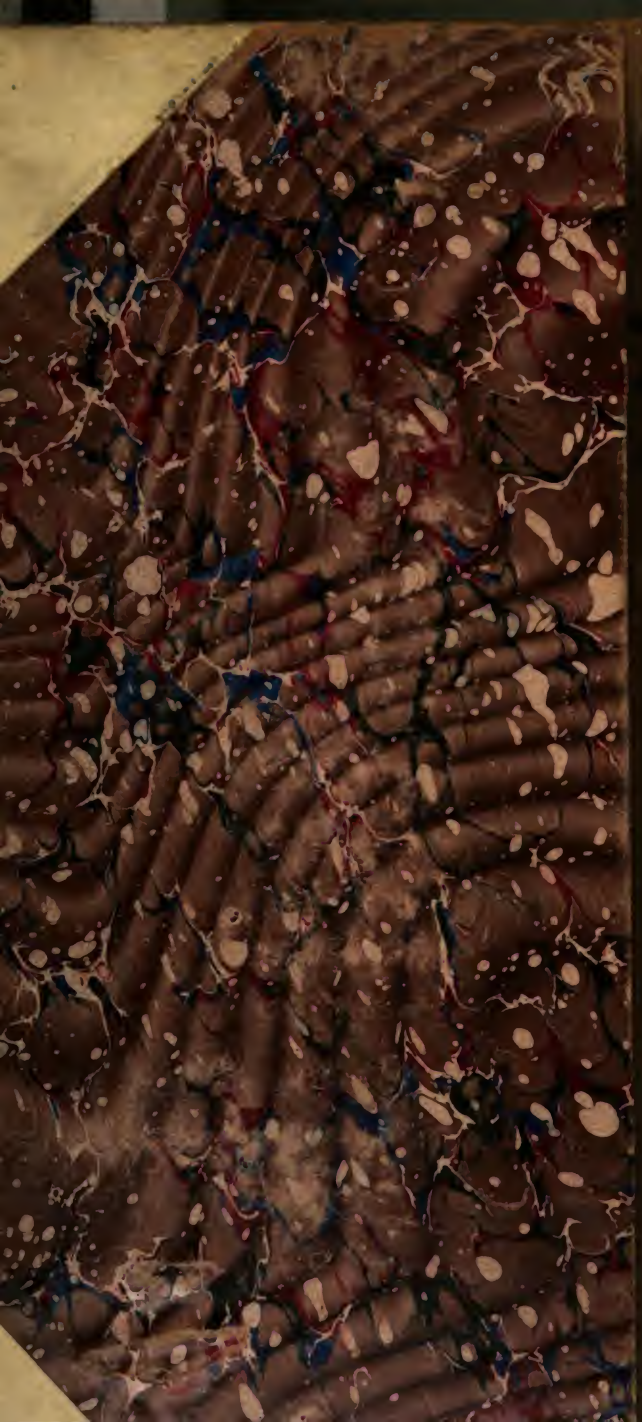
Will man mit diesen Nachrichten, die von Freunden und zum Theil Bewunderern Speners herrühren, auch das Urtheil oder vielmehr die Vorwürfe eines seiner Gegner von der verständigern Gattung vergleichen: so kann man Valentin Ernst Löschers vollständigen Timotheus Verinus, Zweyten Theil, S. 81. fg. S. 86 fg. lesen.

Spener wollte niemals zugeben, daß man sein Bild abzeichnete; er verbot es noch in seinen letzten Tagen. Als man ihm aber einst vorstellte, daß ein frommer sehr verschuldeter Mahler, sich zum Theil seinen Unterhalt davon erwerben könnte, wenn

er

er ihn mahlen dürfte: so ließ er es geschehen. Sehr wahrscheinlich ist von diesem Gemählde das Kupferbild Speners genommen, das man seinen Consiliis vorgesetzt hat; so redend ist dieses, und so übereinstimmend mit allem, was man von seinem Charakter weiß. Ich schickte also dasselbe nach Berlin, um für diesen Theil getreu copirt zu werden. Da aber der Künstler zu diesem Behuf noch ein Gemählde von Spenern, das unter seinen Nachkommen zu Berlin aufbewahret wird, damit verbunden hat: so ist es nicht völlig jenes Bild geblieben, auf das ich daher meine Leser zurückweisen muß.

Ende des sechsten Theils.


Digitized by Google